

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

1/2018



Jahrg. 30, Heft 1, April 2018, ISSN 0947-7233

Titelbild: Initiale aus dem Reichenauer Homiliar, ottonisch, 2. Drittel des 10. Jh., hier als Beispiel für Kultur unter Otto I. (siehe die Aufsätze ab S. 111 und ab S. 122) [Puhle, Matthias (Hg. 2001): *Otto der Große · Magdeburg und Europa · Band II · Katalog*, S. 231]

Impressum

Zeitensprünge Interdisziplinäres Bulletin

(*vormals ‚Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart‘*)

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig
D-82166 Gräfelfing, Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06

Fax: / 87 139 139

mantisillig@gmx.de

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Verlags-Homepage

mit Online-Bestellmöglichkeiten und Stichwort-Verzeichnissen

www.mantis-verlag.de

Phantomzeit

Blog zur Mittelalter-Phantomzeit mit Forum

www.fantomzeit.de

Dazu

mit Zugang zu erweiterten Funktionen

www.chrono-rekonstruktion.de

nach Anmeldung über

andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Druckerei: Difo-Druck GmbH, 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen

Nach Einzahlung von 35,- € auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 40,- € überweisen oder bar senden) werden bei Erscheinen die drei Hefte des Jahresabonnements 2018 verschickt.

Frühere Hefte können einzeln geliefert werden. **Vor 2000** sind noch verfügbar: 2-3/90, 1/91, 2/91, 1/92, 1/93, 1/94, 3/94, 4/94, 3/95, 2/98, 4/98, 3/99.

Ab 2000 sind nicht mehr lieferbar: 1/2000, 2/2000, 2/2007, 1/2009, 1/2011.

Preise für Einzelhefte und Bestellmöglichkeit siehe www.mantis-verlag.de

Jahrgänge: **2001-2006** je 22,- , **2007-2008** je 38,- , **2009-2014** zu 40,- €, **2015** zu 44,- , **2016-2017** zu 35,- €. Inlandsporto im Preis enthalten.

Copyright ©: Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: Heribert Illig Verlag

IBAN: DE21 7001 0080 0137 2388 09 BIC: PBNKDEFF

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jg. 30, Heft 1
April 2018

Editorial

„»Das bisschen Hefterl macht sich von allein«, sagt der Mann.

»Das bisschen Hefterl kann so schlimm nicht sein« sagt der Mann.

Wie man sich überhaupt beklagen kann, ist unbegreiflich.“

So ähnlich sang vor 40 Jahren Johanna von Koczian, um die Frau zu einem kleinen Aufstand gegen Haushalt und Mann anzustacheln. Ebenso macht sich auch dieses Heft nicht von ganz allein; es braucht auch von den AutorInnen einiges Hirnschmalz, wie der Baier sagt. Heikel wird es, wenn eigentlich alles fixiert ist, doch jäh Unerwartetes passiert: Ein Autor findet für seinen fast fertigen Artikel noch ein unabdingbares Buch, muss aber gleichzeitig ins Krankenhaus. Da will der Herausgeber nicht nur Mitgefühl aufbringen, sondern muss auch – wie man früher sagte – einen Remplacanten finden, ausgerechnet für den mit Abstand längsten Text. Da ist die Freude groß, wenn zeitgleich ein anderer Aufsatz von anderer Hand eintrifft, der einen Teil der Lücke schließt, auch wenn er nicht exakt ins Zentrum unserer Probleme zielt.

Der Zwischenfall führte bei mir zu einem Blick in den Spiegel, war doch außerdem der Nachruf für unseren wohl ältesten Autor zu schreiben (s. S. 4). Wir sind in den letzten 30 Jahren deutlich älter und auch weniger geworden, da wir zu wenige neue Interessenten gewinnen (mein Name wird von der deutschen Presse möglichst in überhaupt keinem Zusammenhang erwähnt). Es ist also dringend notwendig, für die *Zeitensprünge* die Werbetrommel zu rühren. Getan haben das in gewisser Weise all jene, die ein Paten-Abo für Bibliotheken und notleidende Autoren bezahlen; ihnen gilt mein spezieller Dank. Aber es müssen auch solche gewonnen werden, die weniger gedruckte Texte als solche auf dem Bildschirm lesen. (Die Umstellung auf ein E-Book würde die Altgedienten vergrämen.) Jeder Abonnent suche einen neuen Abonnenten! Für diese Werbung lassen sich Probeexemplare vom Verlag anfordern. Wenn wir andere nicht für chronologiekritische Gedanken, also für die Kritik an allzu lang nur Geglaubtem, begeistern können, dann wird sich der immer gleiche, falsche Trost behaupten. In diesem Sinne

 26.03.

Im Gedenken an Robert Zuberbühler

15. 10. 1920 – 2. 12. 2017

Der wohl älteste Autor der *Zeitensprünge* ist von uns gegangen. Robert Zuberbühler war von 1996 bis 2013 als Autor präsent. Ihn zeichnete, wie ich aus vielen Telefonaten weiß, bis zum Schluss eine fröhliche Neugier aus; 'Zubi' war bei etlichen Jahrestreffen dabei und kam sogar 2007 nach Istrien zu meinem runden Geburtstag. In den *Zeitensprüngen* beschäftigte er sich gerne mit philosophischen Betrachtungen.

Er war in mancher Hinsicht eine Rarität, z. B. ein Kommunist aus der Schweiz, der sich natürlich für Hans Mühlestein begeisterte, einen anderen Schweizer Kommunisten, vor allem aber Kulturhistoriker (Etrusker, Rom und die Renaissance) und Schriftsteller [vgl. Illig 1997, 602 f.]. Nicht zufällig arbeitete Zubi im Druckgewerbe. Als Graphiker fand er später auch sein Auskommen bei der *Swissair*, konnte seine Töchter versorgen und besaß ein Haus mit direktem Blick auf die landenden Maschinen von Zürich-Kloten. Ob mit diesem Tor zur Welt auch die Wahl seiner Frau zusammenhing, ist mir unbekannt: Beryll war Engländerin und starb einige Jahre vor ihm, nach langer Leidenszeit – für beide Partner ein schweres Schicksal.

Sein Leben lang hat er gezeichnet, etwa eine Art Comics für Erwachsene wie für Kinder. Gleichermaßen faszinierte ihn das Material Ton, aus dem er eine lange Reihe von Keramikreliefs formte, die viele Interpretationen zulassen. So hängt in meinem Arbeitszimmer ein blinder Minotaurus, der von Ariadne am Faden geführt wird...

In seinen letzten Monaten hat er mich wiederholt gedrängt, noch einmal einem Rätsel nachzugehen, dem er bei Werner Papke [17-31] begegnet war. Den hatte der Keilschrifttext der sog. MUL.APIN-Serie fasziniert, ein Sternenkatalog mit 66 Sternzeichen und Einzelsternen. Papke [28] rechnete ihn zurück und kam auf -2340. Doch von diesem Katalog liegt uns als älteste Abschrift eine von -687 vor, aus dem 18. Regierungsjahr Sanheribs [ebd.], weitere aus der Zeit bis -300 [wiki: Astrolab B]. Warum um alles in der Welt schrieb man eine Sternkonstellation auch 2.000 Jahre später noch ab? Das Rätsel wird nicht einmal durch Heinsohns Entdeckung der Verdreifachung der mesopotamischen Geschichte erklärt, weil das Alter der MUL.APIN-Sternkonstellation durch Rückrechnung der Präzession gefunden worden ist. Das Voranschreiten des Frühlingspunktes hat schon Hipparch beobachtet, wenn er auch noch nicht den exakten Wert ermitteln konnte. Insofern gibt es (astronomisch gesehen) keine Möglichkeit, das Jahr -687 mit dem Jahr -2340 gleichzusetzen. Als ich 1990 mit Papke, Astronom und Keilschriftkenner damals am Deutschen Museum in München, telefonierte, mochte er ein

gewaltsames Verrücken des Himmels (in Wahrheit also der irdischen Konstellation) nicht ausschließen. Papke war allerdings der Meinung, dass bereits die Babylonier des -4./3. Jtsd. die Präzession gekannt hätten, wie damals auch längst die Tierkreiszeichen bekannt gewesen seien, weil erst -2340 aus den Zangen des bis dahin übergroßen Skorpions das Bild der Waage gewonnen wurde, um die Herbstäquinoktie am Himmel zu fixieren, was wegen der Präzession gar nicht möglich ist. Andererseits kannte Homer die Tierkreiszeichen noch nicht. Ich übergebe das Rätsel in Zubis Auftrag hiermit der Allgemeinheit und verweise auf Assurbanipal:

„Ich las die kunstvoll geschriebenen Tafeln in schwer verständlichem Sumerisch und dunklem Akkadisch, das schwer zu entziffern ist. Ich hatte meine Freude am Lesen von Steinen, die aus der Zeit vor der Sintflut stammten“ [Papke, 29].

Artikel von Robert Zuberbühler in den *Zeitensprüngen*:

- (1996): Kirchenorientierung in Zürich und Basel; 8 (3) 337 f.
- (1997): Die drei Bethen und die Wochentage; 9 (1) 31-37
- (2000): „Neue Blicke durch alte Löcher“; 12 (3) 498-518
- (2001): Opfer und Schuld; 13 (4) 724-728
- (2002): es denkt. Fünf Variationen über G. Chr. Lichtenbergs Thema; 14 (1) 194-205
- (2007): „Wirklichkeit“; 19 (2) 467-486
- (2010): Vorschlag für ein erweitertes Konzept; 22 (2) 321-338
- (2013): Vermutungen zum Thema Emergenz; 25 (2) 498-510

Literatur

- Heinsohn, Gunnar (?2007): *Die Sumerer gab es nicht*; Mantis, Gräfelfing (¹1988)
- Illig, Heribert (2006): Nebra und Mul.Apin oder Wann beginnt wissenschaftliche Astronomie? *Zeitensprünge* 18 (2) 293-306
- (1997): Etrusker - Ägäis - Chalder - Sumerer. Querbezüge im -13./12./7./6. Jahrhundert; *Zeitensprünge* 9 (4) 602-620
 - (1990): Papkes Fund: Gilgamesch ist Merkur; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 2 (2/3) 70-75
- Mühlestein, Hans (?1981): *Die verhüllten Götter · Neue Genesis der italienischen Renaissance*; Andres, Biel (¹1957)
- (1929): *Die Kunst der Etrusker · Die Ursprünge*; Frankfurter, Berlin
- Papke, Werner (1989): *Die Sterne von Babylon · Die geheime Botschaft des Gilgamesch – nach 4000 Jahren entschlüsselt*; Lübke, Bergisch Gladbach
- wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> : Artikel

Heribert Illig

Flugsaurier auf allen Vieren

Neue Funde zeigen Gigantisches

Heribert Illig

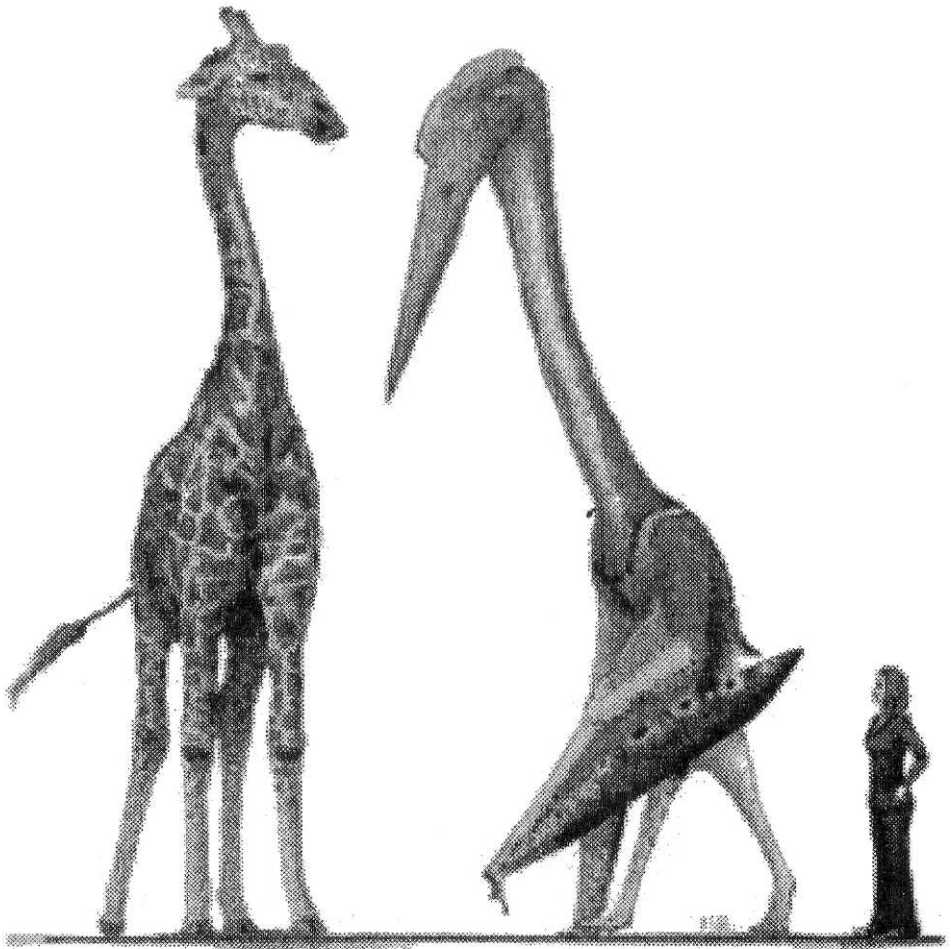
Bevor nach dem Zweiten Weltkrieg die Sauriersuche energisch vorangetrieben wurde, kannte die Allgemeinheit nur drei Flatter- oder Flugtiere aus dem Erdmittelalter: Pteranodon (Obere Kreide, 7 bis 9 m Spannweite), Pterodactylus (Oberjura, bis 0,75 m Spannweite) und Archaeopteryx (Oberjura, Taubengröße), der als *das* Missing Link zwischen Sauriern und Vögeln gilt oder auch nicht gilt und dem auch heute noch die Flugfähigkeit mal zu-, mal abgesprochen wird [Steiner]. Beim Fund des ersten Exemplars, dem sog. Londoner von 1861, zeigte das Tier die älteste bekannteste Feder, Hauptindiz für seine Rolle als Übergangsform. Mittlerweile sind zahlreiche Saurier mit Federkleid bekannt, so dass der Archaeopteryx für viele Forscher auch als Saurier akzeptabel wäre.

Nach der Jahrtausendwende kamen immer neue Flugsaurier ans Tageslicht. Sie sind relativ leicht zu erkennen, da ihr Knochenbau wie bei den heutigen Vögeln so leicht wie nur möglich ausgelegt ist. Weiter hatten sie an jeder Hand einen ins Riesenhafte verlängerten Finger, mit dem sie ihre Flughäute ausspannen konnten, während sie die Hand mit den übrigen Fingern als Fuß benutzten. Sie waren behaart, die Flughäute hingegen nackt, die Schnäbel meist ohne Zähne. Unerhört waren jedoch die immer größeren Dimensionen.

Seit ca. 1975 ist der *Quetzalcoatlus northropi* aus der Oberen Kreide bekannt, der bei einer Flügelspannweite von mehr als 10 m ein Gesamtgewicht von 200 kg gehabt haben dürfte [tberg].

2002 wurde in Transsylvanien der *Hatzegopteryx* entdeckt, dem man mindestens 12 m Spannweite konzedierte; bei der ersten Bergung, 1978, wurde er noch gar nicht als Flugsaurier erkannt [APA].

Einmal mehr ins Gespräch kamen die Flugsaurier, weil ihr bislang wohl größtes Exemplar in einem deutschen Dinosaurier-Park, im *Dinosaurier Museum Altmühltal* in Denkendorf präsentiert wird, obwohl es noch keine fachwissenschaftliche und namengebende Studie über ihn gibt. Als in Rumänien entdecktes Tier hört es deshalb nur auf den Spitznamen '*Dracula*' und übertrifft die bisherigen Rekordhalter Hatzegopteryx und Quetzalcoatlus noch einmal: nicht nur bei der Kopf- und Schnabelgröße, wobei sich in ihren Rekonstruktionen farbfrohe 'Spoiler' in Form und Farben von Schmetterlingsflügeln über dem Scheitel erheben. Es habe mindestens 12 m Flügelspannweite gehabt und wohl 500 kg gewogen; es stammt aus der Oberkreide



Größenrelation zwischen Giraffe, Mensch und Hatzegeopteryx [tberg]

(ca. 66 Mio. Jahre). Sein Lebensraum war die Inselwelt eines tropischen Meeres. Aber ob es sich in die Lüfte erheben konnte? Als Kompromiss wird kolportiert: nur die Jungtiere flogen [red, APA]. In Rundfunksendungen zu diesem Thema raunen Experten davon, dass mit allerjüngsten Funden auch Flugspannweiten von 15 bis 20 m realistisch würden.

Die Flugfähigkeit wird angesichts der Dimensionen heftig diskutiert. Immerhin geht es um giraffengroße Tiere. Ein Gleitflug wäre vorstellbar, eine Landung ohne schwere Blessuren nicht einfach, doch wie kam das 'Monster' in die Luft? Modellrechnungen laufen darauf hinaus, dass ab 12 m Spannweite bzw. 400 kg Gewicht auch ein auf vier Beinen laufendes Tier die Kraft für den Start nicht aufbringen konnte. „Damit haben wohl die eisernen Gesetze der Physik den Flugsaurierern [sic] ein Größenlimit gesetzt“ [tberg].

Bei den rezenten Vögeln gilt die Trappe mit 18, eventuell 20 kg Gewicht als größte noch flugfähige Art. Der Kondor mit dreieinhalb Metern Spannweite bringt mit ca. 15 kg weniger Gewicht auf die Waage [Dobel], noch weniger der Albatros mit 3,80 m. Aber es gab im Tertiär den Riesenvogel Pelagornis mit rund 6,4 m Flügelspannweite, gewissermaßen ein Riesenalbatros mit Zähnen im Schnabel [sott.net]. Er lebte nach dem katastrophischen Ende der Kreidezeit (-65 Mio.), das auch zu einem abrupten Aussterben der seit 150 Mio. Jahren existenten, zuletzt noch vielfach belegten Flugsaurier (Pterosaurier) geführt hatte [PLOS].

Bei einer reduzierten Gravitation wäre das Fliegen viel einfacher. Doch sie wäre ein massiver Verstoß gegen die „eisernen Gesetze der Physik“.

Literatur

- APA (2002): Größter Flugsaurier der Welt entdeckt; *derStandard.at*, 26. 03.
- Dobel, Sabine (2018): So groß wie ein Segelflugzeug · Museum stellt Riesensaurier „Dracula“ aus; *ntv*, 25. 03. <https://www.n-tv.de/wissen/Museum-stellt-Riesensaurier-r-Dracula-aus-article20350242.html>
- PLOS (2018): Flugsaurier verschwanden auf einem Schlag. Neue Funde widersprechen allmählichem Niedergang der Pterosaurier; *Scinexx*, 15. 03.
- red/APA (2018): Riesensaurier auf ungewöhnliche Weise der Welt vorgestellt. Dinopark-Attraktion „Dracula“ könnte der größte Pterosaurier aller Zeiten gewesen sein – eine Studie gibt es vorerst noch nicht; *derStandard.at*, 22. 03.
- red/, *derStandard.at* (2014): Kryptodrakon; *derStandard.at*, 27. 04.
- sott.net (2014): Größter flugfähiger Vogel entdeckt: Mit 6,4 Metern Flügelspannweite war Pelagornis ein guter Gleiter; *Scinexx*, 08. 07.
- Steiner, Markus (2018): Archaeopteryx konnte richtig fliegen; *nb nordbayern*, 18. 03.
- tberg (2014): Warum die Giganten des kreidezeitlichen Himmels nicht noch größer wurden; *derStandard.at*, 06. 11.

Prä-portugiesische Besiedlung der Azoren

Eine sicher unvollständige Zusammenstellung

Andreas Otte

Einleitung

Die Azoren sind eine Inselgruppe in der Mitte des Atlantiks, bestehend aus neun Hauptinseln und mehreren zusätzlichen Felsen. Die Inseln bilden heute eine autonome Region Portugals und sind Teil der Europäischen Union. Die Inselgruppe teilt sich auf in drei Untergruppen: Die östliche Gruppe bilden die Inseln Santa Maria und São Miguel. Die zentrale Gruppe besteht aus den Inseln Terceira, São Jorge, Graciosa, Pico und Faial. Die westliche Gruppe wird aus den beidem Inseln Flores und Corvo gebildet (Abb. 1). Der Ost-West Abstand der Inseln beträgt 622 km.

Die größte Insel São Miguel liegt 1.369 km westlich des europäischen Festlands, die westlichste Insel Flores liegt 2.342 km von Neufundland (Kanada) entfernt. Die höchste Erhebung der Inseln ist der Berg Pico auf der gleichnamigen Insel mit 2.351 m. Die Inseln sind vulkanischen Ursprungs, lediglich auf Santa Maria findet sich auch etwas Sedimentgestein [Wiki/Azoren].

Die 'Entdeckung' der Azoren

Das Thema der 'Entdeckung' der Azoren wird nach wie vor heiß diskutiert. Die Faktenlage ist allerdings nicht besonders gut. Einerseits spricht einiges für *Gonçalo Velho*, der die Inseln 1431 und 1432 erreichte. Eine von *Gabriel de Valsequa* 1439 erstellte Karte nennt jedoch einen anderen Namen, vermutlich *Silves*, jedoch lässt der schlechte Zustand der Karte Spielraum für Spekulationen. *Diogo de Teive* entdeckte die Westgruppe der Azoren erst 1452. Karten aus dem 13. Jh., wie z.B. eine im *Catalan-Atlas* von 1375 oder im *Medici-Laurentian-Atlas* (1351) zeigen allerdings Inseln auf der ungefähren Position der Azoren. Eine 1435 von *Battista Beccario* erstellte Karte spricht von den Azoren als den **wiedergefundenen** Inseln [Rodrigues u.a. 105]. Möglicherweise ist hierfür ein Kursmanöver, genannt *Volta do mar*, verantwortlich. Bei diesem Manöver muss ein Besucher der Kanarischen Inseln auf dem Rückweg erst einmal weit auf den Atlantik hinaus – bis fast zu den Azoren – um dann mit günstigen Winden und Strömungen zum Kontinent zurückkehren zu können [Wiki: Volta do mar]. Es ist gut möglich, dass Schiffe bei diesem Manöver die Azoren gesichtet, oder sogar besucht haben – weit vor dem offiziellen 'Entdeckungs'-Termin.

Und davor?

Gibt es eine Geschichte der Azoren vor den Portugiesen, wann auch immer diese die Azoren-Inseln erstmals gesichtet oder besucht haben? Das ist eine Frage, die man offiziell in Portugal, besonders aber auch auf den Azoren nicht stellen darf. Vielleicht geschieht dieses aus der Angst heraus, jemand könnte dem Land dann diese Territorien streitig machen, falls man sich offiziell zu einer früheren Besiedelung bekennt. Dabei stolpert der aufmerksame Besucher der Inseln geradezu über solche Hinweise. Auf Terceira kann man sich sogar gezielt zu diesen Stellen führen lassen [Martins], eine sehr empfehlenswerte Tour.

Bevor wir uns den einzelnen Funden zuwenden, sind zunächst ein paar allgemeine Überlegungen zu atlantischen oder sogar transatlantischen Reisen voranzustellen. Wer von Gibraltar aus mit einem Schiff südwärts fährt in Richtung der Kanarischen und den Kapverdischen Inseln, den treibt der Wind und die Meeresströmung automatisch Richtung Südamerika. Man muss sich nicht sehr mühen, bei einem Versuch Afrika zu umrunden, in Südamerika, etwa auf der Höhe von Recife, zu landen [Giffhorn 2014/2016]. Wer dann der südamerikanischen Küste nördlich folgt, gelangt mit dem Nördlichen Äquatorstrom in die Karibik. Dort übernimmt der Antillenstrom und später der Golfstrom und treibt einen an der nordamerikanischen Küste herauf, bis die Meeresströmung und die Nordatlantischen Westwinde einen zurückführen über den Atlantik in Richtung Europa. Auf diesem Weg werden auch die Azoren passiert (Abb. 2).

Auch das bereits erwähnte Kursmanöver *Volta do mar* für eine Rückkehr von den Kanaren nach Europa führt in die Nähe der Azoren. Unter diesen Randbedingungen muss eigentlich klar sein, dass die Azoren im Laufe der Zeit immer wieder zumindest besucht wurden, vielleicht sogar gelegentlich besiedelt. Von welcher Dauer solche Besiedlungen waren, ist schwer zu sagen. Die Bedingungen so weit auf dem Atlantik sind sicher nicht ideal. Andererseits ist eine Zwischenstation auf dem Weg über den Atlantik ziemlich sicher immer ein attraktives Ziel gewesen.

Die Kanaren

Die Kanaren spielen in vielen Szenarien zu Atlantikreisen eine Rolle. Die Inseln liegen zwischen 27° 38' und 29° 30' nördlicher Breite sowie 13° 22' und 18° 11' westlicher Länge. Die erste Besiedlung der Kanaren durch Berbervölker wird bei ca. -3000 bis -2000 vermutet – die sogenannten Guanchen. Diese müssen zu diesem Zeitpunkt selbst ein seefahrendes Volk gewesen sein oder aber seefahrende Transporteure gehabt haben. Es wird vermutet, dass die Fähigkeit zur Seefahrt kurz nach der Besiedlung verloren wurde oder aber

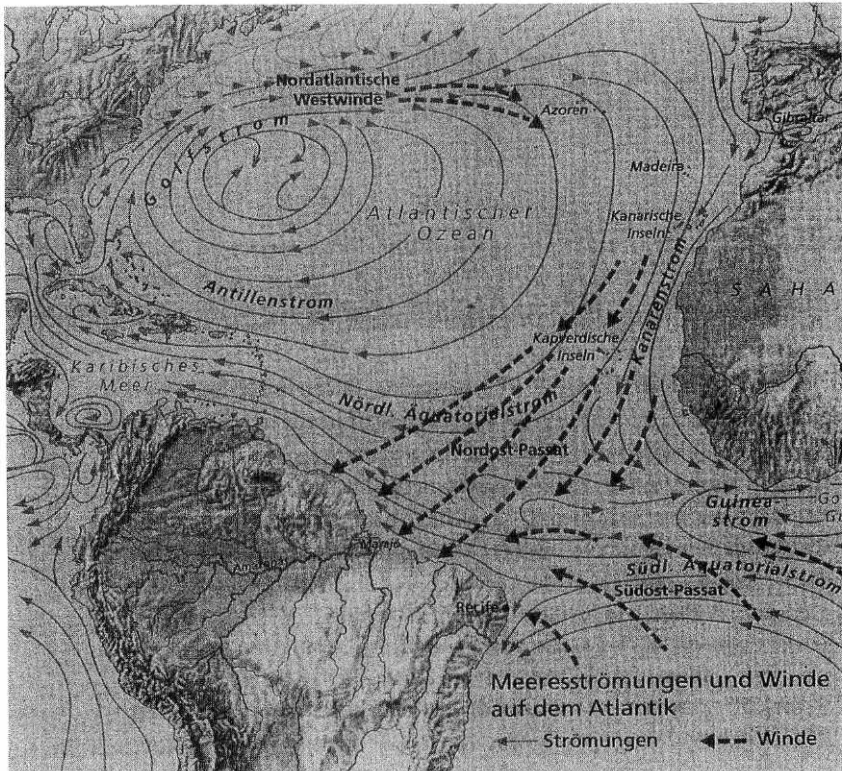
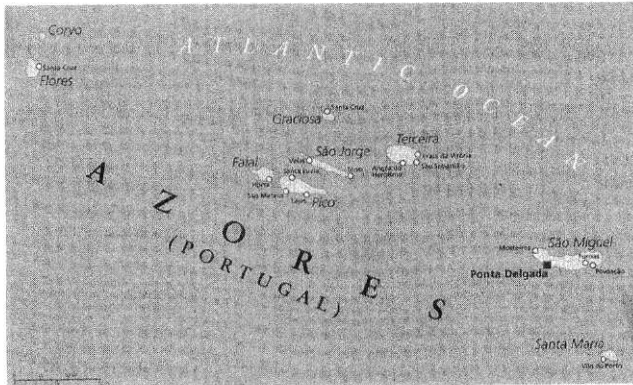


Abb. 1: Die Inselgruppe der Azoren [Azoren-Links.de]
 Abb. 2: Atlantische Meeresströmungen [Giffhorn 2014, 106]

die Transporteure nicht mehr zur Verfügung standen, denn die auf den einzelnen Inseln gesprochenen Dialekte der Guanchen-Sprache zeigen eine deutliche Divergenz.

Ein interessanter archäologischer Fund auf den Kanaren waren pyramidale Strukturen, insbesondere auf der Insel La Palma. Diese 'Pyramiden' bestehen aus lose aufgeschichteten Steinen in Stufenbauweise. Teilweise sind im Fundament sehr große Steine verbaut, die erst mühsam herbeigeschafft werden mussten. Die kanarischen Archäologen betrachten die Strukturen jedoch als „Majanos“, als Sammelplatz von Lesesteinen auf den Feldern [Betzwieser, 75]. Diese Sicht mag für einige – insbesondere die kleineren – dieser Bauten durchaus korrekt sein, aber wenn ein solcher Bau nach den Himmelsrichtungen ausgerichtet ist und auf der Westseite einen Treppenaufgang besitzt, dann wird eine solche Interpretation fragwürdig, dann wird klar, dass man nicht alle diese Bauten über einen Kamm scheren darf. Der Verdacht darf geäußert werden, dass es sich zumindest bei den älteren Pyramiden um Anlagen der Guanchen handelt, eventuell zu religiös/kultischen Zwecken [Betzwieser, 85]. Für unsere Fragestellung erlangen diese Pyramiden dadurch Bedeutung, dass man auch auf den Azoren solche Bauten gefunden hat. Darauf wird zurückzukommen sein.

Megalithikum – Terceira

Mit megalithischen Strukturen auf der Insel Terceira beginnt diese Übersicht zu Hinweisen auf eine prä-portugiesische Besiedlung der Azoren. Der *Grota do Medo* genannte Bereich liegt auf Privatbesitz und darf nur mit Erlaubnis begangen werden. Es handelt sich um eine mit Wald überwachsene Bergkuppe.

Dort finden sich Strukturen, die man als megalithische Gang- und Portalgräber betrachten kann (Abb. 3/4). Zwei Ganggräber wurden gefunden, direkt übereinander an der Bergflanke. Mindestens vier Portalgräber wurden auf der Bergkuppe bisher entdeckt.

Die ganze Bergkuppe ist zudem übersät mit bearbeiteten Steinen. Zahlreiche Steine (mindestens zwanzig) zeigen schüsselförmige Becken auf der Oberseite, zumeist mit einem seitlichen Abfluss. Auch einige Steine, welche die megalithischen Strukturen bilden, zeigen diese Becken. Des weiteren tragen viele Steine becherförmige Vertiefungen zwischen 2 und 10 cm Durchmesser, sowie Einschnitte. Schachbrettförmige Ritzungen auf Steinen sind vergleichbar mit solchen innerhalb galicischer Castros. Die in Galicien typischen Spiraldarstellungen finden sich auf der *Grota do Medo*-Bergkuppe jedoch nicht [Rodrigues, 57-59]. Eine Darstellung ist vergleichbar mit Boot-Darstellungen aus Skandinavien [ebd. 56]. Eine Sache darf nicht verschwiegen

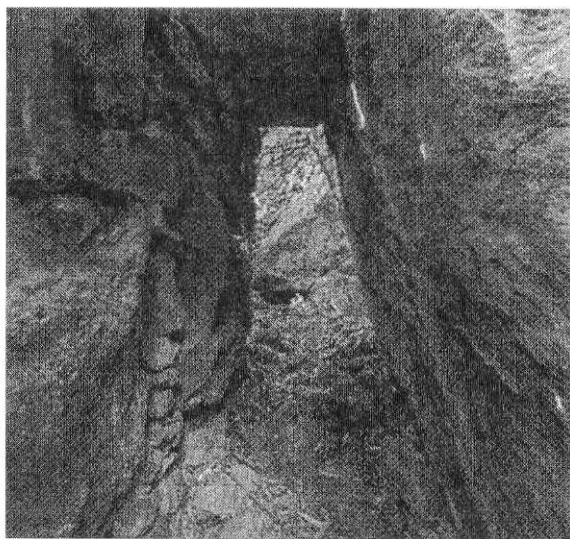
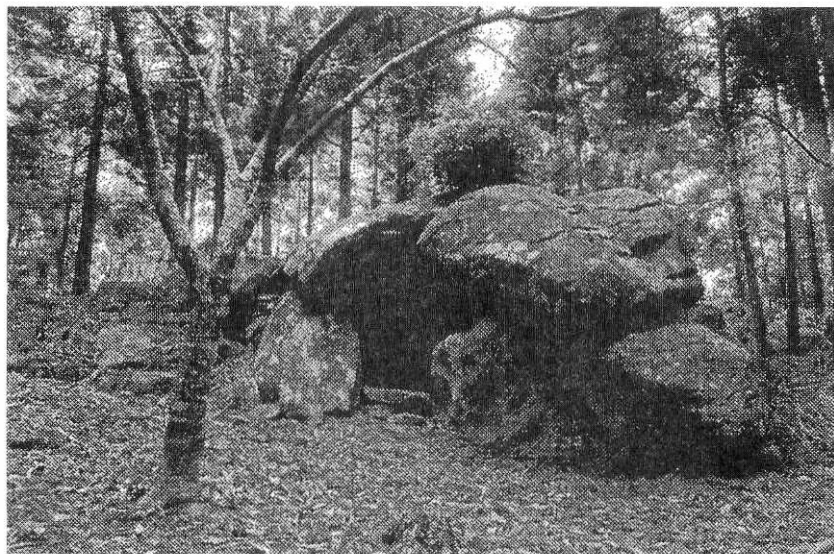


Abb. 3: Portalgrab Grota do Medo [Rodrigues, 55]

Abb. 4: Ganggrab Grota do Medo [ebd. 53]

werden: Teile der Anlage wurden im 16. Jh. überformt, ein 'Garten' wurde zwischen die Relikte gebaut. Es erscheint jedoch unwahrscheinlich, dass die gesamte Anlage erst zu diesem Zeitpunkt entstanden ist, denn dann hätte man damals bereits Zusammenhänge gesehen, die erst im 19./20. Jh. entdeckt worden sind.

Es gibt mindestens eine weitere, höchst ungewöhnliche Stelle auf Terceira mit megalithischen Strukturen, südöstlich des Santa-Barbara-Kraters. Es handelt sich hierbei um Strukturen, die so aussehen wie megalithische Konstruktionen – mit dem Unterschied, dass sie fast in eine Puppenstube passen würden – die Höhen der Strukturen liegen unter 80 cm (Abb. 5). Auch hier handelt es sich wieder um eine bewaldete Bergkuppe, die übersät ist mit Ritzungen auf Steinen und eben diesen puppenstubenartigen Aufbauten. Die Steine sind zentimeterdick mit Moos und Pflanzen bewachsen, welche nur sehr mühsam entfernt werden können. Über die Funktion dieser 'Puppenstube' kann man nur spekulieren, möglicherweise handelt es sich um Stationen auf einem Pfad zur Darbringung von Opfern.

Cart-ruts – Terceira

Die Karren- oder Schleifspuren von Malta sind weltbekannt. Es gibt sie auch auf den Kanaren, in Frankreich, Spanien, Portugal, dem Balkan usw. Auch auf Terceira finden sich solche Spuren an vielen Stellen.

Eine erste Stelle zeigt die Spuren quasi im Nichts. Drumherum liegt keine Ansiedlung, der Sinn eines Transports an dieser Stelle erschließt sich ohne weitere Informationen nicht. Die Spuren sind teilweise bis zu 10 cm tief. Sie verlaufen von Nord-West nach Süd-Ost. Am Süd-Ost-Ende ist eine Wendeschleife erkennbar, die auf den Originalstrang zurückführt. In der anderen Richtung verlieren sich die Spuren nach einiger Zeit unter der Vegetation (Abb. 6).

Eine Datierung der Spuren an dieser Stelle ohne weitere Informationen erscheint kaum möglich.

Eine zweite Stelle mit solchen Spuren ist bekannter. Die Spuren liegen in der Nähe des Örtchens S. Brás. Von der Existenz dieser Spuren wurde bereits im 16. Jh. berichtet [Costa, 16]. Das deutet bei dem harten Gestein auf eine Existenz der Spuren aus einer Zeit vor der portugiesischen Besiedlung im 15. Jh. hin. Es lassen sich hier zwei verschiedene Profile ausmachen: Rechteckig und V-förmig.

Am Hafen von Porto Martins laufen die Spuren parallel am Ufer entlang, aber auch in das Wasser hinein (wie auf Malta). Solche ins Wasser laufende Spuren sollen sich auch auf der Azoren-Insel Pico finden lassen [Costa, 16]. Zwei kürzlich von Kalweit erschienene Beiträge [2017; 2018] bietet viele weitere Bilder und einige zusätzliche Informationen zu den Spuren auf Pico.

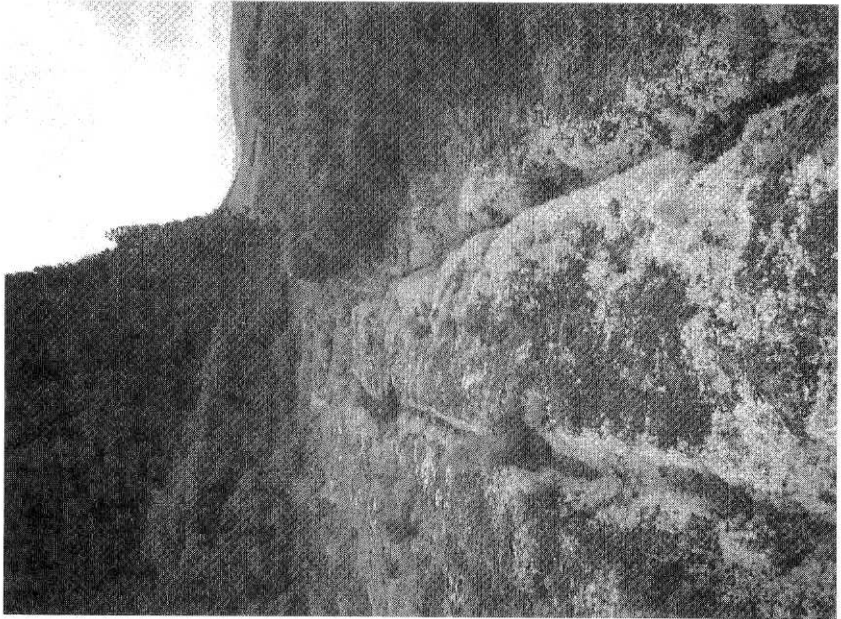
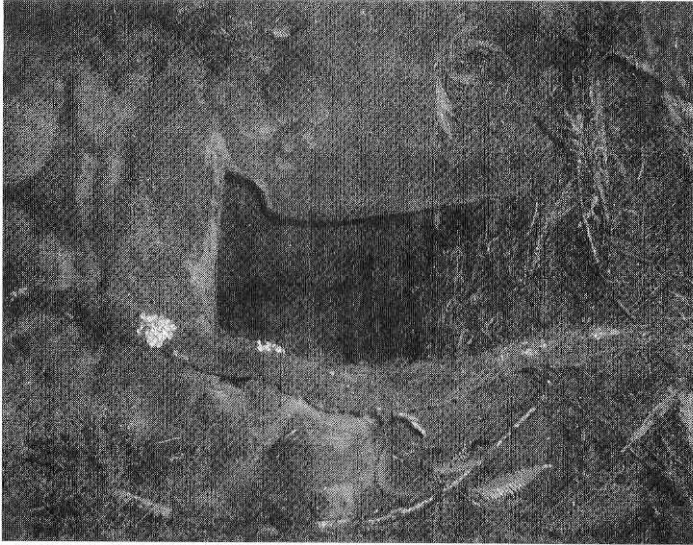


Abb. 5: Megalithische Puppenstube
Abb. 6: Karrenspuren (Blick nach Nord-West)

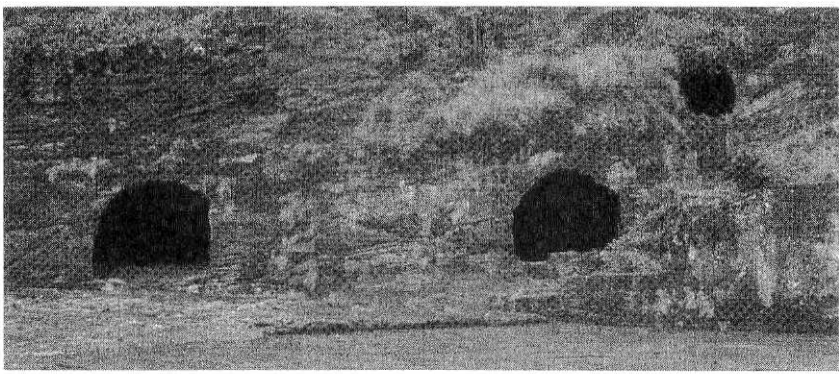
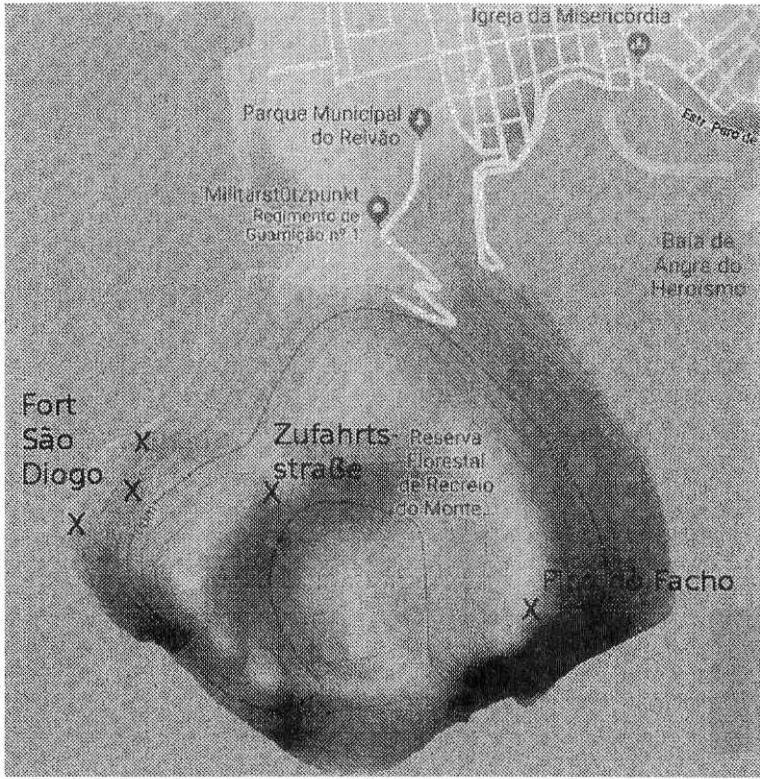
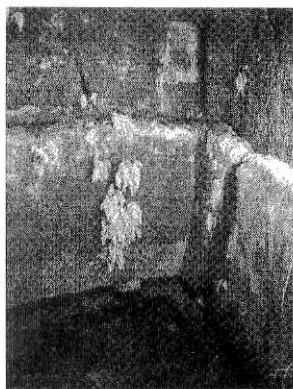
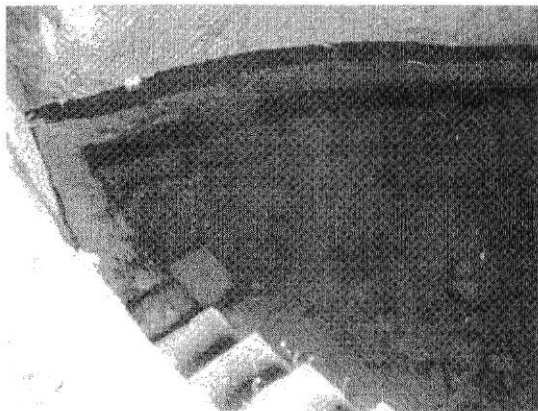
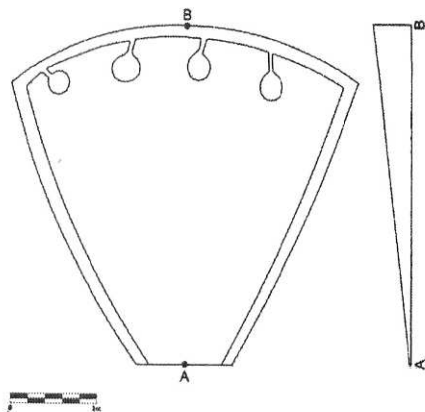


Abb. 7: Monte-Brasil-Region [GM]
 Abb. 8: Hauptgruppe der Höhlen [Ribeiro 2013, 690]



- Abb. 9: Rückseite mit vier Becken [Ribeiro 2013, 690]
Abb. 10: Schematische Darstellung der linken Höhle [ebd.]
Abb. 11: Blick in das Becken [ebd. 691]
Abb. 12: Rückwand-Strukturen [ebd.]

Künstliche Höhlen – Terceira

Am Monte Brasil (Abb. 7), südlich von Angra do Heroísmo, in einem militärischen Sperrgebiet, finden sich einige interessante, künstlich angelegte Höhlen. Diese Höhlen können in der Literatur als Hypogäum oder hypogäumsähnliche-Struktur bezeichnet werden – und gelten als UNESCO-Weltkulturerbe. Das militärische Sperrgebiet betrifft die westliche Seite der Monte Brasil-Halbinsel. Die erste – und wichtigste – Gruppe dieser künstlichen Höhlen liegt inmitten der Ruinen des an der Küste gelegenen, ehemaligen Forts São Diogo, einer im 16. Jh. angelegten Verteidigungsanlage. Am Berghang darüber liegt eine zweite Gruppe vergleichbarer Höhlen, ebenso gibt es eine weitere Höhle auf dem Weg zur Hauptgruppe.

Der andere Teil der Halbinsel ist der Öffentlichkeit zugänglich. Auch dort findet sich an einer Zufahrtsstraße eine ähnliche Höhle, jedoch ist diese nicht – wie die anderen – nach Westen ausgerichtet. Folgt man der Straße und Fußwegen weiter zur höchsten Stelle der Halbinsel, gelangt man zu einer Stelle am Pico do Facho, an der sich noch im 20. Jh. ein militärischer Beobachtungspunkt befand. Dieser Ort zeigt aber auch Hinweise auf eine wesentlich frühere Nutzung.

Die Hauptgruppe der Höhlen im alten Fort São Diogo liegt etwa 30 m vom Wasser entfernt (Abb. 8). Der Eingang der linken Höhle misst etwa 2,2 m, der Raum dahinter hat Trapezform, die lange, hier gewölbte Seite von etwa 5,5 bis 6 m befindet sich an der Rückseite. Dort am Boden finden sich vier Becken und eine Ablaufrinne (Abb. 9/10).

Die mittlere Höhle hat ein vergleichbares trapezförmiges bzw. nahezu dreieckiges Layout, jedoch handelt es sich um ein Bassin, das über eine Treppe betreten werden kann. Am Boden des Bassins findet sich eine Art Bank oder Umgang (Abb. 11). Auf der Ebene des Eingangs findet sich ein weiterer Absatz und eine Nische in der rechten Ecke (Abb. 12). Teile der Struktur deuten auf eine Zweitverwendung hin, was angesichts der Lage innerhalb eines alten Forts nicht verwundern kann. Die Bauweise dieser Höhlen hat jedoch nichts mit der sonstigen Bauweise des Forts und der Hafenanlage aus dem 15./16. Jh. zu tun.

Die ganz rechts gelegene Höhle unterscheidet sich von den anderen beiden dadurch, dass der Eingang kleiner ist und nur mittels einer Leiter erreicht werden kann. Der Raum dahinter hat eine undefinierbare Form, seine Verwendung und sein Zweck sind unbekannt. Für die anderen beiden Höhlen lassen sich Bezüge zu phönizisch-karthagischen Heiligtümern finden. Das gilt sowohl für ihre Form, den Bezug zu Wasser als auch die Positionierung an der Westseite eines Berghanges. Auch eine astronomische Funktion ist bereits vermutet worden [Rodrigues, im persönlichen Gespräch].

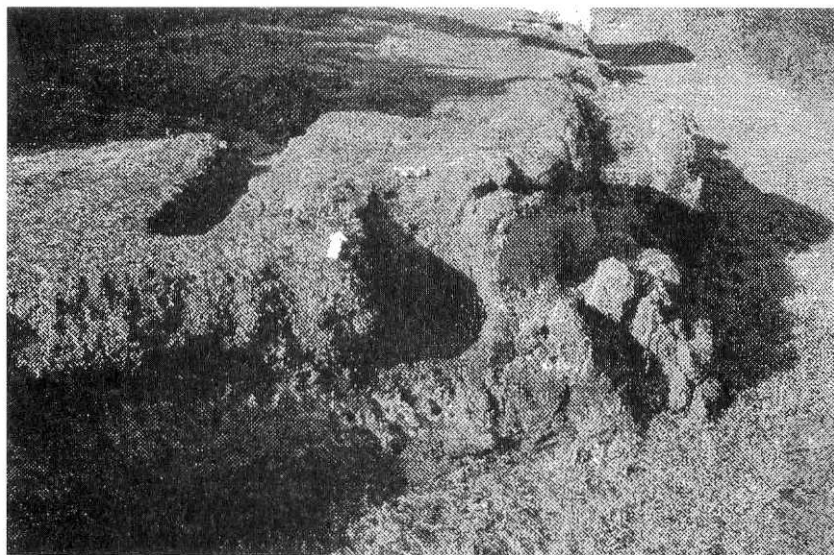


Abb. 13: Strukturen am Pico do Facho [Ribeiro 2013, 689]

Abb. 14: Erodierter Straßenrest

Die anderen künstlichen Höhlen sind weniger spektakulär und auch teilweise zerstört.

Auf dem höchsten Punkt des Monte Brasil, dem Pico do Facho, finden sich im Gestein Pfostenlöcher, kleine Rinnen und Kanäle, Bassins und eventuell in den Stein geschlagene Sitzflächen (Abb. 13). Ob es einen Zusammenhang mit den neolithischen Bassins am *Grota do Medo* gibt, muss offen bleiben. Wie schon erwähnt, wurde dieser höchste Punkt der Halbinsel in späteren Jahrhunderten immer wieder genutzt und überformt.

Römer? – Terceira

Waren die Römer auf Terceira? Die Hinweise zu diesem Thema konzentrieren sich auf ein eng begrenztes Gebiet in der Nähe des Flughafens. Dort findet sich ein flacher, geschützter Einschnitt von 500 x 600 m an der Küste, der ca. 10 m tiefer liegt als das umgebende Gelände.

Am nordwestlichen Rand des Einschnitts findet sich an der Küste der Rest einer Straße, die nach oben auf das umgebende Plateau führt. Der Straßenrest ist vom Strand aus nur schwer durch mühsame Kletterei erreichbar. Die tieferliegenden Teile der Straße sind von der Brandung im Laufe der Zeit erodiert worden. Die Oberfläche der Straße besteht aus Steinen, die ein wenig wie im Straßenbett einbetoniert wirken. Zumindest optisch besteht eine gewisse Ähnlichkeit mit römischen Straßen (Abb. 14).

Der überraschendste Fund befindet sich jedoch an der Südseite des Einschnitts in der Steilwand. Man steht vor einem Loch in der Wand in etwa 2 m Höhe und schaut in einen jetzt auf einer Seite offenen, früher vermutlich geschlossenen ehemals kreisförmigen Raum, in dem sich rundherum kleine Fächer befinden. Die ganze Anlage wirkt so, als hätte sie sich früher vollständig innerhalb der Steilwand befunden – mit einem unterirdischen Zugang. Der heutige Zugang von der Seite dürfte durch Erosion der Steilwand entstanden sein. Der Boden der Kammer besteht aus Erde, ein Grabungsversuch von noch ca. 30 cm Tiefe ist sichtbar. Wie tief der Erdboden reicht, ist nicht erkennbar; es ist durchaus möglich, dass sich unterhalb des heutigen Bodens der alte Zugang befindet. Diese Vermutung wird gestützt durch kleine Löcher in der Steilwand auf etwa 1 m Höhe, welche eine Belüftungsfunktion gehabt haben könnten. Etwa 15 m rechts neben der Kammer mit den Fächern liegt ebenerdig ein heute als Abstellraum für Material genutzter Hohlraum. Ein Zugang in Richtung Fächerkammer ist nicht vorhanden.

Es könnte sich bei der Fächerkammer um ein sogenanntes Kolumbarium handeln, eine Begräbnisstätte. In den Fächern wurden die Urnen von Toten beigesetzt. Vergleichbare Anlagen finden sich bei den Etruskern und später bei den Römern, aber auch im Libanon und in Israel. Früher hielten einige

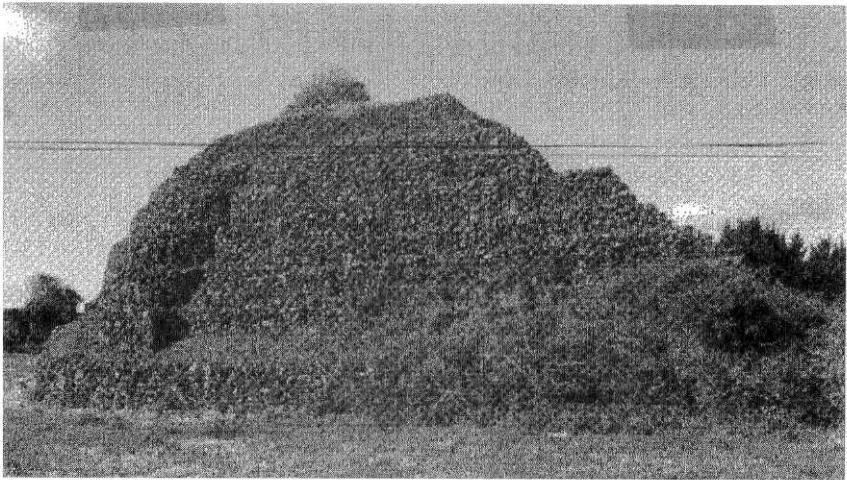


Abb. 15: Teil einer römischen Weinpresse?
Abb. 16: Pyramide bei Madalena [Portuguese American Journal]

Forscher solche Anlagen schlicht für Taubenschläge; davon stammt ihre lateinische Bezeichnung. Dagegen spricht hier zumindest, dass die ganze Anlage ursprünglich vermutlich nach Außen geschlossen war und – für den Fall, dass die Anlage offen war – dass die Nistplätze der Tauben bis zum Boden gereicht hätten, kein guter Schutz gegen Räuber.

Ringförmig findet sich eine – allerdings größtenteils ausgemeißelte und daher kaum noch lesbare – Inschrift im oberen Deckenbereich.

Ein weiterer interessanter Fund in diesem Zusammenhang ist ein großer, stark zugewachsener Steinblock inmitten der heutigen Gärten und Felder mit vielerlei Rinnen und Einbuchtungen (Abb. 15). Der Steinblock erinnert stark an ein steinernes Unterteil einer römischen Weinpresse.

Es dürfte sich auf jeden Fall lohnen, in diesem Einschnitt bzw. auf dem oberen Rand des Einschnittes intensive archäologische Untersuchungen durchzuführen. Der Fund von Überresten einer *villa rustica* an dieser Stelle käme nicht mehr überraschend.

Pyramiden – Pico

Auf der Azoreninsel Pico in der Nähe der Stadt Madalena finden sich zahlreiche Pyramiden, welche denen auf den Kanaren stark ähneln. Die in Abb. 16 gezeigte pyramidale Struktur ist 13 m hoch, die angesprochene Beispielpyramide auf La Palma hat eine Höhe von 12 m. Auf Pico bilden die Pyramiden teilweise Höfe und sind angeblich nach der Sommersonnenwende ausgerichtet. Auch auf der Insel Flores soll es zumindest kleine Varianten dieser Pyramiden geben; zum aktuellen Zeitpunkt handelt es sich hierbei jedoch nur um ein Gerücht.

Künstliche Höhlen, Reiterstatue, Münzen – Corvo

Neben der größeren Insel Terceira weist auch die kleine Insel Corvo aus der Westgruppe der Azoren eine Menge ungewöhnlicher Funde auf (Abb. 17). Insbesondere die drei Bereiche *Lomba Rosada*, *Ribeira do Portal do Carro* (Abb. 18) und *Ribera da Fonte Fria* (Abb. 19) zeigen wieder zahlreiche künstliche Höhlen. *Portal do Carro* beinhaltet mehr als 20 künstliche Höhlen, einige davon mit kleinen Steinen verschlossen. Außerdem gibt es Hinweise auf *Tumuli*. *Fonte Fria* – ein Bereich, der laut der Einwohner noch nie kultiviert wurde – wartet gleich mit mehreren Dutzend künstlichen Strukturen auf. Allerdings zeigen einige der Höhlen eine Nutzung zur Haltung von Schweinen in jüngerer Zeit an, sowie den Bau einer Mauer.

Die Höhlen liegen auf unterschiedlichen Höhen oberhalb des Flussbetts. Auch in *Fonte Fria* sind einige der Höhlen durch kleine Steine verschlossen.

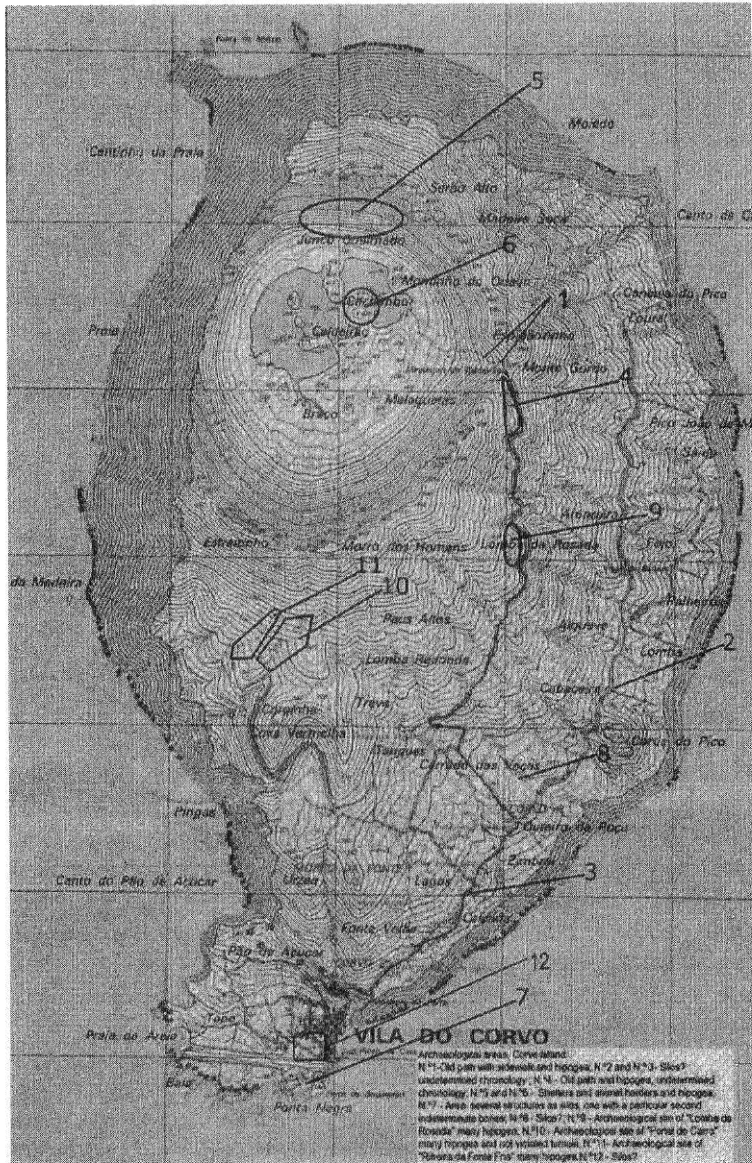


Abb. 17: Archäologische Fundstellen auf Corvo [Ribeiro 2015, 459]

Im Rahmen der Beschäftigung mit Corvo dürfen zwei historische Funde nicht unerwähnt bleiben:

1. Der Fund einer Reiterstatue. Diese Statue war aus Stein und wurde angeblich in einem Monument nordwestlich des Vulkankegels im 16. Jh. bei der Besiedlung der Insel gefunden. Der Reiter auf der Statue soll mit einem Arm nach Westen gezeigt haben. Außerdem soll der Sockel eine Inschrift getragen haben, die keiner vor Ort lesen konnte. Beim Versuch, die Statue abzubauen, soll sie zerstört worden sein. Teile sind nach Portugal gelangt, aber schon nach kurzer Zeit verschwunden [Ribeiro 2015, 453 f.].

2. Der Fund punischer und griechischer Münzen (datiert 320–300) im Jahre 1749 an der Westküste Corvos. Der Fund dieser Münzen selbst zusammen mit einer Zeichnung (Abb. 20) einiger dieser Münzen wurde 1778 publiziert. Die Münzen wurden verteilt und sind heute unauffindbar [Ribeiro 2015, 454].

Zusätzlicher Hinweis

Auch auf der Insel Flores sind mir persönlich mindestens zwei Stellen bekannt, die künstliche Höhlen ähnlich denen auf Terceira zeigen. Die eine Stelle betrifft einen Flusslauf westlich des Ortes Ponta Delgada im Norden der Insel. Die zweite Stelle liegt in der Nähe der Reste des alten Mosteiro, eines aufgegebenen kleinen Ortes. An beiden Stellen ist es sehr schwer, die Höhlen zu erreichen, da sie sich auf Privatgelände befinden.

Gab es eine prä-portugiesische Besiedlung der Azoren?

Die *Associação Portuguesa de Investigação Arqueológica* [APIA] ist eine kleine Gruppe interessierter Archäologen und zeichnet für die Erstdokumentation des Großteils der hier beschriebenen Funde. Ein wesentliches Kennzeichen dieser Archäologen scheint zu sein, dass sie sich außerhalb des Mainstreams bewegen und sich eben z.B. an dieses in Portugal und besonders auf den Azoren selbst so sehr heikle Thema einer prä-portugiesischen Besiedlung der Azoren wagen. Entsprechend 'groß' sind leider ihre Erfolge. Man gibt sich von Seiten der verantwortlichen staatlichen Stellen größte Mühe, die Funde zu ignorieren. Dementsprechend gibt es auch kein Geld für eine weitere Untersuchung dieser teilweise wirklich faszinierenden Fundstellen. Immerhin ist es gelungen, einen Teil der Funde auf Konferenzen (SOMA 2011/2012), aber auch in sonstigen Publikationen im Print [Azevedo 2015 a/b] und im Web [Portuguese American Journal] vorzustellen.

Entsprechend dem geringen Aufwand, der bisher zur Klärung der angesprochenen Frage getrieben wurde, muss eine Antwort notgedrungen mit einem Unsicherheitsfaktor verbunden sein. Aber die schiere Menge der Funde macht deutlich, dass die Azoren-Inseln immer wieder – sei es zufällig oder

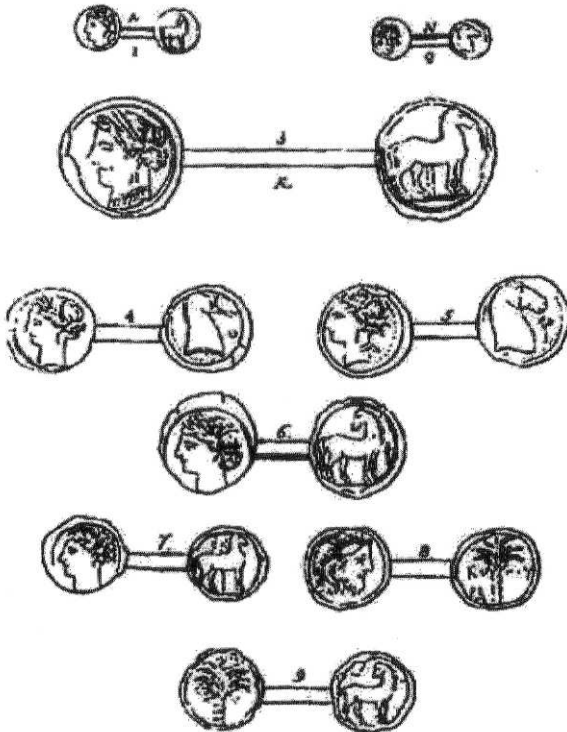


Abb. 18: Höhlen: Portal do Carro [Ribeiro 2015, 458]
 Abb. 19: Fonte Fria - Wiederverwendung [ebd. 459]
 Abb. 20: Zeichnung der Münzfunde von Corvo [ebd.]

gezielt – durch unterschiedliche Kulturen für einen gewissen Zeitraum besiedelt waren.

Zumindest Terceira ist ziemlich sicher eine megalithische Station gewesen. Vergleichbare Ganggräber finden sich von Schottland bis Spanien [Rodrigues, 53]. Die entdeckten Portalgräber finden ihre besten Entsprechungen in Irland [Rodrigues, 56]. Die neolithische Steinbearbeitung im Fundgebiet ist deutlich erkennbar. Woher kamen die Menschen, die auf den Azoren megalithische Bauwerke aufstellten? Neben der Südroute, die eher für Portugal und Spanien (theoretisch auch den Mittelmeerraum) spricht, ist auch noch eine Nordroute entlang der Küsten von Grönland und Labrador denkbar (die spätere Wikinger Route) mit anschließender Rückkehr mit dem Golfstrom. Diese Variante ermöglicht auch skandinavische Seefahrer als Bauherren. Auch einen Teil der in Stein verewigten ‘Karrenspuren’ wird man – ganz analog zu Malta – vermutlich der Entstehungsphase der megalithischen Bauten zuordnen können. Die *Megalithiker* als eigene Ethnie hat es wohl nicht gegeben [Otte 2014, 451-454], aber mit den Funden auf den Azoren kann man nun die megalithischen Funde in Nordamerika einfacher als bisher möglich an die europäischen anschließen, zumal die seefahrerischen Möglichkeiten [Otte 2015, 574-577] größer waren, als bisher allgemein (nur Küstenverkehr) angenommen wird. Mit den megalithischen Funden auf Terceira ist klargestellt, dass zumindest eine megalithisch bauende Gruppe der Hochseeschifffahrt mächtig war.

Die ‘Karrenspuren’ selbst sind und bleiben ein Mysterium. Auf den Azoren wirken sie an den bisherigen Fundstellen zumindest sinnhafter und funktionaler im Sinne eines Transportsystems als auf Malta. Die Datierung bleibt schwierig. Im Rahmen dieser Untersuchung können sie zumindest als Indikator für eine längere Aktivität einer Gruppe auf den Inseln dienen.

Gelegentliche phönizisch-karthagische Besuche, sei es als Rückkehrmanöver von den Kanaren oder sogar bei der Rückkehr von einer Atlantiküberquerung, wird man ebenfalls in Betracht ziehen müssen. Ob die Präsenz über den Besuch der vermuteten Heiligtümer auf der Durchreise hinausging, wird man erst beantworten können, wenn gezielt nach Siedlungsspuren gesucht wird.

Auch die Pyramiden auf Pico müssen weiter untersucht werden. Insbesondere wäre interessant, festzustellen, ob ähnlich wie auf La Palma zumindest bei einigen Pyramiden auf Pico ein Westaufgang vorhanden ist. Zwei kürzliche Beiträge von Kalweit [2017; 2018] bieten viele weitere Bilder und einige zusätzliche Informationen zum Thema.

Es bleibt die vermutete Nekropole in der Steilwand auf Terceira. Auch hier wird man weitere Untersuchungen abwarten müssen, aber die römischen Anklänge sind – auch im umgebenden Kontext – unübersehbar. Sollten sie sich bewahrheiten, wäre es zielorientiert, in der Nähe nach den Resten einer

villa rustica zu suchen. Ein auf Terceira gefundener Säulensockel mit einer Inschrift kann eventuell weitere Hinweise liefern [Ribeiro 2013, 687/691].

Aber leider ist auf absehbare Zeit nicht mit Aktivitäten von offizieller Seite aus den oben beschriebenen Gründen zu rechnen. Es wird in nächster Zeit eine Aufgabe der APIA bleiben, die Forschung auf diesem Gebiet voranzutreiben. Beiträge wie dieser können eventuell helfen, die Funde bekannter zu machen. Wenn sich genügend Touristen für diese Funde interessieren, wird man vielleicht an offizieller Stelle irgendwann wach werden.

Diese Zusammenstellung wurde angeregt durch Untersuchungen im Rahmen der Chachapoya-Frage [Otte 2013; 2015; Giffhorn 2016] sowie durch einen Besuch der Inseln Flores und Terceira im Dezember 2015.

Literatur

- APIA (2015): *Associação Portuguesa de Investigação Arqueológica*;
<http://www.apia.pt/>
- Azevedo, Virgílio (2015a): Necrópole romana descoberta nos Açores? *Expresso* 24-01-2015 (<http://apia.pt/doc.php?co=130&in=0>)
- (2015b): Açores · E se afinal não os descobrimos? *Expresso* 04-07-2015
http://www.ulisboa.pt/wp-content/uploads/4jul_FC.pdf
- Betzwieser, Manfred (2015): *La Palma · Rätselhafte Insel*; Norderstedt
- Costa, Antonieta (2012): *Terceira Island as a megalithic station · Factual description of some archaeological materials*;
<http://www.ancient-wisdom.com/portoazores.pdf>
- Giffhorn, Hans (2016): *Keltische Krieger im antiken Peru - die Rätsel der Chachapoya*; DVD; <https://www.amazon.de/Hans-Giffhorn-Keltische-Krieger-Chachapoya/dp/B015OOSVES>
- (2014): *Wurde Amerika in der Antike entdeckt? Karthager, Kelten und das Rätsel der Chachapoya*, München
- GM = *Google Maps* (2017); nachbearbeitet
- Kalweit, Holger (2018): Steingleise auf der Azoreninsel Pico; *SYNESIS-Magazin*, Nr. 145 (1/2018) 20-24
- (2017): Die „Steinpyramiden“ der Azoreninsel Pico; *SYNESIS-Magazin*, Nr. 144 (6/2017), 44-50
- Martins, Juca (2017): *Archeology tour*; <http://trilhas.pt/arqueologia-na-ilha-terceira/>
- Otte, Andreas (2015): Iberische Streiflichter · Die Halbinsel in prähistorischer Zeit; *Zeitensprünge* 27 (3) 558-580
- (2014): Keltentum. Ursprünge, Entstehung, Entwicklung; *Zeitensprünge* 26 (2) 428-455
- (2013): Wurde Amerika in der Antike entdeckt? Hans Giffhorns Buch über das Chachapoya-Rätsel; *Zeitensprünge* 25 (3) 567-582
- Portuguese American Journal (2013): *Pico: New archaeological evidence reveals human presence before Portuguese occupation – Azores*;
<http://portuguese-american-journal.com/pico-new-archaeological-evidence-reveals-human-presence-before-portuguese-occupation-azores/>

- Ribeiro, Nuno / Joaquinito, Anabela / Pereira, Antonio Sérgio (2015): Phoenicians at the Azores, Myth or Reality? in SOMA 2011: *Proceedings of the 15th Symposium on Mediterranean Archaeology*, held at the University of Catania 3-5 March 2011, Oxford, 453-459
- (2013): New Unknown Archaeological Data in Azores: The Hipogea of the Brazil Mount, Terceira Island (Portugal) and its Parallels with the Cultures of the Mediterranean; in SOMA 2012 *Identity and Connectivity: Proceedings of the 16th Symposium on Mediterranean Archaeology*, Florence, Italy, 1-3 March 2012, Oxford, 685-691 (<http://www.apia.pt/doc.php?co=118&in=0>)
- Rodrigues, António Félix (2015): Megalithic Constructions Discovered in the Azores, Portugal; *Archaeological Discovery* 3, 51-61
dx.doi.org/10.4236/ad.2015.32006
- Rodrigues, António Félix / Martins, Nuno O. / Ribeiro, Nuno /Joaquinito, Anabela (2015): Early Atlantic Navigation: Pre-Portuguese Presence in the Azores Islands; *Archaeological Discovery* 3, 104-113: <http://dx.doi.org/10.4236/ad.2015.33010>
weltkarte = <http://www.weltkarte.com/europa/azoren-portugal/online-map-azoren.htm>
- Wikipedia (2016): *Geschichte der Kanarischen Inseln*;
https://de.wikipedia.org/wiki/Geschichte_der_Kanarischen_Inseln
- (2015a): Azoren; <https://de.wikipedia.org/wiki/Azoren>
 - (2015b): Volta do mar; https://en.wikipedia.org/wiki/Volta_do_mar

Abbildungen ohne Quellenangabe sind Aufnahmen des Autors.

Andreas Otte, 33813 Oerlinghausen, Dalbker Str. 54 a,
andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Statuenmenhire, Dolmen und Roca Vecchia Eine Bestandsaufnahme in Italien

Heribert Illig

Für Hans-Herbert Holzamer [2018], der von einer Reise nach Roca Vecchia zurückkam und mir die Grabung nahebrachte.

Vorab

Nach einem kurzen Blick auf das megalithische Italien wird der archäologische Bestand Apuliens vorgestellt. Im nachfolgenden Aufsatz werden die Datierungen für Galeriegräber, Statue stele, Dolmen und die mykenerezeitlichen Ansiedlungen Roca Vecchia, Egnathia und Punta Meliso geprüft.

Das italienische Festland hat wenig an megalithischem Kulturschaffen. Obwohl die Erbauer sogar die Hochseeschifffahrt beherrschten [Otte, 26], haben die Küsten des Stiefels sie kaum angelockt. In dem Standardwerk über *Die Megalith-Kulturen* von Sibylle von Reden [1989] werden zwar „die heiligen Inseln“ Malta und Gozo, dazu Sardinien und Korsika besprochen, doch keine Überreste von Sizilien oder vom Festland. Während Sardinien überreich ist an Nuraghen und Gigantengräbern, an Menhiren, Dolmen und heiligen Brunnen, Malta übersät ist mit Überresten von Megalithtempeln, bronzezeitlichen Verteidigungswällen und „Cart ruts“, also Steingeleisen, sind die Menhire von Sizilien überschaubar, zumal riesige Felserosionen wie die *Megaliti di Argimosco* nicht von Menschenhand stammen.

Auf dem Festland sticht das *Aosta-Tal* heraus, in dem 1969 in Saint Martin de Corléans in sechs Meter Tiefe Megalithe ausgegraben worden sind, deren Platz als heiliger Bereich gedeutet wird, und das heute ein teilweise überdachtes Megalith-Areal von mehr als 10.000 m² besitzt. Nachdem im Tal im -7./6. Jtsd. mesolithische Jäger gewohnt haben, gibt es dann bis -3000 keine Spuren mehr. Ab da sind die Megalithiker aktiv, die ihre Plätze gegen -2000 aufgeben. Zu den Funden gehörten auch mindestens 30 Statuenmenhire (statue stele) [vda]. Bezeichnet werden damit lediglich dem menschlichen Körper angenäherte Menhire, die sich im Lauf der Zeit in Richtung Statuen wandeln.

Nach Süden hin sind nur einzelne Fundorte bekannt: so die Statuenmenhire im Umkreis von Pontremoli (Lunigiana, nördlichste Toskana), zwei Tumuli nördlich von Sanremo (*Dolmen di Borgio Verezzi*), die mit Trocken-

steinmauern befestigten Castellieri im Friaul und in Julisch-Venetien, auch Steinkisten im Raum Rom/Neapel.

Apulien

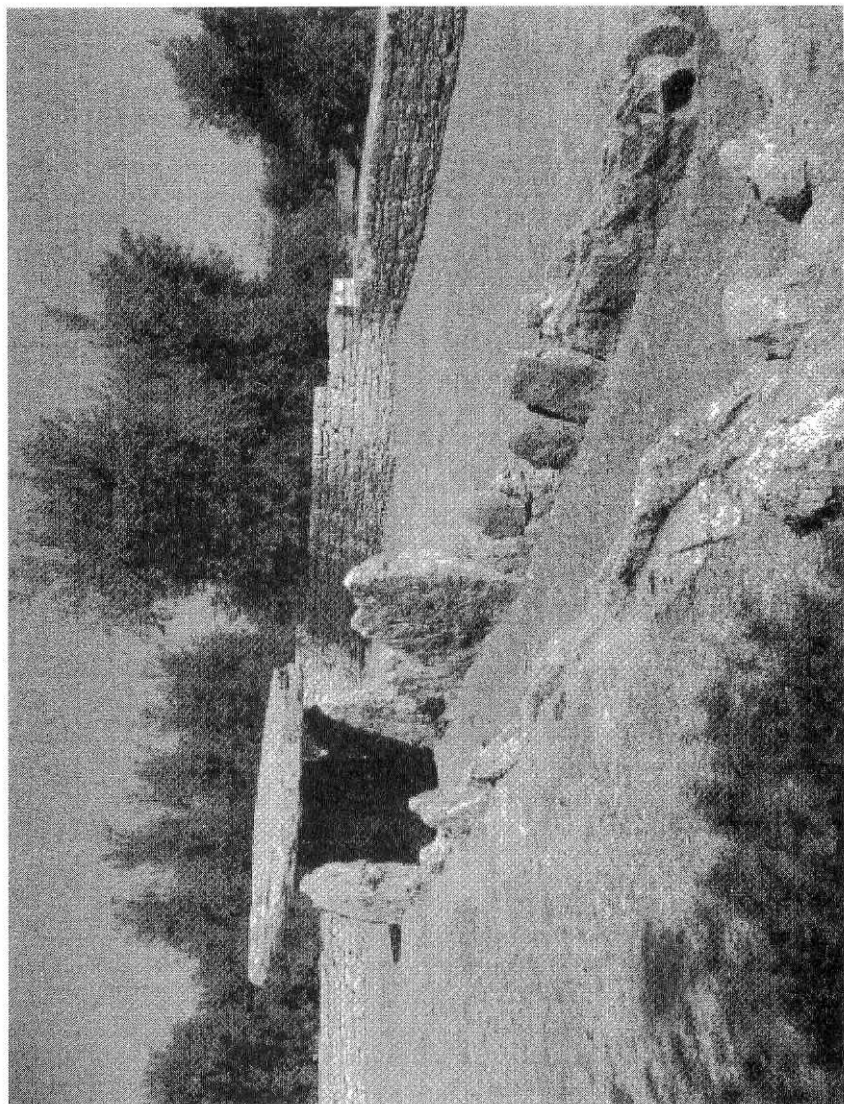
Ganz im Süden, auf der kleinen Halbinsel einer Halbinsel fühlten sich offenbar Megalithbauer wohl. Ihre zahlreichen Steinsetzungen

„wurden 1956 von J. D. Evans in die Bari-Taranto-Gruppe (siehe Tarent bzw. Galeriegrab) und die Otranto-Gruppe (Dolmen) eingeteilt. Hypogäen, wie die von Trinitapoli, sowie Menhire, Specchie (Cairns) und Felsengräber, wie die von Massafra, ergänzen das vorgeschichtliche Bild der Region. In Apulien gibt es 21 erhaltene Dolmen und 79 Menhire“ [wiki Megalithe in Apulien].

In der *Bari-Taranto-Gruppe* sind **Galeriegräber** zusammengefasst, die zwischen 3 und 17 m lang sind. Die eigentlichen Kammern waren stets rechteckig angelegt und aus Platten in Ost-West-Richtung zusammengestellt, vor ihnen eine Wegbegrenzung aus niedrigeren Platten. Die Kammern waren möglicherweise alle mit Erdhügeln überdeckt, früher entdeckte Anlagen waren ausgeräumt. Die zuletzt im Boden gefundene Anlage von Giovinazzo ist mit 17 m die längste ihrer Art; in ihr fanden sich noch mittelhelladische Keramik und Knochenreste. Diese Keramik verweist konventionell ins -17. Jh. *Wikipedia* [Galeriegrab] gibt für diese Steinbauten keine Datierung.

Ganz im apulischen Süden, im Salento liegen 21 **Dolmen**, zusammengefasst als *Otranto-Gruppe*. Diese Dolmen sind im Vergleich zu bretonischen klein, nur ca. 1 m hoch, ihre Kammern sind nicht rechteckig, sondern leidlich kreisförmig oder polygonal. Der südlichste Vertreter seiner Art – „*Argentina*“ – hat zwar einen aus Megalithen geformten Eingang, doch seine Kammer wurde aus dem anstehenden Gestein herausgearbeitet. Die längste Anlage steht in *La Chianca* nahe Corato: ein langer, von niedrigen Platten gesäumter, gerader Weg endigt in einer rechtwinkligen Kammer, die aus drei senkrechten und einer waagrechten Steinplatte geformt wird und 1,8 m hoch ist. Die Decke besteht aus einer einzigen Steinplatte von 2,4 x 3,8 m; unter der Kammer fanden sich mehrere Bestattungen in Hockergrabform und bronzezeitliche Gefäße [B. 105]. In Nachbarschaft der Dolmen stehen häufig Menhire oder Statuenmenhire. Die wenigen gefundenen Beigaben verweisen auf -2300 bis -1750; die Dolmen werden zu den jüngsten im mediterranen Raum gerechnet [wiki: Megalithe in Apulien].

Westlich von Brindisi finden sich etwa 20 sog. **Specchie**, die sich von dem italienischen Ausdruck für Höhle ableiten: kreisförmige Monumente aus Bruchstein oder Trockenmauerwerk, die in Irland Cairns heißen würden. Sie können Durchmesser von über 30 m und eine Höhe von 11 m haben, etwa die



Der Dolmen *La Chianca (dei Paladini)* nahe Corato; nicht massig, der langgestreckte Zugang zur Kammer wohl nie gedeckt, je nach Quelle -14., -15. oder -16. Jh. [castel-delmonte]

Specchia Miano bei Ceglie Messapica. Viele wirken wie reine Geröllhalden, doch bei einigen gibt es Grabzusammenhänge. Bemerkenswert ist die *Specchia Accolti* bei Conversano, die über einem Kriegergrab des -6. Jh. errichtet worden ist: heute noch 5 m hoch, bei 32 m Durchmesser [Burkhardt = B. 72 f.].

Um -1700 wurden die zahlreichen *Hypogäen* von Terra di Corte auf einer Fläche von 5.000 m² bei San Ferdinando di Puglia gebaut und bis -1200 benutzt [*pugliaimperiale*]. Für das -2. Jtsd. stehen die drei Hypogäen von Trinitapoli. Sie werden wie die von Terra di Corte durch einen schmalen Dromos betreten, der rampenartig in den Fels eingetieft ist. Es folgt ein Korridor mit Gewölbe und einer kleinen Kuppel, danach der ebenfalls gewölbte Hauptraum. Die Grabstätte der *Signora delle Ambre* ist für ihren Bernsteinschmuck berühmt, der zum Teil aus dem Baltikum stammt.

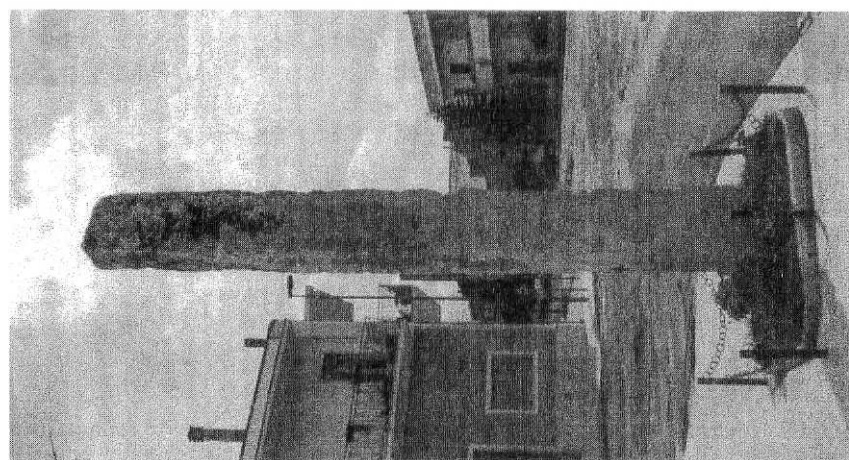
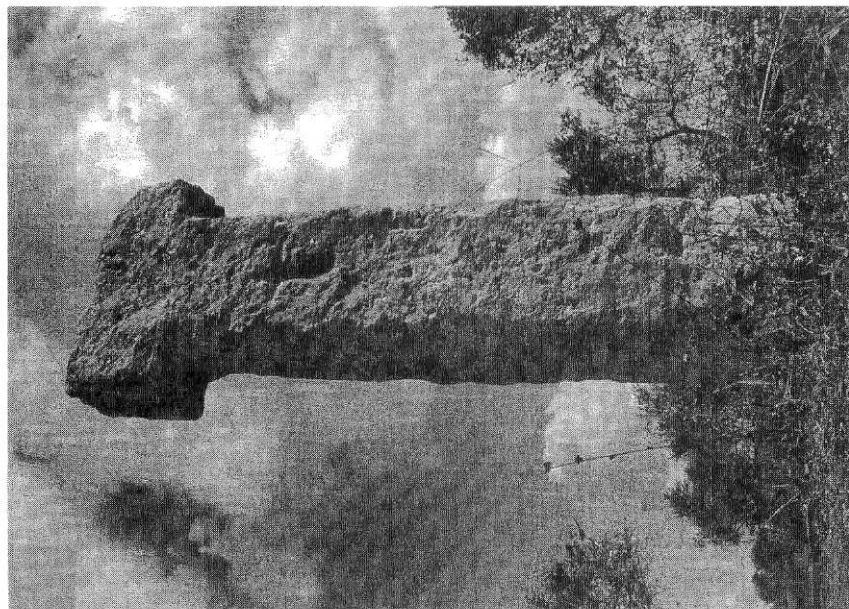
„Ein weiterer Skelettfund ist der »Riese von Trinitapoli«. Dabei handelt es sich um die Reste eines Mannes, der vor etwa dreitausend Jahren gelebt hat und 1,85 cm [sic] groß war. Das Gros der Beisetzungen ist jedoch nicht so alt und stammt von Nachbestattungen aus der Bronzezeit“ [wiki: Hypogäen von Trinitapoli].

Leider werden in dem archäologischen Apulien-Führer von Nadin Burkhardt die Hypogäen wenig behandelt; insofern lässt sich nicht verifizieren, dass die Beisetzungen nach -1000 aus der Eisenzeit stammen und damit zumindest die Nutzung der Anlagen vorwiegend ins -1. Jtsd. bringen. Denn wie unmittelbar folgt, gibt es Bestattungen in Kammergräbern bis ins -1. Jh.!

In einem der Hypogäen wurden Tausende von Löchern in 45 Reihen gefunden; Archäoastronomen sehen hier bronzezeitliche Aufzeichnungen von Sonnenwenden [Esposto]. Auch 30 km westlich von Trinitapoli fand man im Boden derartige Reihen mit Löchern von 30 cm Durchmesser im anstehenden Fels [Antonello et al.].

In Apulien sind zahlreiche *Kammergräber* gefunden worden, meist mit einem Dromos, also einem abwärts führenden Zugangsweg, der aus dem Tuff herausgehauen sein kann. Mehrere gibt es ausgerechnet in der Altstadt von Canosa di Puglia. Dazu gehört das *Ipogeo Scocchera* mit Haupt- und Nebenraum. Wegen rotfigurig bemalter Keramik, Goldschmuck, Glasgefäßen, einer bronzenen Brustplatte und einem getriebenen Helm der Kelten wird es dem -4. Jh. [Legler, 279 f.], besser dem 4.-1. Jh. zugeschrieben [B. 62].

Benachbart liegen die drei Hypogäen von Lagrasta, ebenfalls in den Tuff gegraben, ebenfalls mit Dromoi. Sie werden ebenfalls auf 4.-1. Jh. datiert [*puglia2*]. Die Türen zu den Kammern sind mit kannelierten ionischen Halbsäulen und Stuckgiebeln geschmückt. Die ursprünglich um ein Stockwerk erhöhte Fassade war auch oberirdisch sichtbar [B. 62]. Auch später werden in der Region noch Hypogäen gebaut, etwa das große von *Torre Pinta* bei



Menhir Teofilo von San Martano, mit 4,70 m Höhe der größte von Apulien, Querschnitt 0,48 x 0,33 m / **Menhir de Diso (Vardare)**, 1,73 m hoch, Querschnitt 0,35 x 0,28 m [pugliamegalitica; dolmenhir]

Otranto, allerdings frühchristlich! [B. 116] Es handelt sich um eine 33 m lange Anlage in Form eines lateinischen Kreuzes, mit einem runden Raum in der Mitte. In allen Wänden finden sich Grabnischen, der Zentralraum wurde später noch um einige Reihen von Nischen turmartig erhöht und erinnert so tatsächlich an einen Taubenturm (Kolumbarium).

Von den *Menhiren* der Gegend, die pilasterförmig gestaltet sind, stehen allein mehr als 15 in Giurdignano nahe Otranto. Der bekannteste ist der von *Teofilo* in San Martino, der mitten im Ort steht und 4,70 m in der Höhe misst. Der Menhir *Vardare a Diso* ist oben T-förmig gestaltet und damit den Taulas auf Menorca (nach -500) und den – natürlich ungleich älter eingeschätzten – Pfeilern von Göbekli Tepe (-10. Jtsd.) ähnlich. Er ist allerdings nur 1,73 hoch und hat den apulischen schlanken Querschnitt von 25 x 38 cm. Wegen Kreuz-einkerbungen und Ritzungen wird überlegt, ob diese Monumente sogar aus dem Mittelalter stammen könnten [B. 107].

Statuenmenhire (*Statue stele*)

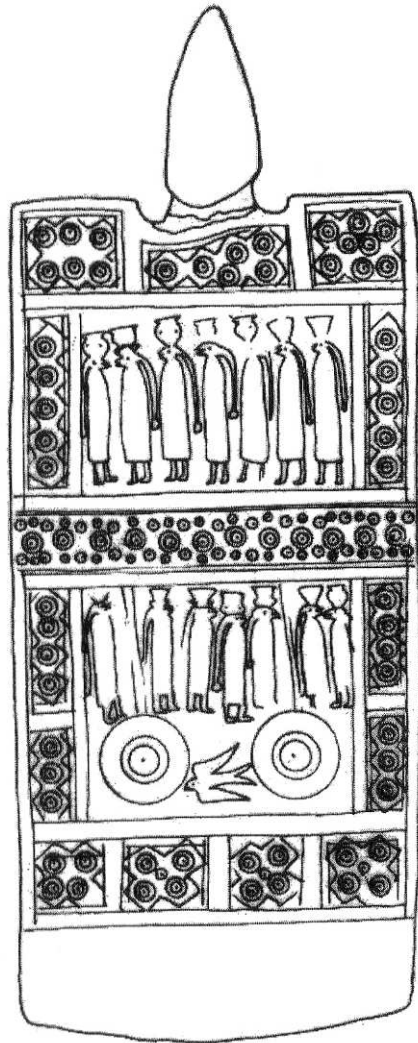
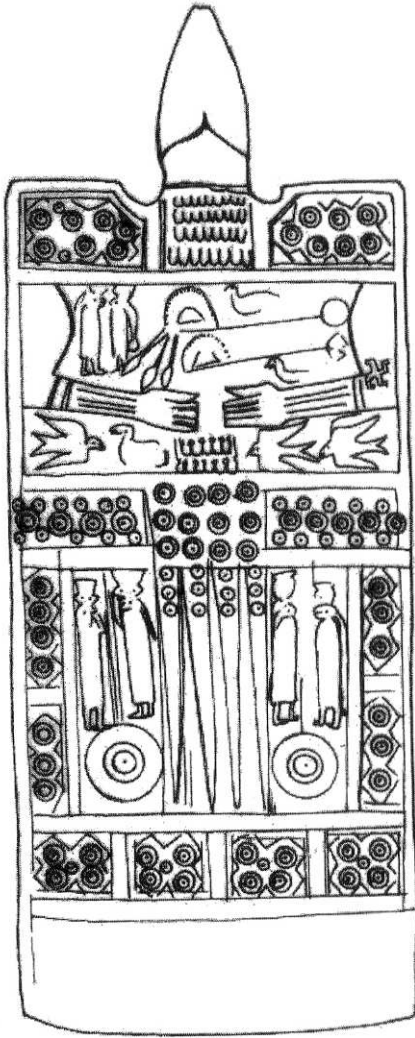
In Apulien sind die Überreste von ungefähr 1.500 oder sogar 2.000 Statuenmenhiren [tk] geborgen worden:

„Sie sind flach, langrechteckig und bis zu 1,3 m hoch mit aufgestellten Schultern. Die Stelen können auf allen Seiten verziert sein. Die Verzierungen lassen oft stilisierte menschliche Gestalten erkennen, deren Arme in Hüfthöhe verschränkt sind. Arme und Hände sind wie die Kleidung und Bewaffnung lediglich aufgeritzt. Unterschiedlich verwitterte Oberflächen und Farbspuren bezeugen eine einstige Bemalung, auch Hinweise auf Metallapplikationen sind zu finden. Am Gürtel hängen Schurz und Anhänger, am Oberkörper sind Fibeln mit Anhängseln und Swastiken wiedergegeben. Die figürlichen Darstellungen zeigen Szenen aus dem Alltag, beziehen sich auf den Totenkult oder auf rituelle Handlungen“ [wiki: Daunische Stele].

Eine andere Quelle sieht die daunischen Steinstelen lakonisch:

„Etwa 2.000 (!) solcher Steinstelen haben die Forscher bis jetzt gefunden, in einem Gebiet, nicht größer als der Großraum Berlin. Die Steinstelen stammen allesamt aus dem 8. und 7. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung“ [tk].

Zehn Exemplare werden im Archäologischen Museum im Castello Manfredonia gezeigt. Sie bestehen aus 4 bis 6 cm dicken Steinplatten, Größe zwischen Schachbrett und Kühlschrankschranktür, der Kopf oft abstrahiert wie eine Gewehrpatrone, der zudem häufig abgebrochen ist, so dass nur ein rechteckiges Schild übrig bleibt [tk]. Der zitierte *Wikipedia*-Artikel ignoriert nicht nur die Kopfform, sondern auch die Datierung: Es wird nur davon gesprochen, dass



Daunische Statue stele: als 'Statue' nur durch die Arme und Hände auf der Vorderseite zu erkennen, nachdem der Kopf stark abstrahiert ist. Die Darstellungen auf den ca. 2.000 bekannten Steinplatten geben vielfältiges Leben wieder [artepreistorica]. Alter: -700 bis -500 [wiki: Stele daunie].

die Daunier „ab dem 11.–10. Jahrhundert“ auf dem Gargano gelebt haben. Daunier sind wie Peuketier und Japyger oder Messapier Bezeichnungen antiker Autoren, deren Bedeutung zu vielem, aber wenig ergiebigem Herumräteln führte. Für die Statuenmenhire von Castelluccio dei Sauri e Bovino, die rustikal geritzt und mit Halsbändern, auch Brüsten geziert sind, finden wir das -7./6. Jh. [*antropomorfe*]. Bei Rolf Legler [36] ist die Rede von „geheimnisvollen daunischen Stelen [...], deren Datierung vorsichtig von 600 v.Chr. abwärts erfolgt“ – jetzt muss man nur noch wissen, ob der Autor nach alter Manier zur Gegenwart hin abwärts oder nach moderner Manier aufwärts rechnet. Doch das lässt sich klären.

„Im Museo Civico, das in der Altstadt von Vieste zu finden ist, werden archäologische Funde aus der vorrömischen Zeit aufbewahrt. Darunter Fragmente einer Stele, mit einer mit messapischen Buchstaben eingeschnittenen epigraphischen Inschrift, die als »das hervorragendste linguistische Dokument alter Daunia« bezeichnet wird“ [wiki: Daunien].

Griechische Schriften reichen sicher nicht weit in Richtung -1000, wird doch diese Schrift erst „seit \approx 800 v. Chr.“ geschrieben [wiki: Griechisches Alphabet]. Messapisch wurde hingegen „zwischen dem „6. und 1. Jh. v. Chr.“ in Apulien gesprochen [Matzinger, 1]. *Der Neue Pauly* [Messapisch] sieht die 600 meist sehr kurzen Inschriften in der Zeit „zw. etwa 500 v. Chr. und der Zeitwende“. Insofern sind die Statuenmenhire der Daunier eher jünger als -600. (Ein Hinweis: Es gibt auch statue stele von Cucurru e Lai, doch sie stammen nicht aus dem apulischen Hypogäum, sondern von Sardinien und werden ans Ende des -4. Jtsd. datiert.)

Roca vecchia

Wer diese Grabungsstätte sucht, wird bei Legler [1989] genauso wenig fündig wie bei Rotter [2012]; in Burkhardts archäologischem Führer [B. 120 f.] ist eine frühere Ausgrabung bekannt, die Wehrmauer noch 1.200 m lang und das Gelände so verwahrlost, dass ein Besuch nicht empfehlenswert ist. Die eigentliche Bedeutung war noch nicht erkannt. Und noch heute wissen wir nicht den antiken Namen der Ansiedlung.

Als Harald Meller und Michael Schefzik 2015 in Halle die Ausstellung *Krieg · Eine archäologische Spurensuche* veranstalteten, konnten sie Roca Vecchia immerhin drei Buchseiten widmen [309-311; im gleichbetitelten Taschenbuch S. 127]. Allerdings geht es dort vorrangig um einige Todesopfer bei der kriegsbedingten Brandkatastrophe, nur peripher um die ausgegrabene Anlage. Ihre Überreste liegen ca. 8 km östlich von Melendugno, 15 km nördlich von Otranto. Die Siedlung hat sich vom -17. Jh. bis weit in die Eisenzeit gehalten. Ab dem -15. Jh. gab es gute Handelskontakte ins mykenische Reich, wie die



Die Halbinsel von *Roca Vecchia*; zwischen ausgegrabenen Fundamenten und heutiger Straße der breite, weiße Riegel der mykenerzeitlichen Mauer [roca.unisalento]

aufgefundene Keramik beweist; erstaunlich tüppig sind die Überreste aus dem -13./12. Jh.

„Schon die erste Siedlung, die im 17./16. Jahrhundert v. Chr. entstand, war zum Landesinneren hin durch eine mindestens 200 Meter lange, sehr massive Wehrmauer geschützt. Mit einem Haupttor, dessen Dicke bis zu 23 Metern beträgt, sowie mindestens fünf Poternen (Ausfalltore) oder Nebentoren ist sie für die italische mittlere Bronzezeit einzigartig, findet in ihrer Monumentalität nur Parallelen im östlichen Mittelmeerraum und setzt ein hohes Maß sozialer und ökonomischer Organisation voraus, ohne die solche Bauten nicht hätten verwirklicht werden können. Die Mauer wurde mehrfach restauriert und in der zweiten Siedlungsphase wurde zusätzlich ein in den Fels gehauener Graben geschaffen, der 2,5 Meter breit und tief war und über den eine Brücke aus Stein führte. Innerhalb des Haupttors und der Poternen befanden sich Gänge und Innenräume, deren Dach – zuweilen sogar ein zweites Stockwerk – durch mächtige Holzbalken gestützt wurden“ [wiki: Roca Vecchia].

Die heute noch 200 m lange Mauer dürfte, wenn sie auf beiden Seiten bis zum Meer reichte, ca. 600 m gemessen haben. Ihre Mitte betonte ein klassisches Zangentor: der Zugang zunächst nach oben offen, geschützt durch einen halbrunden Turm, dann Torflügel aus Eichenholz; danach ging es lange durch einen überdachten, also dunklen Korridor, bis hin zu zwei abgerundeten Räumen [Meller/Schefzik, 309].

Gegen -1400 wurde die Ansiedlung nach Belagerung durch einen Großbrand zerstört; von dieser Katastrophe zeugen acht Skelette im Bereich der Wehrmauer. Bei der *Wikipedia*-Stelle ist angemerkt „nach traditioneller Chronologie“. Die Archäologen haben nun dasselbe Problem wie wir: Sie müssen wegen der inkompatiblen naturwissenschaftlichen Datierungen für Santorin jetzt in zwei Chronologien rechnen, wir allerdings in drei.

Die Siedlung wurde auf ca. 5 Hektar rasch wieder aufgebaut, die Mauern ausgebessert, verstärkt und mit einem neuen Tor versehen. Es gab nun klare Veränderungen bei materieller Kultur, Architektur und Bestattungsriten [Meller/Schefzik, 301].

Die gefundene mykenische Keramik beweist für -13./12. Jh. lebhaften Handel mit griechischen Städten; ihr Volumen macht sie zum größten Bestand westlich des griechischen Festlands [en.wiki: Roca (archaeological site)]. Die wenigen Funden werden dann über späte Bronzezeit und Eisenzeit gestreckt, um den „dark ages“ hier keine Grundlage zu geben: Mit Spät- und Submykenischer Keramik wird das -11. Jh. belegt, nach einer Brandkatastrophe im -10. Jh. „wurde die Siedlung nicht verlassen, sondern rasch wieder aufgebaut. Die Wehranlage jedoch wurde nicht mehr restauriert, aber auch nicht abgetragen“ [ebd.]. So bleibt Roca Vecchia „vom 10. bis ins 7. Jahrhundert v. Chr.

bewohnt“, d. h. in der frühen italischen Eisenzeit [ebd.], aber scheinbar völlig ungeschützt. Im -8. Jh. blüht der Handel mit Griechenland wieder auf. Nahe der zerstörten Wehrmauer sei ein „Kult der Ruinen“ aufgeblüht.

Die Siedlung hat noch weiterbestanden; Guglielmo Paladini, der um 1930 als erster hier grub, fand hellenistische Mauern aus dem -4./3. Jh. [ebd.] Aber der gegenwärtige Schwerpunkt der Forschung liegt bei den bronzezeitlichen Schichten.

Die Frage nach der ortsbezogenen Kultkontinuität stellt sich gleich in der nächsten Meeresbucht. Dort wird eine der schönsten ‘Meeresbadewannen’ gerne genutzt. Dicht daneben liegt die *Grotta della Poesia*. Sie wird so genannt, weil an ihren Wänden Tausende von Felsinschriften, Felszeichnungen und Einritzungen zu finden sind, die vom -3. Jtsd. bis in die römische Republik reichen. Was die Inschriften angeht, so verteilen sie sich auf -4. bis -2. Jh. und sind teils in Messapisch (rund 300), teils in Latein oder Altgriechisch (1) abgefasst. In der Antike war ein trockener Zugang möglich; seitdem ist der Meeresspiegel um 4,6 m gestiegen bzw. hat das Land sich gesenkt. Nahe von Punta Ristola gibt es eine zweite, 20 m oberhalb der See gelegene Höhle, die *Grotta Porcinara*, mit messapischen, griechischen und lateinischen Inschriften, angesetzt zwischen -7. und +2. Jh. [B. 117].

Bei Latein ist anzufügen, dass die Messapier, wohl ein illyrischer Volkstamm, sich gegen die Griechen (anfänglich Spartaner) von Taras (Tarento) verteidigten. Gegen Tarento stemmte sich die Lega Peuceta und die Lega Messapica, doch trotz einiger Erfolge lösten sich die landschaftlich gebundenen Zwigigkeiten dadurch auf, dass Rom um -275 im Tarentinischen Krieg ganz Unteritalien und auch König Pyrrhus von Epirus (heute Albanien) besiegte [wiki: Pyrrhischer Krieg]. Die Griechen verloren ihre Einflussphäre in Unteritalien, doch gibt es noch heute acht Orte, in denen ein griechischer Dialekt gesprochen wird.

Egnathia und Punta Meliso

Ein Stück weiter an der Küste liegt die mit Roca Vecchia vergleichbare Siedlung *Egnathia*. Diese bronzezeitliche Ansiedlung erstreckte sich über 3 bis 4 Hektar und war ebenfalls zwischen zwei Buchten mit einer Mauer von 2,9 m Breite und 2,2 m Höhe geschützt. Im -4. Jh. umschloss ein neuer Erdwall mit steingeschützter Front und Graben nicht mehr 4, sondern etwa 40 Hektar. Im -3. Jh. wurde er durch eine Stadtmauer ersetzt, die noch heute an einigen Stellen 7 m hoch ist [B. 74]. Im Gegensatz zu Roca Vecchia fehlen die mykenischen Importwaren [en.wiki: Roca (archaeological site)]. Dafür setzte sich Granthia (Egnatia, Egnazia) in der Römerzeit weiter fort, erhielt in der späten Kaiserzeit drei christliche Basiliken, eine stand über einem Haus mit einem Bodenmosaik der drei Grazien in ihrer klassischen Stellung [B. 75 f.].

Am Südende Apuliens, am *Punta Meliso* beim Kap Léuca, lag eine weitere bronzezeitliche Siedlung, die ebenfalls ab -1700 bestand und durch eine Wehrmauer geschützt wurde. Sie war bis in die Späte Bronzezeit (-11./10. Jh.) bewohnt. Dann scheint sich die Siedlung unter Aufgabe der Wehrmauer zum Meer hin verschoben zu haben. In der Nähe liegt die bereits genannte *Grotta Porcinara* [wiki: Santa Maria di Leuca].

Apulien wurde ab dem -8. Jh. von Osten her bevölkert, während die älteren Kontakte von Roca Vecchio mit dem mykenischen Einflussgebiet des -16./15. Jh. als außergewöhnlich eingestuft werden.

Südlich des Monte Gargano, bei Foggia ist mit *Passo di Corvo* die größte steinzeitliche Siedlung Europas ausgegraben worden: „aus dem 5.–4. Jt. v. Chr.“ [B. 39]. Es ist keine Kreisgrabenanlage im klassischen Sinn, weil die Grabenstrukturen nicht „o-“, sondern „c“-förmig gestaltet sind, dazu Brunnen, Plattformen, Speicher, Zäune und 16 Bestattungen. Der Terrakotta-Torso einer Frau trägt ein Zickzackmuster und „zwei doppelaxtartige Symbole“ [wiki: Passo di Corvo]. Diese Statuette wird sogar auf 5700–5300 datiert, ebenso wie profane Funde (Angelhaken, Äxte, Vasen). Demnach sind die Datierungen noch einmal um ein Jahrtausend bis ins -6. Jtsd. geklettert, obwohl die Doppelaxt primär dem minoischen -2. Jtsd. vorbehalten ist.

In herkömmlicher Chronologie ergibt sich folgendes Bild, wobei für die Bronzezeit grobe Richtwerte vorzuschicken sind: Frühe BZ: 2300–1700, Mittlere BZ: 1700–1350, Jüngere BZ: 1350–1150 und Späte BZ 1150–950.

- 6.–4. Jtsd. älteste Steinzeitansiedlung;
- 4. Jtsd. Höhlenmalereien in *Grotta de Cervi*, 11 km von Otranto [B. 114];
- 3./2. Jtsd. Dolmen (Giovinazzo um -1700 noch in Gebrauch [wiki: Megalithen in Apulien], auch undatiert [B. 105 f.]. Menhire stehen oft bei Dolmen. Die Menhire selbst sind kaum zu datieren [wiki: Megalithen in Apulien] und sogar als mittelalterlich vorstellbar [B. 107].
- 2. Jtsd. Beide Hypogäen von Trinitapoli mit jeweils ca. 200 Skeletten [wiki: Hypogäen von Trinitapoli].
- 17. Jh. *Roca Vecchia* entsteht und bleibt durch die Eisenzeit.
- 17. Jh. *Egnathia* entsteht und behauptet sich sogar bis +545.
- 13. Jh. Bronzezeitliche Siedlung bei Porto Saturo, die im -11. Jh. nach Zerstörung neu entsteht und im -7./6. Jh. Funde liefert [B. 118].
- 11. Jh. Das apulische Troia wird von Troia-Flüchtling Diomedes gegründet [B. 138].
- 9./8. Jh. Eisenzeitliche Schichten und Hütten in *Gioia del Colle* [B. 86].
- 7./6. Jh. Daunische Stelen
- 6. Jh. Wälle von bis zu 13 km (Arpi) werden errichtet [B. 37], auch eine 3,1 km lange Stadtmauer (Cavallino) [B. 70], Kammergräber mit

Dromoi [B. 29]; in Manduria Karrengeleise (cart ruts) zwischen Gräbern [B. 100, auch B. 119], analog zu denen bei Syrakus.

-4./3. Jh. Die meisten apulischen Stadtmauern entstehen [B. 36].

Alle diese Beobachtungen bestärken mich einmal mehr darin, dass hier die Zeiten vor dem archaischen Griechenland willkürlich verlängert worden sind. Das wird im Folgeartikel ausgeführt.

Literatur

- Ambrosi, A. C. (2015): *Il contesto culturale · Le staupe stele in Italia e in Europa*; Pontremoli Museo Statue Stele
<http://www.statuestele.org/en/le-stature-stele-in-italia-e-in-europa/>
- Antonello, Elio / Polcaro, Vito / Tunzi, Anna /Lo Zupone, M. (2010): *Prehistoric sanctuaries in Daunia*; <https://arxiv.org/ftp/arxiv/papers/1306/1306.5893.pdf>
- Bender, Barbara (1986): *The Archaeology of Brittany, Normandy and the Channel Islands · An Introduction and Guide*; Faber & Faber, London
- Bradley, Richard (1999): *Vera Collum and the excavation of a 'Roman' megalithic tomb*; Clarendon, Oxford
- Bruno, Brunella (2008): L'area cimiteriale e il casale in località S. Giovanni Piscopio, Cutrofiano (Lecce); in: *Archeologia Medievale*, Bd. 35, 199-242
<http://swjsnew.blogspot.de/2011/09/vera-collum-and-excavation-of-roman.html>
- B. = Burkhardt, Nadin (2012): *Apulien · Der archäologische Führer*; Zabern, Mainz
- Collum, Vera C. C. (1935): *The Tressé Iron-age Megalithic Monument (Sir Robert Mond's Excavation). Its quadruple sculptured Breasts and their Relation to the Mother-Goddess*; Oxford University Press, London
- Der Neue Pauly* = Cancik, Hubert / Schneider, Helmuth (ab 1996): *Der Neue Pauly*; Metzler, Stuttgart, und online als Brill's New Pauly
- Esposito, Antonio (2015): *Trinitapoli and its calendar of the Bronze Age*;
<http://inapulia.blogspot.de/2015/08/the-monumental-hypogeums-of-trinitapoli.html>
- Heinsohn, Gunnar (2009): Italien bis zum Stiefelabsatz. Das Salento ohne Frühmittelalter; *Zeitenprünge* 21 (2) 452-468
- Holzamer, Hans-Herbert (2018): *Reise-Stories Apulien · Salento · Der Winter gehört dem Wesentlichen*;
<https://reise-stories.de/salento-der-winter-gehört-dem-wesentlichen/>
- Illig, Heribert (2015): Griechenlands Dunkle Jahrhunderte. Eine Zeitbestimmung; *Zeitenprünge* 27 (1) 45-74
- (2011): *Die veraltete Vorzeit*; Mantis, Grärfelting (1988)
 - (2008): Monkodnja – ein istrisches Mykene. Castellieri – Gradine – Gradišce; *Zeitenprünge* 20 (1) 4-16
 - (1997): Etrusker - Ägäis - Chalder - Sumerer · Querverbindungen im -13./12./7./6. Jahrhundert; *Zeitenprünge* 9 (4) 602-620
 - (1995): Rom bis Athen - was bleibt bestehen? Zeitkürzungen vor der Zeitenwende · Eine Skizze; *Zeitenprünge* 7 (3) 269-287
 - (1994): Verliert Italien sogar drei „dark ages“? Ein Rundgang durch italienische Städte und Stätten; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 6 (3) 32-49

- Kaesbohrer, Thomas (2014): *Menschen am Meer: Das rätselhafte Volk der Vogelmenschen*; 22. 06.
<http://marepiu.blogspot.de/2014/06/menschen-am-meer-das-ratselhafte-volk.html>
- Legler, Rolf (³1989): *Apulien · 7000 Jahre Geschichte und Kunst im Land der Kathedralen, Kastelle und Trulli*; DuMont, Köln
- Leone, Maria Laura (o.J.): *Stele antropomorfe di Puglia*;
[http://www.artepreistorica.com/2009/12/stele-antropomorfe-di-puglia-castelluccio-d-ei-sauri-e-bovino-nellideologia-delle-statue-stele-e-statue-menhir/](http://www.artepreistorica.com/2009/12/stele-antropomorfe-di-puglia-castelluccio-d-ei-sauri-e-bovino-nellideologia-delle-statue-stele-e-statue-menhir/masse)
masse = Ausgrabungen von Egnazia; <http://www.masseriasalamina.it/de/egnazia.htm>
- Matzinger, Joachim (²2014): *Einführung ins Messapische*; <https://de.scribd.com/document/364943287/Matzinger-Einfuehrung-Ins-Messapische> (2. Version)
- Meller, Harald / Schefzik, Michael (Hgg. 2015b): *Krieg · Eine archäologische Spurensuche · Begleitband zur Sonderausstellung im Landesmuseum für Vorgeschichte Halle*; Halle
- / - (Hgg. 2015a): *Krieg · Eine archäologische Spurensuche* [Taschenbuch]; Halle
- museo = Museo delle Statue Stele Lunigianesi (2015): *Le statue stele in Italia e in Europa*; <http://www.statuestele.org/en/le-statue-stele-in-italia-e-in-europa/>
- Nava, Maria Luisa (1988): *Le stele della Daunia · Sculture antropomorfe della Puglia protostorica dalle scoperte di Silvio Ferri agli studi più recenti*; Electa, Milano
- Otte, Andreas (2018): *Prä-portugiesische Besiedlung der Azoren · Eine sicher unvollständige Zusammenstellung*; *Zeitensprünge* 30 (1) 9-28
- Piccinni, Marco (2013): *San Giovanni Piscopio a Cutrofiano*;
<http://www.salogentis.it/2013/09/14/san-giovanni-piscopio-a-cutrofiano/pugliaimperiale> = *Ipogei terra di Corte San Ferdinando di Puglia*; <http://www.pugliaimperiale.com/turismo/wheretogo/beniculturali/content.asp?art=97&lang=IT>
- puglia1 = *Kunst- und Geschichtsschätze: Hypogeum Scocchera B*; <http://www.pugliaimperiale.com/turismo/wheretogo/beniculturali/content.asp?art=155>
- puglia2 = *Kunst- und Geschichtsschätze*: <http://www.pugliaimperiale.com/turismo/wheretogo/beniculturali/content.asp?art=96&lang=IT>
- Reden, Sibylle von (⁶1989): *Die Megalith-Kulturen · Zeugnisse einer verschollenen Urreligion*; DuMont, Köln
- Rotter, Ekkehart (2012): *Apulien: Fahrten zu byzantinischen Grottenkirchen, normannischen Kathedralen, staufischen Kastellen und Barockbauten in Lecce*; Dumont, Köln
- tressé = *Allée couverte de Tressé*;
http://photos.piganl.net/2009/bretagne_tresse/bretagne_tresse.php
- vda = Région Autonome Vallée d'Aoste (o. J.): *Le site archéologique préhistorique dans le contexte territorial valdôtin*; http://www.regione.vda.it/cultura/patrimonio/siti_archeologici/st_martin/archeologia/default_f.asp
- Wheeler, Mortimer (1960): *Moderne Archäologie · Methoden und Technik der Ausgrabung*; Rowohlt, reinbek (RDE 111/112)
- Wigger, Franz (Lekt. 1989): *Spektrum der Wissenschaft: Siedlungen der Steinzeit · Haus, Festung und Kult*; Spektrum-der-Wissenschaft-Verlagsgesellsch., Heidelberg
- wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> : Artikel Yverdon = *Menhire von Clendy*; <https://www.yverdonlesbainsregion.ch/de/P3997>

Auch Apulien bezeugt zeitliche Verwerfungen Zwischen Steinzeit und Hochmittelalter

Heribert Illig

Zu Ganggräbern und Dolmen

Die Galeriegräber von Apulien können bis 17 m lang sein, sind aber nicht besonders monumental, weil sie nur eine kleine, gedeckte Kammer enthalten, auf die ein mit relativ niedrigen Steinplatten gesäumter, ungedeckter Weg zuführte. Im Vergleich dazu sind die Galeriegräber (*Allées couvertes*) der Bretagne ungleich wuchtiger. So wird das Ganggrab von Tressé mit acht Riesensteinen überdeckt, die zwischen 20 und 45 t schwer sind – letzterer einer der größten Megalithe solcher Anlagen. (Sie wird auch *La Maison des Feins* oder *des Féés* genannt und damit leicht mit *La Roche-aux-Fées* verwechselt, die *Allée couverte* von Essé.)

Die Datierungen für derartige Lang-Dolmen lagen vor den beiden ¹⁴C-Revolutionen bei 2500–2000, danach bei 3000–2500 [vgl. Illig 2011, 47], mittlerweile bei -4000 [*tressé*]. Für Andalusien (*Cueva de Menga* mit Decksteinen von 180 t) wurde 1989 noch 3000–2500 genannt [Reden, Schlusstabelle], jetzt gilt gleichzeitig das -6. Jtsd. [wiki: Dolmen von Menga] und die 2. Hälfte des -4. Jtsd. [wiki: Tholos von El Romeral]. Obwohl diese Tholos mit der *Cueva de Romeral* und der *von Viera* im Abstand von nur 1,7 km eine Einheit bildet, wird die *von Romeral* aktuell bei -2500 gesehen [ebd.]. Hier kann die offensichtliche Ähnlichkeit mit dem mykenischen Schatzhaus des Atreus [Reden, 269-271] nicht ignoriert werden. So wird überdeutlich, dass die Prähistoriker keine Vorstellung von Zeitdauer haben: Zwischen Mykene (-1500) und *Cueva de Menga* (-6. oder -4. Jtsd.) wird einfach -2500 für die *Cueva de Romeral* gewählt. Hat man keine Ahnung, was es bedeuten würde, eine Bauform nach 2- oder 3.000 Jahren zu wiederholen und eine mykenische Tholos noch einmal ein Jahrtausend später folgen zu lassen? Bauweisen und Bauformen halten sich nicht wie im Tiefkühlfach für jederzeitige Reaktivierung.

Die ¹⁴C-Datierungen sind höchst problematisch, da die Steine selbst nicht datiert werden können und die meisten Anlagen längst ausgeräumt waren, bevor Ausgräber kamen. 1931 wurde durch Vera Collum die *Allée couverte de Tressé* ausgegraben und restauriert, unter besonderer Beachtung, ob Spuren auf frühere Freilegungen zu erkennen sind [Collum 1935; vgl. Illig 2011, 44-48]. Sie hielt den Hügel, der ursprünglich 20 m lang war, und das steinerne Grab mit seinen 12 oder 13 m Länge für ungestört [Collum, 113], doch nach heutigen Überprüfungen war das nicht der Fall [Bradley 1999; Bender 1986, 115]. Die Lage-

beschreibungen von Keramikscherben und Fragmenten aus Feuer- und Hornstein durch die Ausgräberin sind dafür zu unpräzise, etwa „von den mittleren und nördlichen Teilen der *allée*“ [Collum, 39; dort diverse Variationen derartiger Angaben]. Es fehlen Höhenangaben über die Lage im stratifizierten Boden, wie sie heute selbstverständlich wären. Die breitere Öffentlichkeit erfuhr von derartig präzisen Methoden erst durch Sir Mortimer Wheeler [1960].

Demnach gab es gegen Collums Ansicht keine zeitgleichen steinzeitlichen *und* gallo-römischen Relikte. Insofern kann ihre Datierung in die Eisenzeit, ja sogar ins +1. Jh., gestützt auf eine Domitian-Münze [Collum, 113], nicht gelten. Collums Gedanken über eine Muttergöttin, symbolisiert durch zweimal vier Brüste an senkrecht gestellten Steinplatten, bleiben hiervon unberührt; sie war da weit voraus. Nachdem die Doppelbrüste von Collum bei der Ausgrabung wiederholt fotografiert worden sind, bleibt der aktuelle Satz rätselhaft: „Eine der Endplatten zeigt ebenfalls zwei Paare weiblicher Brüste, die jedoch zeitgenössischer Natur sind und um 1960 herausgemeißelt wurden“ [wiki: La Maison des Feins]. Führt hier der Gedanke an eine Muttergöttin, obwohl an weiteren fünf derartigen bretonischen Anlagen als Motiv entdeckt [ebd.], zu Vandalismus?

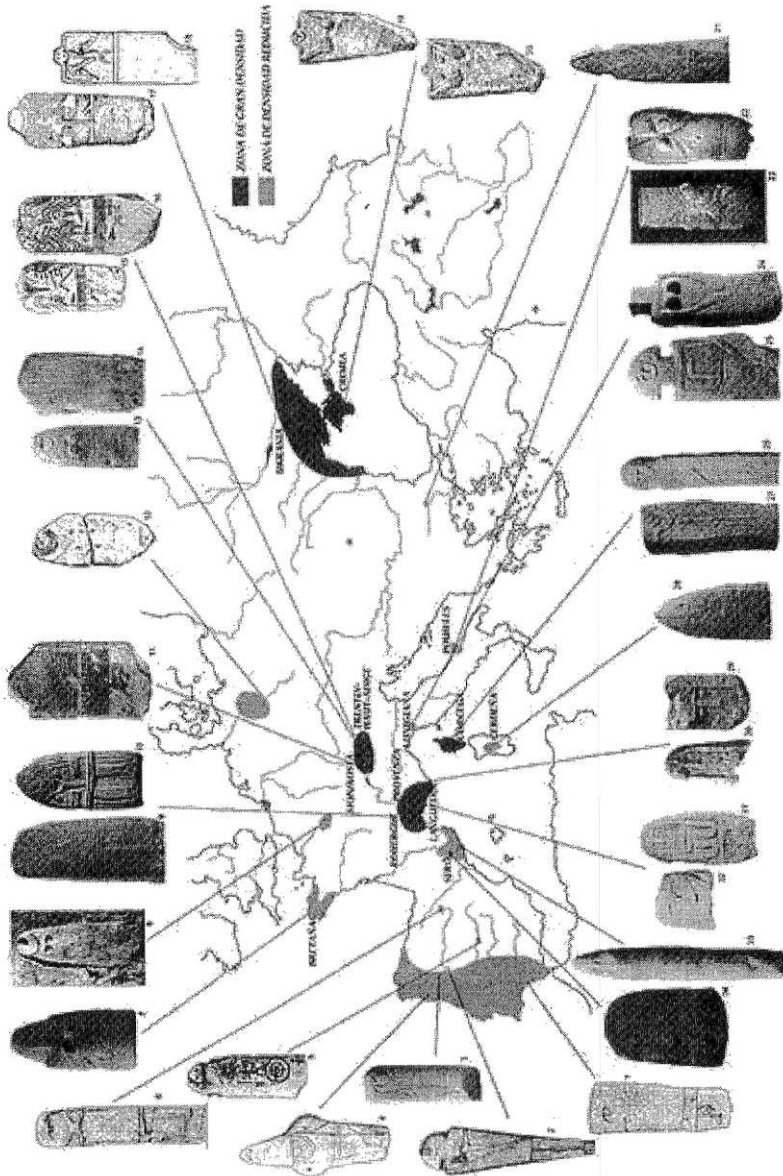
Gehört Tressé deshalb in die Zeit zwischen -4000 und -2500? Ich bleibe bei meiner und damit bei der vor ¹⁴C geltenden Datierung. Warum? Ganz kurz: Die Spiralmuster von Mykene und Malta haben gleiche Zeitstellung; die Megalithbauten Frankreichs und Englands liegen nicht weit davor. Es bleibt dann nur die Frage, wie weit die mykenische Zeit an das archaische Griechenland heranrückt. Hierzu gleich mehr.

Hypogäen

Diese mehrkammerigen Totenhöhlen reichen in Apulien von -1700 bis ins +2. Jh. Das passt nicht zum Hypogäum von Hal-Saflieni auf Malta, das wesentlich größer und sogar dreistöckig angelegt ist, aber eine ganz andere Datierung erhalten hat: zwischen -3800 und -2500. Die St. Agatha's Catacombs auf Malta können hier nicht mehr vermitteln. Bei einem Besuch im Jahr 1993 galt ihre eine Hälfte noch als vor-, die andere als frühchristlich. Mittlerweile stammen sie zur Gänze aus der Zeit ab +200 [wiki: Katakomben auf Malta] und haben nur noch Agape-Tische. Unabhängig davon ist einmal mehr zu fragen, ob das megalithische Malta nicht viel zu stark veraltet worden ist.

Statuenmenhire (Statue stele)

Die daunischen Stelen sollen hier in einen größeren Zusammenhang gebracht werden. Es gibt sehr unterschiedliche Zusammenstellungen für europäische Statuenmenhire [etwa wiki: Statuenmenhire]; hier wird auf die Zahlen von Angelo



Statuenmenhire vom -4. bis ins -1. Jtsd.; die daunischen aus Apulien wurden übergangen [wikimedia].

Ambrosi [2015] zurückgegriffen, der von insgesamt 700 Exemplaren ausgeht [dazu einige Ergänzungen durch *museo*]. Beginnend im Kaukasus und im Bogen bis Bulgarien ausgreifend kennt er

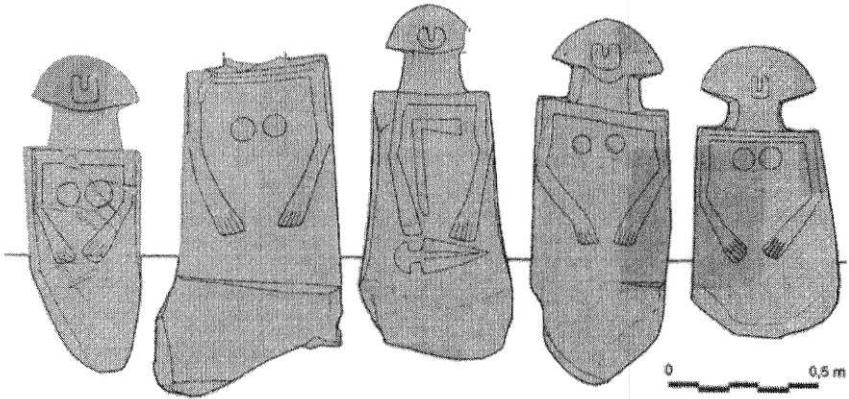
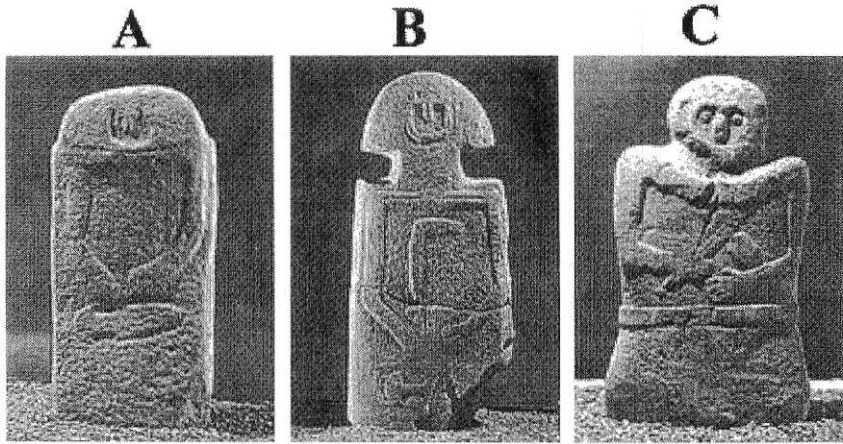
- 30 Kaukasus
- 50 zwischen Krim und Moldavien
- 170 Ukraine
- 60 Rumänien
- 40 Bulgarien
- 21 England (+ Guernsey, Scilly Islands)
- 150 Ungarn + Alpenraum (Italien/Schweiz, davon 45 in der Schweiz, die kaum zwischen Menhiren u. Statuenmenhiren unterscheidet [yverdon].
- 8 Pariser Becken
- 177 Südfrankreich, die bis 4,5 m hoch sein können (Pierre Plantée von Lacaune), aber wie in der Provence auch nur 20 bis 40 cm.

Südlich der Alpen:

- 63 Lunigiana
 - 1 bei Massa Marittima
- 30 Apulien
 - 1 Malta (Fragment)
- 70 Stelen auf Korsika und Sardinien (wohl noch nicht gezählt die 300 Stücke stilisierter Figuren aus Cuccuru e Lai),
- 100 Iberische Halbinsel, darunter mit dem Statuenmenhir von Mollet in Katalonien der größte Europas: 4,9 m hoch und 6,2 t schwer.
 - ? Griechenland (1 in Thessalien, einige wenige auf Thasos).
 - 4 Anatolien,
 - 10 Syrien und Irak.

Ihre Datierungen driften unvereinbar weit auseinander: Die ältesten anthropomorphen Darstellungen stammen von der Krim und dem Ende des -4. Jtsd.; sie gelten als Nachfolger der einfachen Menhire [wiki: Statuenmenhire von Cuccuru e Lai]. In Osteuropa geht man vom Ende der Jungsteinzeit aus (-3. Jtsd.). Im südlichen Russland und in Rumänien reichen die Statuenmenhire bis in die Eisenzeit, „zwischen dem 7. und 5. Jahrhundert v. Chr.“ Die meisten sonstigen Statuen der Liste gehören in die Kupfer- und frühe Bronzezeit, also in spätes -3., frühes -2. Jtsd.

Die Lunigiana-Gruppe setzt ihre Tradition bis in die Eisenzeit, bis ins -7./6. Jh. fort. Die meisten sind im Castello del Piagnaro von **Pontremoli** versammelt. Sie lassen sich in drei Gruppen gliedern, deren Datierungen weit aufgespreizt wirken (Die Zusammenstellung bei *Wikipedia* [Statuenmenhire der Lunigiana] beginnt mit der klaren, doch dort sofort widerlegten Aussage: Sie „wurden vor 1200 v. Chr. errichtet):



Die **Menhirstatuen der Lunigiana** (Museum Pontremoli, östlich Genua). Die drei Typen: ohne Kopf, Kopf in Dreispitzform und ansatzweise natürlich dargestellt [pellegriformentini]. Den Krummstab hielten auch etruskische Priester und später christliche Bischöfe. Eine dieser Statue stele trägt eine etruskische Inschrift.

Männliche (Dolch) und weibliche Menhirstatuen der Lunigiana [comunemulazzo].

- *Typ A*: oben gerundete Steinplatten; der ‘Kopf’ wird mit dem ‘Eulengesicht’ (wie ein U) markiert und ist nur durch eine Ritzung vom plattenförmigen Rumpf getrennt, auf dem Arme und Handwaffen, auch Brüste leicht hervorgehoben sein können (3000–1800).
- *Typ B*: Nun ist der Hals herausgearbeitet, wodurch der Kopf Zweispitzform annimmt. Die Datierung wird über die abgebildeten bronzezeitlichen Gegenstände wie Dolche, Hacken oder auch (etruskische) Krummstäbe gewonnen (1800–1100). Weibliche Stelen zeigen prominente Brüste. Ausgerechnet eine Stele von Typ B, die Stele von Zegnago, trägt eine etruskische Beschriftung und galt, als ich 1991 das Museum von Pontremoli besuchte und sie oder eine Kopie sah, als eine der jüngsten Statue stele; sie steht heute im Archäologischen Museum von Pegli (Genua).
- *Typ C*: Bei ihm ist der Körper stärker in Richtung Statue ausgearbeitet; es gibt Darstellungen auch etruskischer Äxte und Inschriften (1100–200).

Eine fast 3.000 Jahre währende Lokaltradition darf verwundern. Doch an der Datierung der jüngsten Exemplare ist nicht zur rütteln, da sie vom Statuenmenhir über die Menhirstatue der echten Statue immer näher kommen.

Das überaus lange Zeitintervall lässt an *Valcamonica* in den südlichen Voralpen denken: Dort reichen die „Felsritzungen“, die keineswegs geritzt, sondern in den Stein geklopft sind, vom Ende der Würmeiszeit bis ins frühe Christentum. Ein gutes Jahrzehntausend lang immer in demselben Tal und auf seinen Höhen – wobei sich die bislang mehr als 200.000 kartierten Felsbilder über ca. 25 Kilometer im Tal des Oglio und in Höhen von 20 bis 1.400 m über NN verteilen – das ist zumindest Europarekord und eigentlich unverständlich. Noch weniger zu verstehen ist, dass dort nach einer Jahrtausende währenden Pause während des Mesolithikums die Menschen im -6. Jtsd. an denselben Ort zurückgekehrt wären [Illig 2011, 56 f., 201].

Und die *daunischen Stelen*? Sie werden durchwegs im -7./6. Jh. gesehen, die eine messapisch beschriftete vielleicht noch später, obwohl sie in der Formgebung – rechteckiges, flaches Corpus und ein abstrahierter Kopf, der nur bei einigen Exemplaren menschliche Gesichtszüge andeutet – wirken, als stammten sie aus uralten Zeiten. Allerdings werden die Darstellungen und Applikationen auf diesen ‘Tafeln’ zunehmend realistischer und damit detailreicher.

Sie lassen sich also zeitlich mit dem Typ C der Lunigiana in etwa gleichsetzen. Ob allerdings Typ B und C vielleicht zeitlich parallel stehen, ist noch zu prüfen. Reichen gleichwohl die ersten Statuenmenhire bis ins -4. Jtsd. zurück? Hier wird die Entwicklungsgeschichte eindeutig überdehnt, benötigen doch die beiden Evolutionsschritte von Typ A zu den Typen B und C keineswegs jeweils ein Jahrtausend. So stellt sich hier erneut die Frage, ob die

Entwicklung von unförmigen, ungestalteten Menhiren hin zur menschnahen Darstellung tatsächlich vom -4. bis fast zur Zeitenwende gedauert hat oder nur ¹⁴C-Datierungen geschuldet ist, die auf die Steine selbst gar nicht anwendbar sind, sondern nur auf organische Beifunde.

Specchie

Der italienische Name für Steinhügelgrab entspricht dem Cairn als entsprechende Bezeichnung in Westeuropa. *Wikipedia* [Specchia (Steingrab)] gibt keine Datierung an; es bleibt also offen, ob hier Messapier nach -700 zugewandert waren oder frühere Bewohner, doch die datierbare Grabüberdeckung der *Specchia Accolti* spricht für nach -700. Steinhügelgräber gibt es auch auf Irland, als bekanntestes *Newgrange*, das derzeit auf -3150 datiert wird, flankiert von Knowth und Dowth, die zeitlich vorangegangen sein sollen [wiki: Newgrange]. Bei ihnen gibt es falsche Gewölbe wie bei den mykenischen Tholoi. Genau genommen sind es Ganggräber, während die eigentlichen Cairns allenfalls eine Kammer enthalten. Die schottischen Cairns von Camster werden auf -3500 datiert [wiki: Cairns of Camster], das irische *Queen Maeve's Grave*, vermeintlich ein keltisches Königinnengrab, wird bei -3000 gesehen [wiki: Knocknarea]. ¹⁴C hat also hier vergleichbare Anlagen im Schnitt um 2.500 bis 3.000 Jahre voneinander getrennt. Ist die Entwicklung bis hin nach Süditalien tatsächlich um drei Jahrtausende hinterhergehintert?

Kammergräber mit Dromos

Oben war von den drei Hypogäen von Lagrasta die Rede, bei denen kannelierte Halbsäulen und Kapitelle eingebaut worden sind. Beim mykenischen Schatzhaus des Atreus finden wir den Dromos zur Grabanlage, deren Eingang mit minoischen Säulen und Kapitellen geschmückt war. Die Anlagen sind sich also strukturell ähnlich, wenn man von der Tholos, von der Bienenkorbkuppel absieht. Hier stoßen wir einmal mehr auf das Phänomen, dass mykenische Bauweisen schon im -4. Jtsd. entstanden wären und sich bis ins -4./3. Jh., also über weitere fast 1.000 Jahre nach Mykenes Zerstörung (ca. -1200) erhalten hätten – doch mit einer viele Jahrhunderte andauernden Baupause dazwischen. Andernorts habe ich bereits für die Gegend südöstlich von Rom (in den Provinzen Rom und Frosinone) gezeigt, dass hier Zyklopenmauern und Tore mit gewaltigen Türstürzen, also wiederum mit eindeutig mykenischen Baumerkmale, ins -6./5. Jh. eingeordnet werden [Illig 1994; 1995]. Ebenso gezeigt wurden Verbindungsglieder zwischen mykenisch/minoischer Zeit und Etrurien, ob Tholos, Totenmasken, Tierszenen oder Goldgranulation [Illig 1997, 610-612] – in allen Fällen ohne zeitliche Zwischenglieder! So bestätigt sich auch hier die Forderung nach Streichung der „dark ages“ inner-

halb der frühen Eisenzeit, liegen doch ihre Anfänge anerkannterweise in der spätmykenischen Zeit.

Roca Vecchia, Egnathia und Punta Meliso

Von den drei Städten ist *Roca Vecchia* die interessanteste, weil neben ihrer imposanten Wehrmauer ihre frühen Importe aus dem griechischen Kernland die Handelsbeziehungen zu Mykene belegen. Egnathia und Punta Meliso waren sicher keine mykenischen Niederlassungen, sondern standen nur im Handel mit dem griechischen Festland. Dieses Handelsnetz wird auch durch Ausgrabungen innerhalb Tarent belegt, auf der Anhöhe *Scoglio del Tonno*. Diese mauerumschlossene Ansiedlung dürfte vom -18. bis mindestens ins -11. Jh. bestanden haben [wiki: Geschichte von Tarent].

„Die große Zahl mykenischer Funde und die lange Zeitspanne in der diese nachweisbar sind, bewog sogar einige Archäologen, eine mykenische Siedlung anzunehmen oder zumindest ein »mykenisches Viertel« innerhalb eines einheimischen Handelszentrums. [...]

Es wird angenommen, dass der Ort auch im 10. bis 8. Jahrhundert v. Chr., eventuell bis nach 700 v. Chr. kontinuierlich besiedelt war. Allerdings ist das anhand der durch Quagliati veröffentlichten Funde nicht eindeutig belegbar“ [ebd.].

Einmal mehr lässt sich hier die Absicht belegen, die dunklen Jahrhunderte irgendwie mit sehr dürftigem, unzureichendem Fundmaterial auszustaffieren. Wenn man dies tut, dann bleiben mykenische und archaische Kolonisationsbewegung getrennt. Denn 'offiziell' wird Tarent erst -706 als spartanische Kolonie gegründet, in jener Zeit, in der die griechische Kolonisierung weit ausgriff. Doch das 'mykenische Viertel' Tarents ist nicht der einzige Ausgriff des kriegerischen Landes; genannt werden nach Einverleibung des minoischen Kreta die ionischen Inseln und der Dodekanes, die anatolische Küste mit Milet, dazu Sizilien (Thapsos, Cannatello), liparische und phlegräische Inseln, der Südosten Sardinien (bei der Nuraghe Antigori), die Po-Ebene (Frattesina), Istrien mit Monkodonja [vgl. Illig 2008], dazu Andalusien und Tunesien. Und vielleicht auch Roca Vecchia, obwohl „die moderne Forschung davon aus[geht], dass sich allenfalls einige mykenische Griechen in einer nach wie vor italischen Siedlung niederließen“ [wiki: Mykenische Palastzeit].

Nach der mykenischen Palastkultur, die kurz nach -1200 zerstört wurde, entwickelten sich lokale Stile. Je nach Region geht man auf der Peloponnes von einem Bevölkerungsverlust von neun Zehnteln (Lakonien, Messenien) aus, während die Argolis (Mykene, Tiryns, Argos) sich einigermaßen behauptete [wiki: Mykenische Palastzeit]. Dieser scheinbare starke Rückgang in die dunklen Jahrhunderte hinein dürfte eine Folge der postulierten 'dark ages' sein,

während denen kaum Besiedlung gefunden wird. Die Kunstgeschichte trägt dem insofern Rechnung, als sie seit langem auch noch die Submykenische Keramik einführen möchte, um die Zeit von -1030 bis -1000 abzudecken, bevor die Protogeometrische Epoche einsetzt, die im selben Lexikon bereits bei -1050/00 beginnt [wiki: Protogeometrische Keramik].

„Die Submykenische Keramik ist noch recht schlecht dokumentiert, da aufgrund der zu dieser Zeit in vielen Regionen dünnen Besiedelung Griechenlands nur relativ wenige Fundplätze bekannt sind“ [wikiwand: Submykenische Keramik].

Nachdem diese Keramikstufe bereits 1939 definiert worden ist, muss die Fundsituation beängstigend dünn sein.

Wir sehen also zwei gegenläufige Tendenzen. Während ich darüber nachdenke, wie lange die „dark ages of Greece“ gedauert haben und auf bis zu 500 Jahre komme [Illig 2015], will der Mainstream überhaupt keine Leerzeit. Dabei spricht bereits die nicht mehr aufgerichtete Wehrmauer von Roca Vecchia für eine künstliche Leerzeit. Selbst die Importe aus Griechenland reichen grosso modo bis -1000 und setzen im -8. Jh. wieder ein, was für eine Lücke von rund 250 Jahren sprechen könnte, nachdem keine einheimischen Funde erwähnt werden. Doch da „submykenisch“ bis -1000 reichen und die Eisenzeit bereits ab -1050 beginnen darf, werden die Funde scheinbar problemlos über den um Jahrhunderte verlängerten Zeitraum verteilt.

Bemalte und beschriftete Höhlen

In zwei Höhlen, *La Grotta della Poesia* und *Grotta Porcinara* verewigten sich Menschen jahrtausendlang – das Wort scheint angemessen. Doch das darf verblüffen. Bei den Zeitangaben könnten sich – von heute zurückgerechnet – Künstler unter Trump, Augustus und vielleicht auch König Midas – nebeneinander verewigt haben. Obendrein stellt sich wiederum die Frage, warum Orte so kontinuierlich besucht worden wären.

Frühmittelalterlicher Ausklang

Burckhardts archäologischer Führer umfasst die Römerzeit und gibt Hinweise bis in die Romanik. Dabei fällt auf, wie die Funde kurz nach 600 enden und sich viel später fortsetzen:

Im 6. Jh. bzw. bis ins 6. Jh. werden geschaffen: Mosaik in Bitontos [B. 49] und in Sipontos Kathedrale [B. 129], ein Tetrakonchos über einem Tempel in Canosa [B. 66], ein Baptisterium in Canosa über frühchristlicher Basilika [B. 67], ausgedehnte Hypogäen bei Siponto [B. 130].

Außerhalb Canosas gibt es ein Gräberfeld mit einer Katakombe des 3. Jh., „über der im 6. *oder* erst im 8. Jh. die kleine Kirche S. Sofia errichtet wurde“

[B. 67]. In Lucera wurde eine Villa des 1. Jh. „im 4. und 5. Jh. erweitert und umgestaltet und *bis ins* 7. Jh. hinein genutzt“ [B. 98; Hvhg. HI]. In der Nähe entstand Ende des 5. Jh. eine Kirche und ein Baptisterium:

„Mitte 6. Jh./Anfang 7. Jh. entstand [...] eine zweite dreischiffige Kirche; hier wurden zahlreiche Grabgruben im Boden eingelassen. Im 7. Jh. endete die Nutzung aller Bauten“ [B. 98; Hvhg. HI].

Hier wird einmal mehr das Ende der Realzeit im frühen 7. Jh. deutlich. Die Phantomzeit übergreifen zwei Hinweise: 545 ist Egnatia von Ostgotenkönig Totila zerstört worden und blühte erst Ende des 10. Jh. wieder auf.

„zwischen dem 5. und dem 6. Jahrhundert musste die Stadt ihre Anordnung komplett ändern: die Via Traiana, Hauptstraße während der Kaiserzeit, verlor langsam an Bedeutung und ihre Fahrspur wurde immer weniger breit bis diese im Mittelalter zu einer einfachen, grob angelegten Straße wurde. Auf dem gepflasterten Platz wurden um das Jahr 1000 Mauerstrukturen errichtet. Dies bezeugt eine intensive Stadtentwicklung“ [masse].

Demnach scheint es zwischen den Eckmarken 6. und 10. Jh. kaum etwas zu geben. Außerhalb von Vaste „liegt im *fondo Giuliano* ein sehenswertes archäologisches Gelände [... mit] den Grundmauern einer mehrfach umgebauten Kirche. Um diese Kirche, die vom 5. bis ins 10. Jh. genutzt wurde“... [B. 144].

Das klingt so, als ob erst im 10. Jh. wieder Nutzungsspuren gefunden worden sind. Wie deutlich die ‘dark ages’ des Mittelalters im Salento zu erkennen sind, hat bereits Gunnar Heinsohn [2009] dargestellt. Zu dem einzigen Ort, der damals für das erfundene Mittelalter stand, die Krypta San Giovanni bei Cutrofiano aus dem 8. Jh., nennt *Wikipedia* [it.wiki: Cutrofiano] gegenwärtig 8./9. Jh. und eine Mönchsgemeinschaft, eine regionale Quelle dagegen die Zeitzone vom 13. bis 16. Jh., mit urkundlichen Nennungen ab 1291 [Piccinni]. Der Ausgrabungsbericht von Bruni [2008; 224 f.] widerspricht dem nicht.

Literatur s. S. 41

Schattenmesser auf dem römischen Marsfeld

Fleddereien unter Geiern

Heribert Illig

Rückblick

Die These, dass der zeitliche Abstand zwischen Caesar und Gregor XIII. rund 300 Jahre kürzer ist als bislang angenommen, wurde von mir 1991 mit dem Postulat vorgetragen, der Papst hätte 1582 den gesamten bis dahin aufgelaufenen Fehler des zugrunde liegenden Julianischen Kalenders korrigieren müssen. Allerdings waren nirgends die Jahreseckpunkte von Caesars Kalenderreform zu gewinnen. Deshalb prüfte ich bereits im selben Jahr die sog. Sonnenuhr des Augustus, die von Edmund Buchner 1980 archäologisch in einem entscheidenden Detail nachgewiesen worden war. Damals machte ich den Fehler, aus Buchners Text die Identität des Geburtstags von Augustus (23. 9.) und der Äquinoktie herauszulesen, obwohl Buchner [1982, 36, Fn. 80] selbst betont hatte, dass die Festlegung des Geburtstages auf die Herbstäquinoktie von ihm erst „an anderer Stelle behandelt“ werde. Dazu ist es nicht mehr gekommen. Denselben Fehler machte Augustus-Biograph Jochen Bleicken [516] noch im Jahr 1998.

Statt dessen erhielt ich bereits 1991 Hinweise auf den Artikel von Michael Schütz, der als Physiker die Resultate Buchners in Frage stellte und seiner Meinung nach fast so etwas wie einen Alleinvertretungsanspruch in Sachen „Meridian“ erwarb. Daraufhin verfasste ich einen Folgeartikel [1992], in dem ich die Argumente von Schütz berücksichtigte. Bis 1999 hatten sich in dieser Hinsicht keine weiteren Erkenntnisse eingestellt, weshalb ich schrieb:

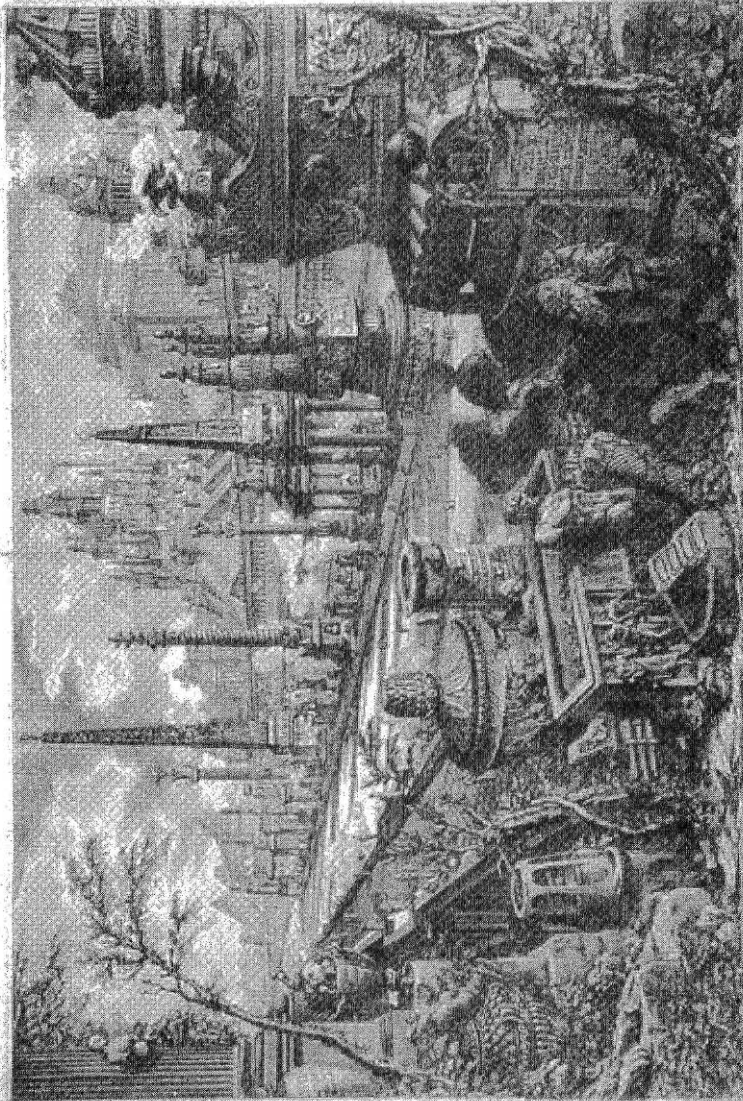
„Nur an den beiden Tagen der Äquinoktien läuft der Schatten auf schnurgerader Bahn genau auf den Friedensaltar zu, vielleicht sogar durchs Portal hinein. Unbestreitbarerweise ist diese Anordnung für die Äquinoktie ersonnen; ebenso unbestreitbar ist sie für den am 23. 9. geborenen Augustus ersonnen worden. So läßt sich mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit behaupten, daß kurz vor der Zeitenwende die Äquinoktie auf den 23. 9. gefallen ist. Nur eine Haaresbreite trennt uns von der absoluten Sicherheit. Da aber diese absolute Sicherheit absolut tödlich wäre für unsere Chronologie, hat man dieses Haar nach Kräften gestärkt“ [Illig 1999, 51].

Dazu gibt es neue Hinweise. Doch zunächst einen Bericht von 1842, den keiner der nachstehenden Wissenschaftler gekannt haben kann, weil er erst dank Googles 'book-scans' verfügbar geworden ist. Die Gelehrten um Ernst Plat-

ner wussten von manchem gut Bescheid, anderes hat sich als falsch erwiesen (etwa der Palast des Augustus oder die zu dicht bei der Kirche liegende Obeliskbasis). Wichtig werden in unserem Zusammenhang die Hinweise auf vergoldetes Metall und auf das Mosaik mit dem Wind Boreas. Da diese Autoren nicht streitsüchtig waren, ließen sie offen, ob es sich um einen Gnomon oder eine Sonnenuhr gehandelt hat.

„Wie Sulla von der Eroberung Präneste's eine Sonnenuhr als willkommene Beute nach Rom brachte und in einer Basilica am Forum aufstellte, so schmückte auch Augustus den beginnenden Glanz des Marsfeldes mit einer kolossalen *Sonnenuhr*, wofür ihm das unterworfenen Aegypten den Zeiger liefern musste. [...] Nach der ausführlichen Beschreibung von Plinius [Hist. nat. XXXVI. 15. 6.] war damit ein Gnomon oder eine Sonnenuhr verbunden. Augustus hatte nämlich ein Steinpflaster daran gelegt, dessen Mitte der Schatten des Obeliskens am kürzesten Tage im Winter ganz erfüllte. Sein wachsender Schatten, der auf Linien zur Seite fiel, gab das Mass, in welchem die Tage wuchsen und abnahmen. Auf der Spitze hatte der Astronom Manilius eine vergoldete Kugel angebracht, die am Ende des Schattens gleichsam den Kopf eines Menschen darstellte. Indessen bemerkt Plinius doch, dass zu seiner Zeit der Gnomon nicht mehr mit dem Jahreslaufe übereinstimmte, eine Erscheinung, wofür man verschiedene Erklärungen versuchte. Nach Plinius wird der Obelisk von Ammianus Marcellinus und im Breviarium der Notitia, so wie beim Anonymus von Einsiedeln erwähnt; er muss also erst nach dem neunten Jahrhunderte umgefallen seyn, und da ist Nibbys Vermuthung, er sey bei dem Brande, welchen Robert Guiscards Einfall (1084) veranlasste, gestürzt, nicht unwahrscheinlich.

Das Gerücht von seinem Vorhandenseyn erhielt sich: die Mirabilien erwähnen an derselben Stelle, wo er beim Anonymus vorkömmt, bei S. Lorenzo in Lucina, einen Palast des Octavianus, indessen wusste man doch nicht, ob er noch existire, als im Jahre 1463 der Cardinal Filippo Calandrino, welcher die Kirche neu decken liess, als er die Fundamente zu einer Capelle für seine Familie, der heutigen Sacristei, legte, einen Theil der Mittagslinie fand, welche mit dem Obeliskens verbunden war. Unter Julius II entdeckte man in einem an die Capelle anstossenden Hause eine Basis und daneben halb in der Erde einen grossen Obeliskens. Man grub eben daselbst eine mit Linien und Graden von vergoldetem Metalle gezierte Sonnenuhr aus, in deren Ecken die vier Winde in Mosaik dargestellt und durch beigesezte Namen [wie BOREAS SPIRAT] kenntlich gemacht waren. Der Meridian hatte sieben Grade, und das Pflaster des Platzes bestand aus grossen Steinen von Marmor, auf denen ebenfalls Metalllinien sich befanden. Offenbar erwähnt Plinius nur letztere bei sei-



Römischer Circus mit säulenbestandener Spina, dahinter gewaltige Paläste und Tempel. Idealbild eines verfallenden Roms, vorstellbar als Domitian-Circus unter der Piazza Navona; Kupferstich von Giovanni Batt. Piranesi.

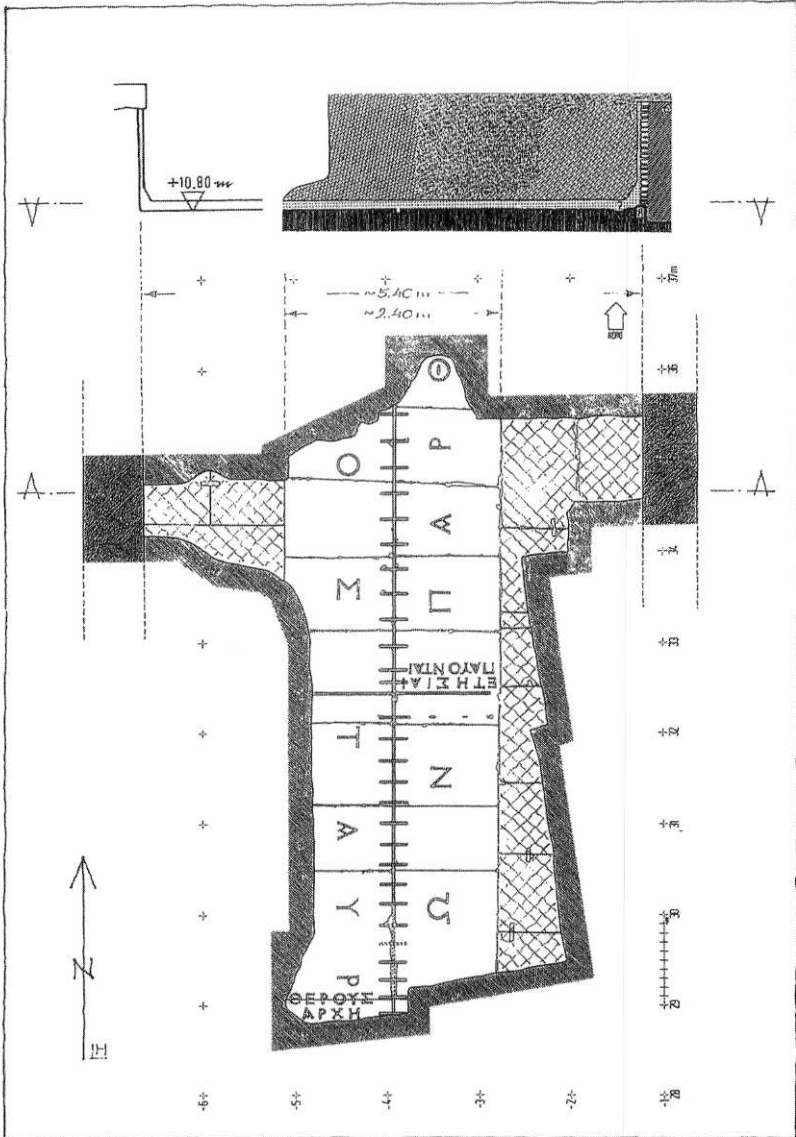
ner Beschreibung, denn die Schatten, welche der Obelisk warf, mussten notwendig über die Sonnenuhr hinausreichen. Dies übergeht Plinius als nicht gleich merkwürdig, was bei der Eile, womit er schreibt, nicht zu verwundern ist“ [Platner, 79-81; in eckigen Klammern seine Fußnoten zum Text].

Neues vom römischen Marsfeld

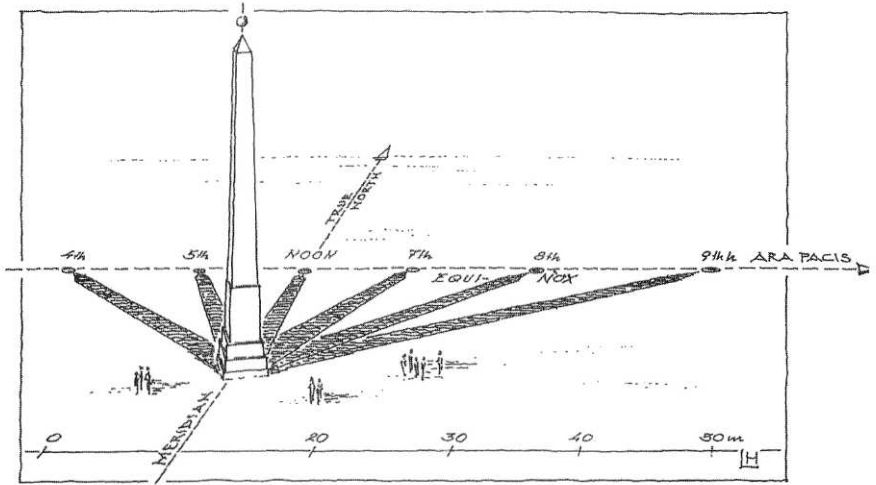
Der Gerechtigkeit halber ist zu sagen, dass die meisten Forscher redlich zugange waren, die sich zum 2000. Todestag des Augustus um das Marsfeld und seine Bauten bemüht haben. Lothar Haselberger als Koordinator war der Bauforscher, der 1979 an den Wänden des Riesentempels von Didyma feine Konstruktionslinien sah, aufnahm und daraus rekonstruierte, wie die alten Griechen ihre Zeichnungen maßstabsgerecht ohne große Papierbögen derart gestalteten, dass die Steinmetze direkt die Maße abgreifen konnten. Ich beobachtete ihn dabei, ohne auch nur zu ahnen, was für eine Entdeckung vor seinen und unsichtbar vor meinen Augen ablief [vgl. Illig 1996, 87 f.]. Haselberger hat zum großen, runden Todestag von Augustus die Aufgabe übernommen, eine Diskussionsrunde zum Schattenwerfer auf dem Marsfeld zu führen, die 2014 pünktlich veröffentlicht worden ist [= Has.; Übersetzungen HI].

Wer in Rom vom Pantheon zum Mausoleum des Augustus läuft, kann eine mehr als üppige Stadtlandschaft genießen, in der das italienische Parlament samt Obelisk genauso beheimatet ist wie der Friedensaltar des Augustus oder die Piazza Navona mitsamt den Kunstwerken von Gian Lorenzo Bernini (Vierströmebrunnen) und Francesco Borromini (Sant’Agnese in Agone), die Universitätskirche Sant’Ivo alla Sapienza oder das Marcellustheater, die Mark-Aurel-Säule oder der zur Börse umfunktionierte Hadrianstempel. Doch das ist nur die antik-barocke Oberfläche. Darunter liegen städtische Überreste bis in einer Tiefe von 13 m, eine veritable Untergrundlandschaft, aufgeschüttet vom Tiber selbst und von den Menschen, um sich vor ihm zu schützen. Man bedenke nur, dass zwischen dem ersten, augustuszeitlichen Pantheon von Marcus Vipsanius Agrippa und dem zweiten, erhaltenen Bau von Hadrian das Gelände um 11,30 m aufgeschüttet worden ist [La Rocca bei Has. 138] und wir heute trotzdem zum Pantheon hinabgehen. Über dem Schattenmesser des Augustus und/oder Domitian konnten zwölf Straßenniveaus übereinander nachgewiesen werden [Rakob 1987; Buchner 1982, 58].

Und hier wollte ein Forscher irgendwo in einer Tiefe von bis zu 8 m die Reste eines horizontalen Ziffernblattes finden! Die Anhaltspunkte waren mehr als schwach, widersprüchlich und kaum greifbar. Vielleicht lag es zum Teil unter der Kirche San Lorenzo in Lucina; auf jeden Fall steht der Schattenwerfer, ein dafür aus Ägypten geholter Obelisk, nicht mehr an seiner ursprünglichen Stelle. Der Friedensaltar des Augustus, ein möglicher Bezugspunkt, war

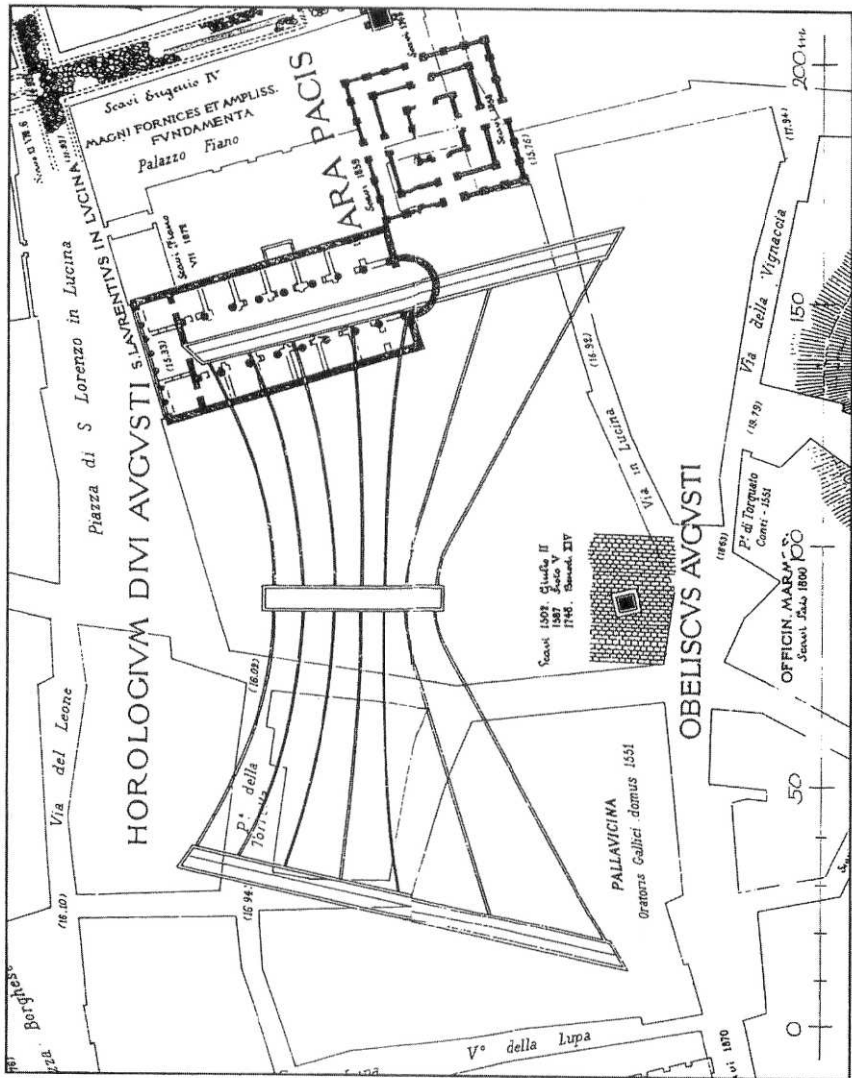


Das von Edmund Buchner gefundene Fragment des Schattenmessers auf dem Marsfeld; wohl von L. Haselberger aus verschiedenen Zeichnungen Buchners 'komponiert' [Haselberger, 22].



Schattenlinie des Obeliskens auf dem Marsfeld an den Äquinoktien; Zeichnung L. Haselberger [Haselberger, 31]

Basis der Säule des Antoninus Pius (gest. 161) und der Faustina: ihre Apotheose mit dem Obeliskens vom Marsfeld. Er ist nicht nur Phallussymbol, sondern auch – wegen der Kugel – bereits bei den Römern ein Schattenwerfer. Zeichnung von G.B. Piranesi, ca. 1777 [Haselberger, 18].



Rekonstruktion des Schattenmessers auf dem Marsfeld durch Rodolfo Lanciani, 1901. Die schwalbenschwanzförmige Fläche reicht bis in die Kirche S. Lorenzo in Lucina; die Positionen der Ara pacis und des Obeliskens waren nur postuliert [Haselberger, 20].

mittlerweile an einer ganz anderen Stelle errichtet worden. Nur das Mausoleum des Augustus, ein unverrückbarer Koloss von knapp 90 m Durchmesser und ursprünglich 40 m Höhe in Tibernähe, war seit seiner Errichtung im Jahr 29 v. Chr. sicher der Nukleus dieser ganzen kaiserlichen Anlage und konnte unverändert bei Vermessungen angepeilt werden.

Zur Ehrenrettung von Edmund Buchner

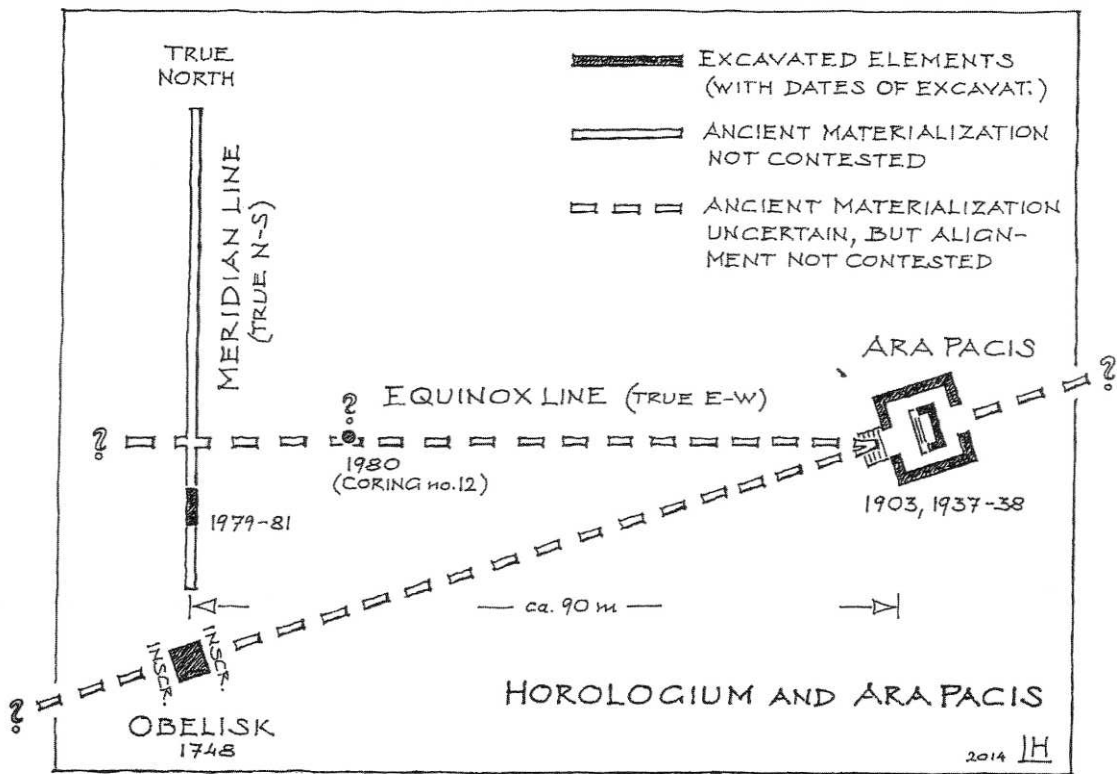
Wer hier das Rekonstruieren begann, konnte sich nur auf Unwägbarkeiten stützen, die der viele Meter starke Boden verbarg. Trotzdem hat der Altphilologe Edmund Buchner (1923–2011) es gewagt, in den engen Straßen des Marsfeldes Bohrungen durchzuführen, um dicke Bodenplatten des Monuments in der Tiefe aufzuspüren. Nach Bohrungen mit wechselndem Erfolg (1979) entschlossen sich Buchner und der Bauforscher Friedrich Rakob, beide assistiert von Günter Leonhardt, im Treppenhaus eines größeren Wohngebäudes mit ihrer Grabung zu beginnen. Eine Grube von 2,5 x 1,5 m wurde sukzessive ausgehoben, die dann ca. 4 m unter dem Kellerboden, im Grundwasser tatsächlich ein Stück des antiken Ziffernblattes freigab (1980): den Teil einer Mittellinie, an der entlang die Tierkreiszeichen auf Griechisch aufgelistet waren, ergänzt um meteorologische Hinweise wie das Ende der Sommerwinde. Das war 1980/ 81 selbst im antikenschwangeren Rom eine Sensation, der sprichwörtliche Stecknadelfund im Heuhaufen.

Buchner wurde zu dieser Zeit Präsident des *Deutschen Archäologischen Instituts*; diese Aufgabe blieb ihm bis 1988, also bis zu seiner Pensionierung. Es folgten bis 1997 weitere neun Grabungskampagnen bzw. Architekturdokumentationen, fünf bei und unter San Lorenzo in Lucina, zwei beim Mausoleum des Augustus [Leonhardt in Has. 103].

Hatte zunächst der neue Beruf als Institutsleiter die Grabungsdokumentation erschwert – Buchner konnte lange nicht einmal ein Gesamtbild des aufgefundenen Ziffernfragments präsentieren –, verhinderte später Krankheit die Fertigstellung. Erst 2013, zwei Jahre nach seinem Tod, konnten seine Frau und Leonhardt alle einschlägigen Unterlagen der DAI übergeben, wo sie seitdem ausgewertet werden können. Und das wiederentdeckte Fragment mit seinen Bronzeleisten und -buchstaben ruht tief unten im Palazzo, durch Sicherungsmaßnahmen gegen Einsturz und Grundwasser geschützt; es kann auf Anfrage besichtigt werden. Möglicherweise wird es zukünftig in einer Art Tunnel zugänglich gemacht [Has. 106].

Michael Schütz

Buchners einschlägige Publikation von 1982 sorgte für großes Aufsehen. Wie war es ihm gelungen, bei all den Unwägbarkeiten eine konkrete Substanz auf-



Die Rekonstruktion von Martin Schütz in der Darstellung von Haselberger. Sie stützt sich genau auf die von Buchner hervorgehobene und von Schütz bezweifelte Ost-West-Linie vom Meridian zur Ara Pacis [Haselberger, 199].

zuspüren? Da stand zwar der Obelisk, doch versetzt, an der falschen Stelle vor dem italienischen Parlament, und seine einstige Höhe musste retrokalkuliert werden; da war die Fläche des möglichen Ziffernblattes restlos überbaut, bot also überhaupt keinen Hinweis. Da gab es den 11,50 x 10,50 m großen Friedensaltar Ara Pacis, der offenbar zeitgleich wie der Schattenmesser – ich wähle diese Bezeichnung, solange nicht definitiv geklärt ist, ob es nun eine Sonnenuhr oder ein Meridian gewesen ist – von Augustus eingeweiht worden war; immerhin waren seine Fundamente lokalisiert. Dass Altar und Messgerät zusammengehörten, lag auf der Hand; doch das Wie war offen. Schließlich gab es aus der Erbauungszeit eine Blickachse zwischen dem Mausoleum des Augustus und seinem, dem ersten Pantheon. Die Autoren der Antike steuerten noch zwei Quellen bei: Plinius berichtete von dem Schattenmesser, und Vitruv berichtete davon, wie sich ein Messinstrument auf flachem Boden berechnen ließ. Aus solchen vagen, oft widersprüchlichen Andeutungen ein Originalstück im Boden zu finden, verdient höchste Anerkennung.

Dem Physiker M. Schütz kommt die zweifelhafte Ehre zu, mit seinem Artikel von 1990 die Arbeiten von Buchner gründlich desavouiert zu haben – nach dem schrägen Motto: bestenfalls Zufall, dass er überhaupt etwas gefunden hat; außerdem wisse er nicht, was er tatsächlich im Boden aufgespürt hat.

Das begann schon mit seiner Klage, Buchner habe auf seine Einwendungen nicht reagiert. Sie klang, als ob Buchner am besten auf die weitere Grabungsauswertung verzichten und an Schütz übertragen sollte, den nun einmal besseren Kenner [Schütz 1990, 432]. So spaltete Schütz die Gelehrtenwelt: Hie pro meridiana! [Schütz 1990, 434 f.] Hie pro horologia! Es ging ihm darum, Buchner zu verteufeln, weil dieser möglicherweise ein zu großes Ziffernblatt für den schattenwerfenden Obelisk konstruiert hatte. Aus antiken Parallelstücken ist die Optik des Ziffernblatts bekannt: eine Schwalbenschwanzform, aber hier mit den gigantischen Ausmaßen von fast 400 m zwischen den beiden Spitzen und fast 200 m in Nord-Süd-Richtung. Da flache Schatten kaum mehr wahrnehmbar sind, ging Buchner davon aus, dass zumindest die Spitzen des Schwalbenschwanzes nicht ausgeführt worden sind, doch blieb auch dann noch eine trapezförmige Fläche von über 150 m x 60 m, die bei möglichem Einschluss der Ara noch größer ausgefallen wäre [Buchner, 41, 60].

Das war die Horologia-Lösung, die Buchner verfolgte. Doch bei dem Fragment der Mittellinie blieb offen, ob es Bestandteil eines Ziffernblatts war oder ob es nur diese Mittellinie = Meridian gegeben habe. Damit es noch komplexer wird, fanden sich auf dem Fragment nicht nur die griechischen Namen der Tierkreiszeichen und die Teilungsstriche für die jeweils 30 Grad eines Zeichens, sondern auch zwei meteorologische Hinweise. Einer von ihnen – ‘die Ethesien, also die Sommerwinde der Ägäis enden’ – war mit einem Strich hervorgehoben, der aber nicht im exakt rechten Winkel auf die

gefundene Linie stieß. Um diesem Befund zu entsprechen, entwarf Buchner nun einen rund 8 m breiten Mittelstreifen, doch der verschob zwangsläufig die von ihm angenommene Position des Obeliskens. Außerdem lag das gefundene Ziffernblatt ca. 1,5 m über dem angenommenen Niveau der Augustus-Zeit. Da bereits der 79 n. Chr. gestorbene Plinius angemerkt hatte, das Messinstrument zeige seit einer Generation fehlerhaft an, gab es neue Interpretationsmöglichkeiten: Hatte sich der Obelisk bei einem Erdbeben etwas geneigt oder ging es darum, dass sich wegen der stetig, aber kaum merklich voranschreitenden Präzession die Lage der Tierkreiszeichen verschob? [Buchner 1982, 13, Fn 21] Hatte deshalb – und wegen der ständigen Tiberüberschwemmungen – ein flavischer Kaiser, möglicherweise Domitian, das Ziffernblatt um 1,5 m erhöhen lassen und dabei die alten augusteischen Buchstaben erneut verwendet? Oder war es immer bei der augusteischen Anlage geblieben, die gerade wegen der Fehlerabdrift bereits im 2. Jh. allmählich verwahrloste und unter die Erdoberfläche geriet? Es gab und gibt also beträchtliche Interpretationsschwierigkeiten und -möglichkeiten rings um das gefundene Meridian-Fragment.

Schütz bezog sich 1990 auf Plinius' Beschreibung, um das große Ziffernblatt als Lösung zu ächten; allerdings können andere Wissenschaftler – nicht nur Buchner – aus derselben Beschreibung mehr als nur einen Meridian herauslesen (s. oben wie unten).

Der ganze Streit war und ist völlig überflüssig. Bei derzeitigem Wissensstand – umso mehr beim Stand von 1980 oder 1990 – ist die Situation unentschieden; die Forscher können also solange nach Belieben Hypothesen gegeneinander stellen, bis ein entscheidendes neues Detail hinzutreten wird. Wer aber den Ausgräber desavouiert, weil der vom Ziffernblatt einer Sonnenuhr primär die Mittellinie nachzuweisen suchte und auch zum Erfolg kam, der ist missgünstig.

Zu den weiteren Argumenten von Schütz gegen Buchner gehörten dessen manchmal pseudogenauen Maßangaben [Schütz 1990, 437], die Schütz 24 Jahre später gleichwohl nutzte, wenn er sie brauchen konnte:

„Von einer erweiterten Version von Buchners Dokumentation nahm ich die Maße für die Position der Querlinien mit einer Präzision von ca. \pm einem halben Millimeter, obwohl der Grad der Präzision der Zeichnung nicht verifiziert ist“ [Schütz 2014, 43].

Wichtig ist allerdings seine Beobachtung einer 'inversen' Argumentation durch Buchner:

„die eigene Hypothese ist hier schon Wirklichkeit, und die Quelle dient nicht dazu, die Hypothese zu überprüfen, sondern umgekehrt, die Zuverlässigkeit der Quelle wird danach beurteilt, wie gut sie mit der Hypothese übereinstimmt“ [Schütz 1990, 438].

Dieser Kritikpunkt wäre gravierend, wenn Buchner tatsächlich die archäologische Realität seinen Hypothesen angepasst hätte. Aber er prüfte seine eigenen Prämissen sehr wohl. So wollte er, als er die Beschriftung zu den Etesien aufdeckte [Buchner 1982, 71] ihr mit einem veränderten „Rekonstruktionsversuch des Mittelstreifens“ entsprechen, der auch den Standort des Obeliskens in Frage stellte; er hat damit exakt das getan, was ihm Schütz acht Jahre später absprach: seine Grabungsbefunde mit seinen theoretischen Überlegungen in Einklang zu bringen! Buchners völlig neue Hypothesen von 1993/94 (s. S. 74) hat Schütz [2014] ohnehin nicht mehr beachtet.

Insbesondere missfielen Schütz Buchners Bemühungen, Ara pacis und Liniennetz zusammenzuführen, für Schütz wieder eine sich selbst bestätigende Hypothese [Schütz 1990, 445]. Dabei hatte bereits Rodolfo Lanciani zu Ende des 19. Jh. Friedensaltar und Horologium zeichnerisch zusammengeführt [Has. 19]. Für Schütz schien es gleichwohl ein Unding, die rechtwinklig auf dem Meridian stehende Aequinoktiallinie genau zur Ara Pacis zu führen. Später wird er diese Hypothese allerdings modifiziert selbst vertreten [Schütz 2014, 44]. Bei ihm ist die Aequinoktiallinie nur angedeutet, dient aber als Konstruktionslinie, während er nun eine deutliche Verbindungslinie zwischen Obelisk und Ara Pacis behauptet, obwohl er sie und die Basis des Obeliskens nur postulieren kann. Er war erst zufrieden, als er Buchners Aequinoktiallinie um 2,5 m nach Süden verschob; nun wurde sie ihm zum wichtigen Indiz [Haselberger, 176]. Dieses sein Vorgehen hat natürlich nichts mit dem Vorwurf zu tun, Buchner habe diese Linie solange verschoben, bis sie zur Ara ‘passte’ [Schütz 1990, 445; Schütz in Has. 44]....

Geburtstag des Augustus und Aequinoktie

Schütz erlebte seine große Stunde als Kritiker [1990, 446-449], weil Buchner den Geburtstag des Augustus, den 23. September, mit der Herbstaequinoktie gleichgesetzt hat, ohne dies beweisen zu können, was er selbst eingeräumt hatte [Buchner 1982, 36, Fn 80]. Die Kritik war richtig. Aber Schütz übertrieb sie, behauptete er doch – ohne selbst Präzises zu wissen –, dass Geburtstag und Aequinoktie mehrere Tage auseinanderfielen, was andere Kritiker übernahmen [vgl. Haselberger, 181], insbesondere Alfred Schmid [2002]. Dessen Kritik fasst Haselberger [34] so zusammen:

„Ein finaler und fundamentaler Punkt muss angefügt werden: das Fehlen einer präzisen kalendarischen Koinzidenz zwischen Herbstaequinoktium und dem Geburtstag des Augustus. Es wurde als »der schwerwiegendste und unbestreitbarste Irrtum« (Schmid) von Buchners Interpretation des Horologiums bezeichnet.“

Allerdings löste sich dieser Fehler 2005 in fast nichts auf. Damals entdeckte derselbe Schmid eine entsprechende Steininschrift; 2010 wurde dann Werner

Frank bei Columella fündig, die Fachwelt aber nicht bei Frank. Zwischen Schützens erster Kritik, 1990, und dem Jahr 2005 verging wertvolle Zeit, in der Buchners Ansehen desavouiert wurde (vgl. S. 72, bei *Wikipedia*). Hinzu kam, dass Schütz etwas anderes, grundsätzlich Falsches behauptete:

„Caesar wollte durch seine Kalenderreform das bürgerliche Jahr fest mit dem Sonnenjahr verbinden. Er richtete den Kalender so ein, daß nach der Einführung des neuen Kalenders i. J. 45 v. Chr. das Herbstäquinoktium im Schaltzyklus auf den 25 oder 26. September (= VII oder VI Kal. Oct.) fiel. [...]

Wenn also heute das Herbstäquinoktium auf den 23. 9. fällt (in Schaltjahren: 22. 9.), so ist dies nicht durch Caesar oder Augustus, sondern durch das Konzil von Nicaea und Gregor XIII. festgelegt“ [Schütz 1990, 447].

Als Schütz dies schrieb, lag die Konferenz zum Gedenken an den 400. Jahrestag der Gregorianischen Kalenderreform bereits acht Jahre zurück, bei der auch 'von ganz oben' klargestellt worden war, dass wir weder die Jahreseckpunkte Caesars kennen, noch dass das Konzil irgendeine Entscheidung zum Kalender getroffen hat [Coyne et al.]. Unbeirrbar in seinem Bestreben, Buchner zu schaden, behauptete er aus Unwissen oder wider besseres Wissen, Caesar habe das Herbstäquinoktium auf den 25. oder 26. 9. gelegt (was er auf der Folgeseite [1990, 448] noch einmal bekräftigt hat). Er benötigte diese Fehldatierung um 2 bis 3 Tage, um Buchner ins Unrecht zu setzen – dieses Täuschungsmanöver fällt auf seine eigene Reputation zurück.

Beim Sockel des Obeliskens – der nicht erhalten ist – gab es den nächsten Streit: Wich er um 15° von der Meridianlinie ab, wie 1748 bei der Auffindung gemessen worden war, oder um $18\frac{1}{2}^\circ$, wie Buchner meinte? [Schütz 1990, 450] Hier hatte Schütz die besseren Karten; er brachte später diese Schrägstellung in direkte Verbindung mit der Ara Pacis. Heute wird sogar die Möglichkeit vertreten, dass ursprünglich der Obelisk bezogen auf die Ara Pacis errichtet worden ist und erst in der Folge mit einer Kugel auf seiner Spitze zu einem Schattenwerfer, einem Gnomon umgewidmet worden sei [Alberì Auber in Has. 68 f.].

Und jetzt der Tiefpunkt an destruktiver Kritik! Buchner [1982, 37] sieht zur Tagundnachtgleiche den Schatten etwa 150 m weit die schnurgerade Äquinoktiallinie entlang genau zur Ara Pacis laufen. Doch nach Schützens Berechnungen [1990, 453] löste sich der Kugelschatten wenige Meter vor der Ara auf; „eine Verwendung als Uhr muß daher [...] wohl ausgeschlossen werden“.

Das war ein billiges Argument, um Buchners Thesen zu desavouieren, denn ob der Schatten nur in Richtung der Ara oder bis in die Ara hineinfließt, ist zweitrangig und sagt vor allem über die Verwendung als Messinstrument

gar nichts aus. Mittlerweile ist gegen Schütz nachgewiesen, dass der Schatten sehr wohl bis zur Ara gelaufen wäre. Robert Hannah hat sich in derselben Publikation wie Schütz mit dem Cenotaph im neuseeländischen Dunedin beschäftigt, der mit seinen 27,40 m Höhe und einem kugelförmigen Kopfende dem römischen Obelisk in etwa entspricht und dessen Schatten sich über 122 m verfolgen lässt [Hannah in Has. 111 f.; auch 32].

Schütz entfesselte einen weiteren Streit mit einer Reihe von Berechnungen, um zu zeigen, dass die Aequinoktiallinie nicht ins Zentrum der Ara lief, sondern nur zu ihrem westlichen Eingang, weshalb es keine thematische Verbindung zwischen Solarium und Ara Pacis gegeben habe. Hier musste sogar der Gesprächsführer Haselberger [Has. 33] korrigierend eingreifen, weil Schütz im kritischen Übereifer jede Bodenhaftung verlor:

„Doch wenn überhaupt, dann beweisen Schütz' überarbeitete Berechnungen das genaue Gegenteil: Die von ihm verfochtene Aequinoktiallinie führt gerade an den Altareingang hin zu Horologium und Marsfeld. Welche zwingendere und symbolische Geometrie lässt sich noch verlangen?“

Es ging und geht Schütz ganz offensichtlich darum, mit minimalen Veränderungen gegen Buchner zum wahren Rekonstrukteur des augusteischen Marsfelds aufzusteigen – ein unwürdiges Spiel. Obendrein ließ Schütz Neid erkennen, weil Buchner mit den für Schütz ganz unzureichenden Berechnungen seines Aufsatzes Forschungsgelder für die – erfolgreichen – Grabungen erhalten hätte:

„Buchner schließt diesen ersten Teil (RM 1976, 319-365) mit den Worten (I 55): »Und schon ein Stückchen des Liniennetzes könnte uns ein Bild vom ganzen vermitteln und meine Ergebnisse bestätigen oder widerlegen.« Durch diesen Aufsatz wurde ein großes Interesse an der Sonnenuhr geweckt, und Buchner und das DAI erhielten die Genehmigung für Bohrungen und Grabungen“ [Schütz 1990, 453].

Da sollte sich Buchner wohl noch entschuldigen, dass er seinen Antrag auf Finanzierung bereits zu einem Zeitpunkt eingereicht hatte, als Schütz noch nichts von dem Schattenmesser wusste und erst zehn Jahre nach der entscheidenden Ausgrabung seine Kritik formulierte.

Auf derselben Seite würdigt der Physiker die Ausgrabung sehr knapp mit vier Worten als „archäologische und technische Meisterleistung“, nur um direkt danach auszuführen, dass das gefundene Fragment die Beobachtungen Buchners über den Haufen werfe, weil das aufgefundene Ziffernblatt 1,6 m höher liege als gedacht, womit sich eine andere Gnomon-Höhe und -Position ergäbe. Das wäre ein richtiges Argument, doch mittlerweile ist sogar strittig, ob das Fragment zur Uhr von Domitian oder zu der von Augustus gehört [Alb-èri Auber in Has. 68].

Ähnlich lief es bei der Gnomon-Höhe. Buchner ging von einem Maß in römischen Fuß = 0,2942 m aus und sah es hier im Großen ungefähr realisiert. „Es wird sich später vom Liniennetz her, wie gesagt, als sicher ergeben, daß der Gnomon tatsächlich 100 Fuß hoch war, *zumindest nicht niedriger*“ [Buchner 1982, 18; Hvhg. HI]. Schütz [1990, 437] macht daraus ein „zentimetergenau 29,42m“, das er nicht müde wird zu bekämpfen [Schütz 2014a, b]. Dabei zeigt Paolo Albèri Auber im selben Buch [Has. 62-76], dass er mit einer Vorgabe von 29,42 m = 100 röm. Fuß, auch mit 30 m [bei Has. 70, 73] zu befriedigenden Ergebnissen kommt. Das gilt auch für Pollini und Cipolla [bei Has. 58].

Und so ging es bei Schütz immer weiter: Jedes Detail Buchners wird solange hyperkritisch beäugt, bis es restlos zerpfückt ist. Etwa die mögliche physische Gestaltung der Aequinoktiallinie. Wäre sie nun im Boden zu finden, tief fundamentierte oder oberflächlich gepflastert? Schütz sieht sie contra Buchner als nicht gegeben an [Has. 33], legt sie aber später modifiziert seinem eigenen Schema zugrunde [Schütz 2014, 44].

Das gilt auch für die Gleichsetzung von Aequinoktie und dem Geburtstag des Augustus. Man kann sich nur wundern, wenn man liest:

„Es ist außerhalb jeden Disputes, dass die beiden Daten, der astronomische Tag des Herbstaequinoktiums (unser 23. September) und Augustus' offizieller Geburtstag im Julianischen Kalender (der neunte Tag vor dem 1. Oktober) mehr oder weniger dicht beieinander liegen, aber kaum identisch sind“ [Haselberger, 34].

Scheint es demnach auch einen 23¼. oder 23½. September zu geben, der mit den Kal. IX des Oktobers noch besser harmoniert? Immerhin ist nicht Schütz, sondern Alfred Schmid [2005] der Identität näher gekommen:

„Es ist das Verdienst von Schmid, nun [2005; HI] das Gewicht eines Dekrets durch das Provinzkoncil von Asien ca. 9 v. Chr. eingebracht zu haben, anlässlich der Proklamation von Augustus' Geburtstag als Start des neuen Jahres in der *Provinz Asiae*. Das Dekret führt aus, dass dieses glückliche Ereignis »nahezu« [»nearly«] zusammenfällt mit der Aequinoktie“ [Has. 34 f.].

Hier wird es wieder penibel: „die volle Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit“ wäre auf den Punkt gerichtet gewesen, dass die Herbst-Aequinoktie „*nicht exakt*“ [not exactly] mit dem Geburtstag des Augustus übereinstimme, aber bei manchen Aequinoktien besser als bei anderen [Has. 35]. Zur Sicherheit hier das Originalzitat von Schmid:

„Im Jahr 9 v. Chr. wusste man es aber besser: spricht doch der Beschluss des Provinz[i]allandtags von Asien aus diesem Jahr (OGIS 458) explizit von der Nähe des Geburtstags des Augustus zur Tag- und Nachtgleiche – und das wird als (zufällige oder göttliche) Gelegenheit hervorgehoben, um

diese Ehre zu ersinnen (dass nämlich das Jahr in Asia nunmehr mit diesem glücklichen Geburtstag beginnen soll).“ [Schmid 2005, 312; seine Unterstreichg.; Korrektur HI].

Die Nähe von Datum und Aequinoktie tritt laut Schütz [Has. 49] immer wieder auf. Schütz hat nicht realisiert, dass seine Berechnungen dann auf ganz falscher Grundlage beruhen würden, wenn der zeitliche Abstand zwischen Caesar und Gregor rund 300 Jahre kürzer als von ihm gedacht ist. Doch gerade dies muss in Ansatz kommen, um überhaupt festzustellen, ob im Jahr 9 v. Chr. die Aequinoktie direkt auf den 23. 9. fiel oder es nur „nahezu“ tat. Tatsächlich changiert die Tagundnachtgleiche zwischen 22. und 23. 9. und kann auch mehrere Jahre auf einem der beiden Tage verharren. Exakt dies kann das Dekret des Augustus angesprochen haben! Sueton [*Augustus*, 57] berichtet im Übrigen, dass Augustus' Geburtstag von den römischen Rittern (equites) zu seinen Lebzeiten immer an zwei Tagen gefeiert worden ist.

Leider haben die Attacken von Schütz viele Forscher beeindruckt, etwa Prof. Hans Lohmann [52 f.] von der Ruhr-Universität Bochum, Institut für Archäologische Wissenschaften.

„Der oben skizzierte Erfolg von Buchners These beruht zum guten Teil darauf, daß es durch Ausgrabungen scheinbar gelang, die ganze kühne Hypothese [der Sonnenuhr] zu verifizieren. [...] Der Fall der angeblichen Sonnenuhr des Augustus lehrt einmal mehr, daß die in der Klassischen Archäologie überbordende Sucht, alles mit allem zu verbinden, in allem geheime Zeichen und Symbole zu sehen, aus allem verschlüsselte ideologische Botschaften herauszulesen, um geradewegs in Esoterik und Hermetik, also in längst überwunden geglaubte Geheimwissenschaften, zurückführt, statt ans Licht wissenschaftlicher Klarheit.“

Dieser Garant wissenschaftlicher Klarheit schreibt im selben Aufsatz, das Konzil von Nicäa habe „im Jahre 425 [sic!] den Frühlingsanfang auf den 21. März festgelegt“ [Lohmann, 45 f.]. Nicht bei seinem Flüchtigkeitsfehler, wohl aber bei der 'Sonnenuhr' und beim 21. 3. übernimmt er ohne Überprüfung die kurante Meinung seiner Kollegen.

Die Schaltfehler der Priester nach Caesars Tod

Hier ist noch etwas ganz Entscheidendes zu berücksichtigen. Nach der Aufstellung des Obeliskens in den Jahren 10/9 v. Chr. konnten die Schattenbeobachtungen gemacht, das (mehr oder weniger große) Ziffernblatt vermessen und seine Bronzeapplikationen auf der Fläche fixiert werden. Dabei ist mit hoher Wahrscheinlichkeit entdeckt worden, dass nach dem Tod Caesars die Priesterschaft nicht *nach* jedem dritten, sondern bereits *in* jedem dritten Jahr einen Schalttag eingefügt hatte. Damals waren das bereits drei Schalttage zu

viel, was auf dem entstehenden Ziffernblatt erkennbar war. Augustus hat dann verfügt, bei den nächsten anstehenden Schaltjahren keine Schaltung vorzunehmen. So ergab sich die erste korrekte Schaltung des Julianischen Kalenders nach einem Zuviel und einem Zuwenig erst im Jahr 8 n. Chr. [Haselberger, 190]. Nachdem Augustus sein Dekret für die östlichen Landesteile im Jahr 9 v. Chr. erließ, konnte er sich nur auf die fehlerhafte, nicht auf eine richtige Anzeige seines Gnomons verlassen. „Das Dekret führt aus, dass dieses glückliche Ereignis [seines Geburtstages] »nahezu« zusammenfällt mit der Aequinoktie“ [s. o. Has. 34 f.]. Das lässt auch die Interpretation zu, dass man sich im Klaren darüber war, dass auf jeder damaligen Sonnenuhr der 23. 9. und die Tagundnachtgleiche noch differierten. Es sei in Parenthese angefügt, dass Wissenschaftler wie A. Schmid die „Formulierung „nahezu“ so weit wie nur möglich aufspreizen, um nicht einräumen zu müssen, dass die Aequinoktie zu Caesars und Augustus’ Zeit genau dort lag, wo sie dank der Gregorianischen Kalenderreform wieder liegen sollte: auf dem 23. September.

Kaum musste Schütz akzeptieren, dass Geburtstag und Tagundnachtgleiche sich maximal um einen Tag unterschieden, war er schon wieder vorneweg, um Buchner ein letztes Mal ins Unrecht zu setzen: Die Differenz bei dem Schatten betrage auf dem Ziffernblatt immerhin 40 cm [Has. 35]. Das muss allerdings nicht verwundern. Auf dem Ziffernblatt sind je Tierkreiszeichen 30 Striche eingezeichnet, die dem 360°-Rhythmus des Vollkreises folgen, nicht den Monatsvorgaben zwischen 28 und 31 Tagen, die sich zu 365,25 Tagen addieren. Trotzdem steht ein Strich fast exakt für einen Tag des Kalenderjahres. Der Abstand zwischen zwei Strichen liegt im Bereich des Tierkreiszeichens Jungfrau bei 30 cm und wächst in dem Maße, in der die Anzeige vom Schattenwerfer wegwandert. Doch auch bei den 40 cm geht es nur um die Differenz von einen einzigen Strich bzw. Tag.

Die Aussage von Columella, dass die Herbstaequinoktie identisch sei mit dem 23. 9. [Frank 2010], hat sich nicht bis zu der Gruppierung um Haselberger herumgesprochen. Dabei wäre sie das richtige Gegenstück, um die Frage nach dem „nahezu“ in ein völlig anderes Licht zu bringen, denn Columella hat seine Bemerkung erst gemacht, nachdem der Julianische Kalender definitiv geregelt war.

Stand der Dinge

Was also wissen wir von dem „Horologium“ des Augustus? Haselberger gibt eine Zusammenfassung.

- Akzeptiert wird, dass das Horologium ein größeres Monument augusteischer Propaganda war, das noch von Plinius gerühmt wurde. Das Schweigen zeitgenössischer Quellen wird hingenommen, während der flavische Neubau

ein „unterschätztes Werk an sich“ bleibt [Has. 36], sicher dank Schütz. Doch selbst dieser flavische Neubau wird mittlerweile bezweifelt [Has. 181].

- Die räumliche Erstreckung des augusteischen (ebenso wie des mutmaßlich flavischen) Horologiums bleibt in seiner spezifischen Form unsicher. Außer der Meridianlinie sind keine Fundierungen gefunden worden, allerdings gibt es gute Gründe für ein Ziffernblatt, das über eine Meridianlinie hinausgeht [vgl. Buchner 1993/94]. Aber gerade für die ost-westlich verlaufende Aequinoktiallinie wird eine solide Basis gegenwärtig gefordert. Im Übrigen: Selbst ein reines Meridian-Instrument besäße eine rund 60 m lange Gerade auf dem Boden, böte also zusammen mit dem 30 m hohen Obelisken ein auffälliges Bild.

- Eine räumliche Verbindung zwischen der Aequinoktiallinie des Schattemessers und der Ara Pacis, zweier direkt nebeneinander liegender, zeitgleich oder in enger zeitlicher Nähe vom selben Bauherrn eingeweihter Bauten, kann nicht sinnvoll bezweifelt werden. Damit bleibt die Möglichkeit, dass das Horologium breiter als nur eine Meridianlinie gestaltet war und mehr Funktionen als eine reine Meridianlinie hatte. Schütz musste in diesem Zusammenhang ignorieren, dass der Strich der Ethesien-Inschrift nicht senkrecht auf die Nord-Süd-Linie stößt, sondern sich mit seiner Krümmung auf die eigentliche, noch nicht nachgewiesene Mittellinie zubewegt, um sie exakt rechtwinklig zu schneiden; das war der bereits genannte Grund für Buchner, seine Thesen zu überarbeiten. (Allerdings kann auch Buchner [1993/94] mit seiner neuen Rekonstruktion die Schiefe des Striches nicht motivieren. Doch dieser ganz neue Vorschlag wird in Haselbergers Runde gar nicht diskutiert; s.u.) Schütz [1990, 455] hat seine Ausführungen mit dem Verdikt beendet:

„B.s zentimetergenaue Voraussagen über Gnomonhöhe und Lage und Abmessungen des Liniennetzes sind mit dem Ergebnis der Ausgrabungen nicht vereinbar, und seine Hypothesen über den thematischen Zusammenhang von Solarium und Ara Pacis finden darin keine Stütze.“

Die Rekonstruktion des Ziffernblattfragments gemäß Leonhardt [Has. 102] spricht allerdings gegen einen breiteren Mittelstreifen; dieses Problem bleibt wie viele andere offen – doch das sind keine Gründe für einen Kampf gegen eine Ausgrabung, noch dazu mit vergifteten Pfeilen.

Peter Heslin

Ein junger Professor aus Durham, Peter J. Heslin, hat sich auf römische Dichtkunst, Malerei und Topographie spezialisiert, mit einem besonderen Interesse dafür, wie sich die Römer griechischen Mythenstoff angeeignet haben.

Heslin hat sich erstmals 2007 zu Buchners Arbeiten geäußert und lässt 2014 [Heslin in Has. 39] wie Schütz anklingen, dass man Buchner auf Grund sei-

ner fehlerhaften Vorarbeiten keine Grabungslizenz hätte geben dürfen. Für ihn besteht eine „andauernde methodologische Katastrophe“, prolongiert sogar von Haselberger, weil dieser weiterhin von einer existenten Linie hin zur Ara Pacis ausgehe. Deshalb habe Heslin nicht die Rolle des Skeptikers oder des Pedanten eingenommen, nein: Hier gehe es nicht um einen verständnisvollen Kompromiss, weil der weder erwünscht noch möglich sei; hier gäbe es nur die Wahl zwischen der wissenschaftlichen Methode und dem Willen, die Evidenz dahingehend auszuwählen und solange zu verdrehen, bis eine vorher ausgedachte Theorie tauglich gemacht ist [Heslin in Has. 39]. Hehre Worte, die nicht unbedingt etwas mit der Realität eines Ausgräbers zu tun haben, der obendrein längst fündig geworden ist und seine Überlegungen gründlich revidiert hat, was Heslin übergeht.

Ist Heslin in einem Punkt Recht zu geben? Ihm zufolge sei die von Haselberger gewählte Bezeichnung *Horologium* schlicht und einfach falsch, weil es sich bei aktuellem Wissensstand um keine Sonnenuhr handelt, an der man Tagesstunden ablesen konnte. Doch wie Heslin bezieht sich Robert Hannah auf den Pliniustext zu dem Messinstrument, demzufolge die Länge von Tagen wie Nächten abgelesen werden könne. Dies würde allerdings weitere Linien auf dem Ziffernblatt verlangen [Hannah in Has. 108], die Buchner [1982, 26, Abb. 6] längst postuliert und später argumentativ untermauert hat [Buchner 1993/94]. Allerdings sollte eine nicht nachgewiesene Linie nicht zum zwingenden, alles entscheidenden Beweis erhoben werden, zumal die fragliche Beziehung zwischen Schattenmessinstrument und Ara Pacis auch dann besteht, wenn sie nicht auf dem Boden des Areals hervorgehoben worden ist.

Scharfe Opposition ist anzumelden, wenn Heslin ausführt, dass Buchners Modell eher wegen seiner Romantik als wegen seiner Wahrscheinlichkeit gefiel und er bei Buchner wie bei der für die Grabungserlaubnis zuständigen Kommission Nazi-Gedankengut wittert. Es ist richtig, dass Buchner das Buch der Sonnenuhr seinem Lehrer Helmut Berve zum 80. Geburtstag gewidmet hat, der auf den 22. 1. 1976 fiel und damit in das Jahr, in dem Buchners erste Publikation zu „*Solarium Augusti und Ara Pacis*“ erschienen ist. Heslin erkennt nun in Buchners Modell „den romantischen Irrationalismus von Berves nazi-zeitlicher Pseudo-Gelehrsamkeit bis zurück zu Nietzsche“ und auch zu Stefan George [Heslin 42, Fn. 8]. Tatsächlich ist bei Berve nationalsozialistische Weltanschauung nachgewiesen worden [Rebenich], aber Heslin kann Buchners Modell damit nicht kontaminieren. Von Rodolfo Lanciani liegt bereits aus der noch von keinem Fascismo geprägten Zeit um 1900 ein zeichnerisch-‘romantischer’ Versuch vor, Obelisk, Sonnenuhr und Ara Pacis zur Einheit zu bringen, damals sogar in Verbindung mit der Kirche San Lorenzo in Lucina [Has. 20]. Buchner [1982, 7] hat gleich eingangs auf derartige Vorgän-

ger hingewiesen, womit sein eigenes Modell vielleicht epigonal wirkt, aber nicht nationalsozialistisch. Angesichts dieser schlecht gemachten, dünnen Beweisandeutung in Heslins allerletzten Fußnote möchte ich prophylaktisch alle warnen, die glauben, sich einfach so mit der Ara Pacis beschäftigen zu können. Denn sie ist im Auftrag von Benito Mussolini 1937 wieder aufgerichtet worden; Führer und Duce haben sich 1938 gemeinsam vor diesem Monument kruden Imperialismus' ablichten lassen, womit die Nazi-Verbundenheit eines jeden Italieners oder Deutschen auf der Hand liegt, der sich heute mit der Ara Pacis beschäftigen wollte. Daran ändert sich auch dadurch nichts, dass 2006 der schützende Fascismo-Pavillon von 1938 durch einen scheinbar weltanschaulich unverfänglichen Glasbau, errichtet von den Amerikanern Richard Meier & Partners, ersetzt worden ist. Derartige Camouflage wird sofort durchschaut, gerade von politisch korrekten Nazi-Jägern, die dank der Gnade sehr später Geburt aus bequemen Sesseln heraus agieren...

Im Übrigen hat Eugenio La Rocca (* 1946) im selben Sammelband [Has. 121-165] eine Lanze für ein noch viel 'romantischeres' kaiserliches Programm auf dem Marsfeld gebrochen. Hier figuriert Augustus als Gott Sol, der sich Reputation durch Obeliskten erwirbt, und bei dessen Vision Apoll mit Sol ineinander geht [ebd. 140], zugleich eine solare Apotheose wie eine politische Vision und eine größere kosmische Vision [ebd. 157 f.]. Diese aus Ägypten abgeleiteten Vorstellungen gehen deutlich über die „romantischen“ Annahmen Buchners hinaus. Heslin müsste größte Bedenken anmelden, dass ein römischer Archäologe, der auch schon die Kapitolinischen Museen geleitet und die Superintendentanz für Antike und die schönen Künste der Commune di Roma ausgeübt hat, derartige Meinungen vertritt ...

Nachzutragen ist, dass Haselberger [36] bei seiner Zusammenfassung (s.o.) den Hinweis vorausschickte, es sei dringend der Kritizismus zu kritisieren („critiquing criticism“) – eine klare Rüge für Schütz und Heslin.

Wikipedia

Unvermeidlicherweise ist auch *Wikipedia* mit von der Partie, wenn es darum geht, einen Ausgräber wie Edmund Buchner zu desavouieren. Die Artikel von Schütz [1990] und Heslin [2007] genügten ihren Autoren, um den Daumen nach unten zu drehen. So endigt der Buchner gewidmete Artikel unter Berufung auf Schütz und Heslin mit dem Satz: „Diese Annahme [einer Sonnenuhr] ist aber inzwischen stark umstritten.“ In dem Artikel „Solarium Augusti“ steht:

„Die anfängliche Deutung als Sonnenuhr konnte nicht nur aus physikalischen Gründen (zum Beispiel ungenügende Reichweite des Kernschattens der Nodus-Kugel) nicht aufrechterhalten werden. Es zeigten sich auch **erhebliche Mängel beim Umgang mit alten Texten.**“ [Hvhg. HI]

Die Kritiken von Schütz und Heslin waren also entscheidend, um Buchner zu ächten. Konsequenterweise wird im letztgenannten Artikel kein Ausgräber genannt, also weder der Name von Edmund Buchner noch der von Friedrich Rakob – eine weitere Schädigung. Ist es so schwierig zu begreifen, dass die Großtat der Fund des Ziffernblattfragments war und es eines der zwangsläufigen Folgeprobleme ist, ob es zu einem Solarium oder zu einem Meridian oder zu etwas Drittem gehört?

In dem *Wikipedia*-Artikel [Solarium Augusti] wird nur vermerkt, dass es durch das *Deutsche Archäologische Institut* Untersuchungen gegeben habe, „die zwischen 1970 und 1981 stattfanden und von aufwändigen Ausgrabungen begleitet waren“. Diese Aussage von *Wikipedia* zeigt leider 'erhebliche Mängel beim Umgang auch mit jüngsten Texten', denn die Grabungskampagnen fielen in die Zeit von Sommer 1979 bis Frühling 1997; das Buch von Lothar Haselberger sollte nicht nur in *Wikipedias* Literaturliste stehen, sondern dort auch aufgeschlagen werden. Dafür war dort leider keine Zeit, wartet man doch (seit 2011?) hoffnungsfroh auf einen Folgeartikel von Schütz:

„Daraus kann man berechnen (*M. Schütz, noch unveröffentlicht*), dass sich die schattenwerfende Kugel, die den Obelisken bekrönte, etwa 17,7 m südlich der Trennlinie Löwe-Jungfrau in einer Höhe von ca. 30 bis 31 m befunden haben muss“ [ebd.; Hvhg. HI, so bis 15. 02; am 21. 03. entfernt].

Wer das Haselberger-Buch aufschlägt, erfährt von vielerlei Rekonstruktionen und Rückrechnungen, auch durch Schütz, die allesamt um eine Gnomon-Höhe von 30 m kreisen – das war das Maß, das Buchner eingebracht hat, als er von 100 römischen Fuß ausging. Hier geht es also noch einmal darum, unter Desavouierung oder Missachtung von Buchners Arbeiten ein Maß vorzubringen, das exakt von ihm stammen könnte. Wer nun dächte, dass ich mich unnötigerweise, vielleicht gar zu Unrecht an Michael Schütz abarbeite, sollte Paolo Albèri Auber [Has. 73] konsultieren: „Das Werk von Schütz ist klar und eindeutig dazu verfasst, die technischen Widersprüche in Buchners Studien hervorzuheben.“ Es ging Schütz nicht darum, Buchners Befunde besser zu interpretieren und fortzuführen, sondern möglichst zu ersticken.

„Mach es wie die Sonnenuhr - zähl' die heit'ren Stunden nur“

Dies hat man Buchner gründlich vergällt, indem man nicht gelten ließ, dass er ein überdimensionales Ziffernblatt gefunden hat, sondern es nach dem Willen von Schütz gestaltet gewesen sein sollte. Buchners Kollegen konnten ohnehin nichts mit der technischen Anlage anfangen, wie in einem Nachruf auf Buchner zu lesen war: Die Rekonstruktion wurde

„nicht freudig akzeptiert, weil sie zwar insgesamt – bezogen auf die augusteische Repräsentation und Selbstinszenierung – plausibel erschien, aber eben nicht mit den hermeneutischen Instrumentarien 'anzugehen'

war, mit denen man den Reliefs der Ara Pacis, den Münzbildern, den inschriftlichen Kalendern oder den Versen Vergils auch noch das letzte Quentchen Sinn abpressen konnte. Nach Schütz' Aufsatz kam daher auch keine Debatte zustande, das Thema wurde nicht 'heiß'.“ [Walter]

Buchners Weiterentwicklung des Schattenmessers

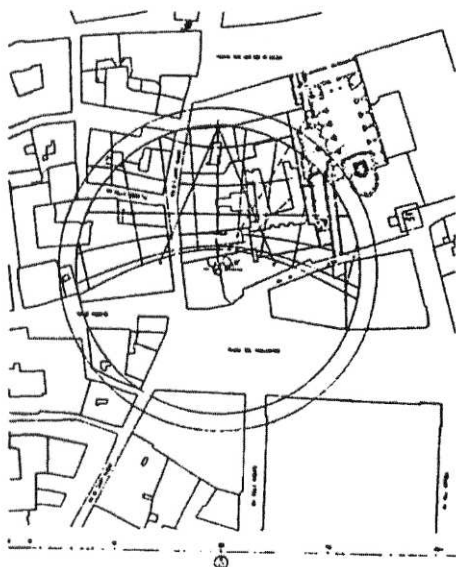
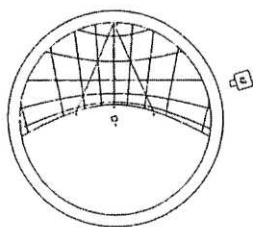
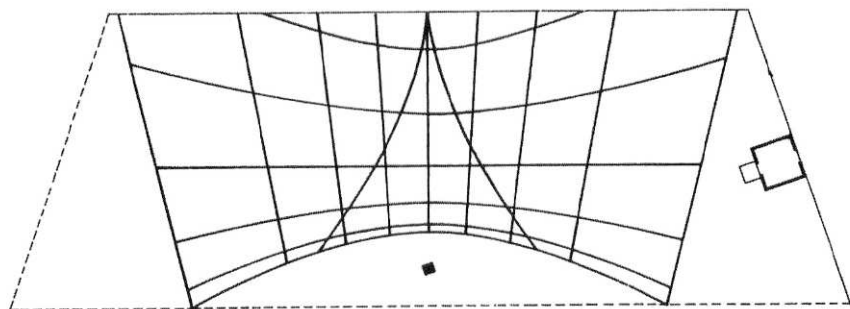
Schütz und andere Autoren von Haselbergers Buch haben einfach ignoriert, dass Buchner im Jahr 1993/94 einen weiterführenden Artikel zu dieser Problematik publiziert hat. Er ist entstanden, weil Buchner – gegen Schützens Einwände – sehr wohl seine Thesen durch seine Ausgrabungsergebnisse überprüfte und änderte. Er ist notwendig geworden, weil Buchner die Tragweite einer Nachricht aus dem Jahr 1484 unterschätzt hatte: Man hatte offenbar eine Darstellung des Windes „Boreas“ gefunden (s. S. 54), als in der Kirche S. Lorenzo in Lucina Grab und Grabmal für Kardinal Filippo Calandrino vorbereitet wurde [Buchner 193/94, 78]. Damals war ganz unbekannt, wie weit sich der Schattenmesser erstreckt hatte; insofern muss es sich um eine Windrose am Rand des Ziffernblattes gehandelt haben. Bekannt war, dass antike Sonnenuhren an den Rändern Darstellungen von 8, 12 oder sogar 24 Winden hatten [ebd. 79]. Die Bezeichnung „Boreas“ gibt eine klare Richtung an: Ihr lateinisches Pendant war „Aquilo“, ein nordöstlicher Wind, während der direkte Nordwind „Septentrio“ genannt wurde [wiki: Boreas]. Die Nordostrichtung, vom Obelisk aus gesehen, deckt sich mit der Linie, die Buchner in seiner Rekonstruktion bis zur Sakristei der Kirche geführt hat; im 15. Jh. ist über dem Grab eine Kapelle errichtet worden, die heute als Sakristei dient.

Deshalb änderte Buchner sein einstiges Schwalbenschwanzbild von Grund auf: Nun zog er um den Obelisk zwei Kreise mit den Radien 66 m und 72 m; die 66 m ergeben einen Durchmesser von etwa 132 m = 450 römische Fuß [Buchner 1993/94, 78 f.]. In dem so kreierten äußeren Ring sah er 24 Winddarstellungen, für die jeweils eine Kreissegmentlänge von 17 m zur Verfügung gestanden hätte.

Dieser neue Entwurf ersetzte Buchners ursprüngliche Annahme, es hätte vier Winddarstellungen an den Ecken des Obelisk gegeben; doch dafür gaben die Auffinder dessen Basis, anno 1748, keinerlei Hinweise [ebd. 79].

Der Verweis auf die einstige Entdeckung einer beschrifteten Winddarstellung ist selbstverständlich eine Bestätigung für Buchners These eines großen Ziffernblattes auf dem nördlichen Marsfeld. Er konnte dazu noch drei weitere Argumente präsentieren:

Plinius spricht davon, dass die Uhr auch „*die Größen der Tage und Nächte (dierumque ac notium ita magnitudines)* zeige“ [ebd. 80]. Das war durch zwei gerade Linien möglich, die vom Nordpunkt des Meridians (= 6.



Von Buchner [1982, 41] rekonstruiertes trapezförmiges Ziffernblatt von 1776. Die Hilfslinien zur Bestimmung von Tages- und Nachtlängen laufen noch gekrümmt, nicht geradlinig, wie von Buchner selbst später korrigiert (s. S. 76).

Buchners Rekonstruktion als Vollkreis von 1993, schematisch sowie auf dem Marsfeld, rechts oben die Kirche S. Lorenzo in Lucina [Buchner, 1993/94, 78].

Stunde) schräg über das Ziffernblatt laufen und die entsprechenden Stundenlinien schneiden. (In seinem Buch [Buchner 1982, 26 f., 41] laufen diese Linien noch fälschlicherweise gebogen, wie er selbst korrigiert hat). Zum Zweiten „spricht im Text des Plinius gegen Reduzierung auf ‘Meridian’ die Notiz, daß eine vergoldete Kugel hinzugefügt worden sei, da »die Spitze sich sonst unregelmäßig fortbewegen würde« (*alias enormiter iaculante*). Das ist aber nur der Fall, wenn der Schatten durch die Stunden hindurchwandert; bei Reduzierung auf die sechste Stunde tritt dieses Phänomen nicht auf, bedarf es also der Kugel nicht“ [Buchner 1993/94, 80].

Schließlich greift auf dem gefundenen Fragment des Ziffernblattes die Monatslinie bei „Etesien“ weiter aus und ist als Kurvensegment gestaltet [ebd. 80]. Damit bleibt von Buchners ursprünglicher Sicht:

„Erhalten bleibt vor allem, daß die Äquinoktienlinie, die Linie des 23. Septembers, des Geburtstages des Augustus, in die Mitte der *Ara Pacis Augustae* (Friedensaltar) weist und das *Horologium* und *Ara Pacis* zusammen eine Geburtstagsanlage sind, konstituiert am 4. Juli 13 v. Chr., wenige Wochen vor dem 50. Geburtstag des Augustus. Dazu paßt, daß die *Ara Pacis* und sicher auch das *Horologium* – die Inschrift der Basis des Obeliskens führt auf 10/9 v. Chr. – am 30. Januar 9 v. Chr., dem Geburtstag der Kaiserin Livia, eingeweiht wurden. Das *Horologium* war der eben erwähnten Obeliskens-Inschrift zufolge ein Geschenk an *Sol* (*Sonne, Sonnengott*) und ein Siegesdenkmal *Aegypto in potestatem populi Romani redacta* (»da Ägypten in die Gewalt des römischen Volkes gebracht war«)“ [ebd. 81].

Überraschungen gibt es hinsichtlich der flavischen Neuanlage. Wohl als Reaktion auf Schützens Kritik wäre der Obelisk auf höherem Niveau und etwa 3 m südlicher neu gesetzt und das Ziffernblatt auf den Meridian reduziert worden [ebd. 81, 83]. Das wäre fast so etwas die Quadratur des Kreises, in diesem Fall die Umformung von einem Ziffernblattkreis in ein schmales, sehr langes Rechteck. Allerdings wird das letzte Argument für ein großes Ziffernblatt zu einem Gegenargument, weil die Etesien-Linie ein Kurvensegment bleibt; doch das musste bereits Schütz [1990] bei seiner Kritik so stehen lassen. Insofern braucht man sich nicht zu wundern, dass auch 2014 zahlreiche Fragen nach wie vor unbeantwortet geblieben sind und es auch bleiben.

Ausblick

In Zukunft wird es darum gehen, die Basis des Obeliskens präzise zu bestimmen – nahe der Piazza del Parlamento unter einem angrenzenden Gebäude – und möglicherweise einen Vorläufer der Anlage in Alexandria zu entdecken. Diese interessante Sicht vertrat Géza Alföldy (1935–2011) [Alföldy bei Has. 117

f.), weil der vatikanische Obelisk ursprünglich als kugelgeschmückter Gnomon in Alexandria gedient hat. Diese Kugel weist gegen altägyptischen Brauch darauf hin, dass der riesige Obelisk als Schattenwerfer benutzt worden ist. Offen ist auch, was bei einem kreisrunden Ziffernblatt auf der leeren Südhälfte dargestellt gewesen wäre.

Unterm Strich ist es 2014 der versammelten Gelehrtengruppe nicht gelungen, jenes dünne Konstrukt zu stärken, das die Gregorianische Kalenderreform unbedingt an das Konzil von Nikaia ketten soll, während die Fakten eindeutig für die direkte Anbindung an die Julianische Kalenderreform sprechen [Frank 2010; Illig 2011]. Dies wird Thema einer Studie von Werner Frank und mir sein, die den aktuellen Stand zu diesem mehr als brisanten Befund zusammenführen wird. Bereits klar geworden ist, dass es Kräfte gibt, die solches möglichst zu verhindern suchen. Doch das kann nichts an dem Versuch ändern, der Wahrheit näher zu kommen.

Literatur

- Bleicken, Jochen (1998): *Augustus · Eine Biographie*; A. Fest, Berlin
- Buchner, Edmund (1993/94): Neues zur Sonnenuhr des Augustus; *Nürnberger Blätter zur Archäologie*, 10, 77-84
- (1982): *Die Sonnenuhr des Augustus* · Nachdruck aus RM [Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Roemische Abteilung] 1976 und 1980 und Nachtrag über die Ausgrabung 1980/1981; Zabern, Mainz
- Coyne, George V. / Hoskin, Michael A. / Pedersen, Olaf (Hg. 1983): *Proceedings of the Vatican Conference to commemorate its 400th Anniversary 1582 – 1982*; Specola Vaticana, Città del Vaticano
- Frank, Werner (2010): Bemerkungen zur Gregorianischen Kalenderrestitution und zu den Jahreseckpunkten unter Augustus, *Zeitensprünge* 22 (2) 457-464
- (2002): Welche Gründe gab es für die Autoren der Gregorianischen Kalenderreform 1582, die Frühlings-Tagundnachtgleiche auf den 21. März zurückzuholen? *Zeitensprünge* 14 (4) 646-655
- Has. = Haselberger, Lothar (Hg. 2014): *The Horologium of Augustus: Debate and context*. With contributions by Paolo Albèri Auber, Géza Alföldy†, John Fillwalk, Bernard Frischer, Robert Hannah, Peter J. Heslin, Eugenio La Rocca, Günter Leonhardt, John Pollini with Nicholas Cipolla, and Michael Schütz; JRA (Journal of Roman Archaeology), Portsmouth [Bei Zitation von Haselbergers eigenen Aufsätzen wird sein Name ausgeschrieben.]
- Heslin, Peter (2011): The Augustus Code: a response to L. Haselberger; in L. Haselberger (2014): 39-42
- (2007): Augustus, Domitian and the So-called Horologium Augusti; *The Journal of Roman Studies*, 97, 1-20
- Illig, Heribert (2011): Zwischen den Kalenderreformen von Cäsar und Gregor XIII. liegen nur 1.330 Jahre · Kalendarisch bestätigt: die These vom erfundenen Mittelalter; *Zeitensprünge* 23 (1) 65-76

- (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht? Wie 300 Jahre Mittelalter erfunden wurden*; Econ, München
 - (1996): Didyma - Magnesia - Rom. Die lückenhafte hellenistische Architektur und eine Methodenkritik; *Zeitensprünge* 8 (1) 87-106
 - (1992): Der Meridian des Augustus. Die Sonnenuhr des Augustus war keine Stundenuhr; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart*, 4 (2) 16-25
 - (1991): Augustus auf dem Prüfstand; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart*, 3 (2) 43-49
 - Leonhardt, Günter (2014): Horologium and Mausoleum Augusti · An overview of the fieldwork (1979–97) and the existing documentation (2013), with Addendum (2014); in *L. Haselberger* (2014), 101-106
 - Lohmann, Hans (2002): Kalender und Zeitrechnung im Alten Rom: Wozu diente die sog. Sonnenuhr des Augustinus? in Geerlings, Wilhelm (Hg. 2002): *Der Kalender · Aspekte einer Geschichte*; Schönigh, Paderborn u. a., 43-60 [Vortrag im WS 1999/2000]
 - Platner, Ernst u. a. (1842): *Beschreibung der Stadt Rom* von Ernst Platner, Carl Bunsen, Eduard Gerhard, Wilhelm Röstell und Ludwig Urlichs. *Dritter Band. Die sieben Hügel, der Pincio, das Marsfeld und Trastevere. Dritte Abtheilung. Das Marsfeld, die Tiberinsel, Trastevere und der Janiculus oder der Beschreibung zehntes und elftes Buch. Mit einem Plane des alten Marsfeldes*; Cotta, Stuttgart · Tübingen
 - Rakob, Friedrich (1987): Die Urbanisierung des nördlichen Marsfeldes. Neue Forschungen im Areal des Horologium Augusti; *L'Urbs: espace urbain et histoire (I^{er} siècle av. J.-C. - III^e siècle ap. J.-C.)*. *Actes du colloque international de Rome (8.-12. mai 1985)*; Rome, École Française de Rome, 98
 - Rebenich, Stefan (2001): Alte Geschichte in Demokratie und Diktatur. Der Fall Helmut Berve; *Chiron*, Bd. 31, 457-496
 - Schmid, Alfred (2005): *Augustus und die Macht der Sterne · Antike Astrologie und die Etablierung der Monarchie in Rom*; Böhlau, Köln et al., 306-316
 - (2002): Augustus, Aequinokt und *Ara Pacis*; in A. Pérez-Jiménez and R. Caballero (Hgg.): *Homo mathematicus* (conf., Malaga) 29-50
 - Schütz, Michael (2014): Ancient and modern gnomonics: concerns und clarifications; in *L. Haselberger* (2014), 91-100
 - (2011): The Horologium on the Campus Martius reconsidered; in *L. Haselberger* (2014), 43-52
 - (1991): Der Capricorn als Sternzeichen des Augustus; *Antike und Abendland*, 37, 55-67
 - (1990): Zur Sonnenuhr des Augustus auf dem Marsfeld · Eine Auseinandersetzung mit E. Buchners Rekonstruktion und seiner Deutung der Ausgrabungsergebnisse, aus der Sicht eines Physikers; *Gymnasium*, 97, 432-457
 - Sueton, Gaius Tranquillus (1960): *Leben de Caesaren*; Rowohlt, Reinbek
 - Walter, Uwe (2011): Wohin zeigt der Obelisk? Zum Tode von Edmund Buchner; *F.A.Z.*, 08. 09
- wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> : Artikel

Chronologische Friktionen bei Lorsch's Torhalle

Heute wie vor 100 Jahren

Heribert Illig

Es war Ende letzten Dezembers, dass Siegfried **ESCHBORN** öffentlich seine These vortrug, die Lorsch's Torhalle stamme nicht aus der Karolingerzeit, sondern sei deutlich später gebaut worden. Prompt konterte der zuständige Hermann **SCHEFERS**:

„Die Königshalle wurde um das Jahr 900 errichtet und ist somit ein Bau aus der spätkarolingischen Zeit. An dieser Datierung könne nach umfangreichen Analysen nicht ernsthaft gezweifelt werden, stellt Welterbestätten-Leiter Dr. Schefers klar.“ [Schmelzing]

Selbstverständlich kann an dieser Datierung ernsthaft gezweifelt werden, wie es ja auch seit rund 170 Jahren getan wird. Dazu ein kurzer Rückblick, der sich zunächst auf Markus **ZWITMEIER** [2011] stützt. Leider ist diesem Autor wie praktisch allen deutschsprachigen Wissenschaftlern entgangen, dass es auch eine gewichtige französische Stimme gibt, die zu würdigen ist.

Der Architekt und Hofbaudirektor des Großherzogtums Hessen-Darmstadt Georg **MOLLER** erkennt als erster die Bedeutung des Baus und stuft ihn 1815 als „karolingisch“ ein. Doch die Forschung interessiert sich erst ab 1860 für diese „Torhalle“ (als Ausnahme **SCHNAASE** s. u.).

1878 glaubt der Apostolische Protonotar, Kunsthistoriker und Denkmalpfleger Friedrich **SCHNEIDER** eine Ehrenpforte im Sinne römischer Triumphbögen zu erkennen.

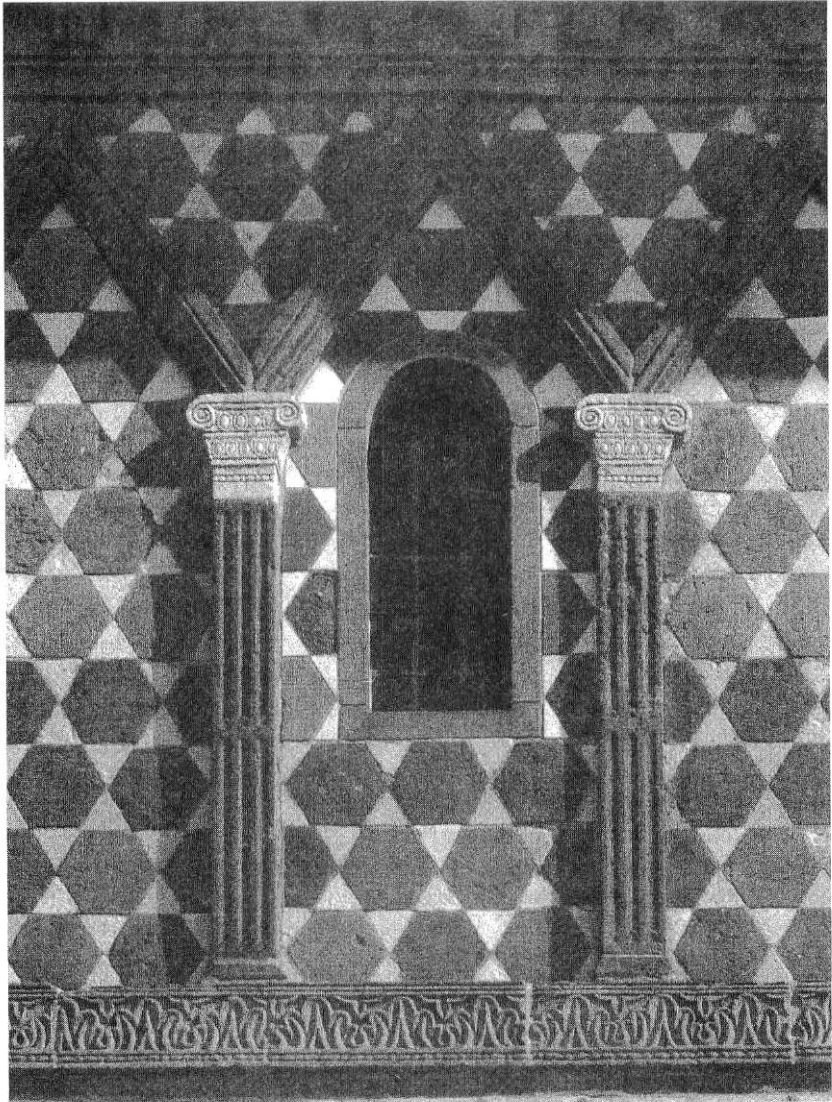
1891 sieht der Kunsthistoriker und Museumsdirektor Rudolf **ADAMY** 'nur' ein Eingangsportal ins Atrium des Klosters.

1919/26 geht der Kunsthistoriker und Denkmalpfleger Georg **DEHIO** von einem profanen Torbau aus, in dem oben der Torwächter hauste. Diese Domestikenwohnung erledigt sich später durch die Freskenfunde.

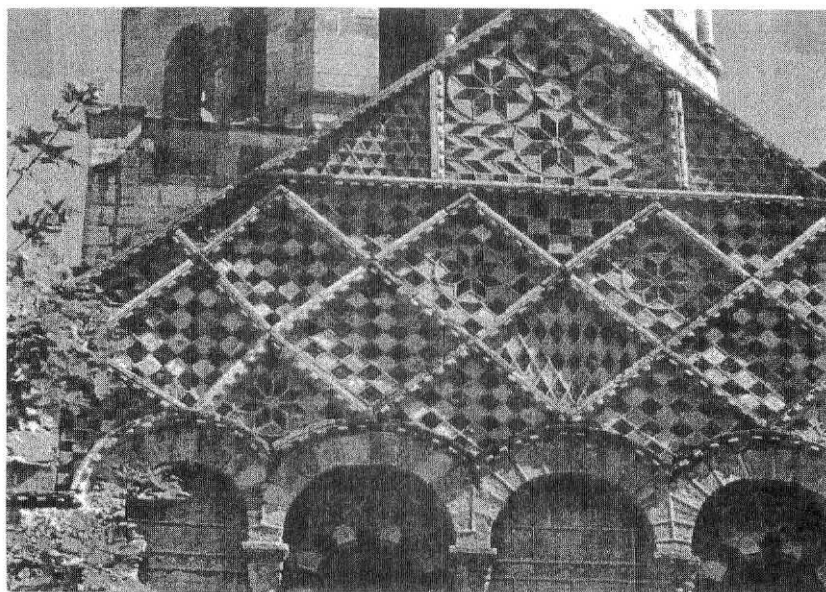
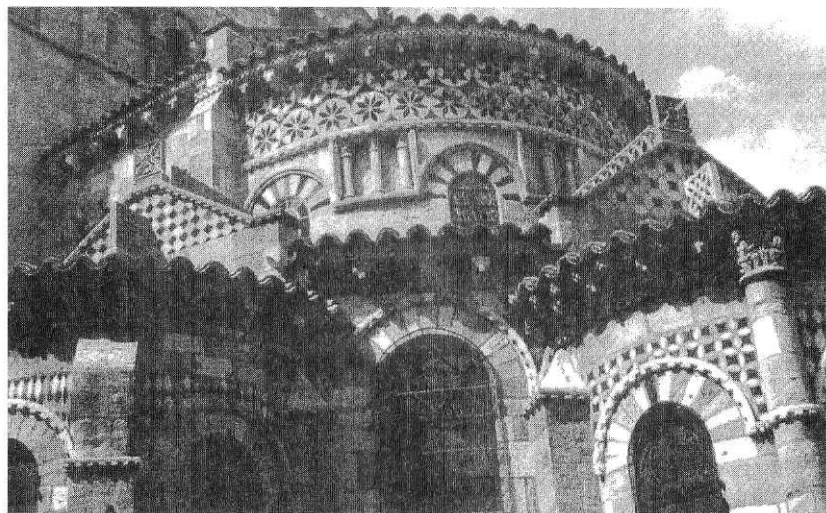
1921 schreibt der Theologe und Kunsthistoriker Alois **FUCHS** von einer karolingischen „Königshalle“, zu der von Anfang die beiden Treppentürme gehörten und die immer frei stand [soweit Zwitmeier].

Robert de Lasteyrie

Robert **DE LASTEYRIE** (1849–1921) entstammte einer französischen Gelehrten-, Schriftsteller- und Politikerfamilie. Er selbst entschied sich für die Architekturgeschichte und schrieb zwei Standardwerke über die religiöse Architektur



Torhalle Lorsch: Detail der Fassade [wikimedia]



Notre-Dame-du-Port in Clairmont (heute Clermont-Ferrand), Auvergne [Eschborn]
Prioratskirche St-Julien in Chauriat, 12. Jh., Auvergne [ebd.]

Frankreichs während der Romanik und der Gotik; sie umfassen 749 und 602 großformatige, um Zeichnungen und Fotos ergänzte Seiten. Der uns hier interessierende Band über die Romanik ist 1912 erschienen: *L'architecture religieuse en France à l'époque romane*. Er wurde 1929 posthum in zweiter Auflage herausgebracht. Die zeitliche Spanne für die französische Romanik wird von 400 bis 1200 angegeben. Zumindest bis zu den Ausführungen über die Lorsch Torhalle sind beide Ausgaben seitenidentisch; die Erstfassung ist vermutlich unverändert geblieben und 1929 durch eine über 100 Seiten starke Bibliographie Marcel AUBERTS ergänzt worden.

Bei der gewählten Begrenzung auf französische Sakralarchitektur wäre kein Abschnitt über eine rechtsrheinische Torhalle zu gewärtigen. Aber sie ist für DE LASTEYRIE als eines der wertvollsten Exemplare fränkischer Architektur von so großer Bedeutung, dass er ihr gute vier Seiten widmet [in beiden Auflagen 167-171]. Sie sind aus leicht begreiflichen Gründen in Deutschland ignoriert worden.

Dabei zweifelt DE LASTEYRIE in keiner Weise an den Karolingern oder an deren Chronologie. Selbstverständlich ist die Abtei auch für ihn 764 unter Abt Chrodgand gegründet, die Kirche 774 unter Abt Gundeland von dem Mainzer Erzbischof Lullus geweiht worden – in Anwesenheit Karls des Großen. Danach erfahren wir aus den Quellen gar nichts mehr über das Kloster bis zu dem furchtbaren Brand vom 21. 3. 1090, also für einen Zeitraum von über 300 Jahren. Vierzig Jahre später, 1130, wurde die neu gebaute Kirche eingeweiht, die noch ein Jahrhundert den Benediktinern gehörte. Das

„genügt bereits für den Hinweis, wie wenig wahrscheinlich es ist, dass von einem 774 geweihten Gebäude bis heute mehr als die ungefügten Fundamente überdauern. Vergeblich wird behauptet, dass der Brand von 1090 – um von keinen anderen Ursachen für Zerstörung zu reden – das Atrium und seine Vorhalle verschont hätte, während er die Kirche vernichtete“ [Lasteyrie, 169; Übersetzg. hier und im Weiteren HI].

Das hochgerühmte *Chronicon Laureshamense* aus dem *Codex Laureshamensis*, das vor 1175 niedergeschrieben worden ist, hebt hervor, wie sich der Brand über die Kirche ausbreitete, während Ströme geschmolzenen Bleis den Zutritt zur Kirche verhinderten und alle vier Seiten des Atriums samt skulpturalen Arbeiten abbrannten [ebd. 169 f.]. „Ist das nicht der klare Beweis, dass diese Torhalle 1090 noch nicht existiert hat?“ [ebd. 170].

Zudem bezieht sich DE LASTEYRIE auf den Kunsthistoriker Carl SCHNAASE, der bereits 1844 auf die baulichen Kontraste hingewiesen hat, die zwischen der Torhalle und der Aachener Pfalzkapelle bestehen. In Lorsch ist alles fein gefügt, bereichert um die Antike imitierende Relieifarbeiten, die auch fähige Handwerker voraussetzen. (Heute wissen wir, dass für Lorsch antike Kapitelle durchgesägt worden sind, also nicht für damals rezente Handwerkskunst

sprechen können.) In Aachen sei hingegen alles größer, es gebe keinen skulpturalen Schmuck, es mussten Spolien aus Italien herbeigebracht werden. Karl hätte sich demnach ein Vierteljahrhundert später für seine eigene Kapelle mit Handwerkern begnügen müssen, die jenen in Lorsch unterlegen waren [ebd. 170]. Deshalb sah SCHNAASE Lorsch's Torhalle am Ende des 9. Jh., für ihn ein romanisches, nicht karolingisches Bauwerk.

„Die wesentlichen Argumente Schnaases sind: die dreieckigen Ziergiebel als Verbindungsglieder der Pilaster des oberen Stockwerks, von denen sich Analogien in einigen karolingischen Miniaturen finden; die Imitation der Antike bei der Gestaltung der Kapitelle, die Kanneluren der Pilaster, die hier und dort in die Fassadenskulpturen eingefügten eiförmigen Elemente und Perlen; schließlich der Gebrauch von verschiedenfarbigen Steinen, der an den Namen *ecclesia varia* erinnert und ihn erklärt; er ist der Grabkapelle von Ludwig dem Deutschen gegeben worden. Aber gehörten diese Eigenschaften ausschließlich in die karolingische Epoche? Der Beweis ist leicht zu führen, dass es nicht so ist“ [Lasteyrie, 170].

Die dreieckigen Ziergiebel tauchen zwar in karolingischen Handschriften, aber nicht bei den Bauten der Epoche auf. Außerdem dürften sie, um datierungsmäßig relevant zu sein, im 11. oder 12. Jh. nicht benutzt worden sein.

„Doch ganz im Gegenteil sind die säulenverbindenden Giebel keineswegs rar in der romanischen Architektur. Bald wechseln sie sich mit gewölbten Arkaden ab, wie bei Notre-Dame-du-Port von Clermont [ab ca. 1125], bei Saint-Étienne von Nevers [nach 1068], bei Montbron (Char[ente]) [12. Jh.], bald treten sie allein auf, wie am Glockenturm von Mauriac (Cantal) [12. Jh.] oder an der Apsis von Venerque (Haute-Garonne) [13. Jh.] etc.“ [ebd. 171; Ergänzungen HI].

Von da her erscheint ihm Lorsch nicht als „ein rein germanisches Werk“, denn es gibt nichts Analoges in irgendeinem rechtsrheinischen Bauwerk aus karolingischer oder romanischer Zeit. „Seine Erbauer haben ihre Inspirationen nicht aus der Gegend, sondern von woanders“ [ebd. 171]. Eine neue Spur: Die Nachahmung der Antike wird besonders im 11./12. Jh. in der Provence, im Rhônetal und in Burgund gepflegt.

„Es ist heute vollständig festgelegt, dass die Imitation der Antike unendlich später, erst in der romanischen Epoche, nicht in der karolingischen Epoche angestoßen worden ist“ [ebd. 171].

Die kannelierten Pilaster von Lorsch finden sich in einer großen Anzahl romanischer Kirchen des Burgund. Außerdem:

„Wen man bemerkt, dass die Steininkrustationen in verschiedenen Formen und abwechselnd in den Farben rot und weiß in der romanischen Epoche in häufigem Gebrauch sind, dass man sie in den Hauptkirchen der Auver-

gne, in Issoire, in Brioude, in Saint-Nectaire, in Saint-Saturnin, in Le Puy findet, dass man sie im Tal der Rhône und der Saône, in Saint-Martin d'Ainay, in Tournus findet, dann wird man verstehen, dass ich zöge, mich der herrschenden Meinung anzupassen und Mühe hätte, in der Torhalle von Lorsch ein Werk vor dem Brand von 1090 zu sehen“ [Lasteyrie, 171].

Robert DE LASTEYRIE ist meines Wissens der erste Kunsthistoriker gewesen, der Lorsch's Torhalle im 12. Jh. angesetzt hat. Bei Erscheinen der ersten Auflage seines Buchs, 1912 am Vorabend des Ersten Weltkriegs, war sicher nicht der richtige Zeitpunkt dafür, dass sich gerade deutsche Forscher begeistert seiner Meinung anschließen hätten können. Es entsprach auch später nicht dem stetig wachsenden Bedürfnis, die karolingische Epoche, besonders unter Karl dem Großen, möglichst groß und bedeutend herauszustellen.

Eigene Datierungsprobleme

Mich selbst hat die Datierung der Lorsch's Torhalle immer wieder beschäftigt, wobei ich der Lösung nur schrittweise näherkam. 1996 schrieb ich im *Erfundenen Mittelalter* [268] nur darüber, dass dieses Bauwerk ohnehin schwer datierbar sei. In der Taschenbuchausgabe [1996b] konnte ich dann auf derselben Seite hinzufügen: „In meiner Sicht entsteht Lorsch nach 1050 und nach der Torhalle von Frauenchiemsee [Illig 1997c, 249]“. In meinem dort herangezogenen Artikel beschäftigten mich ebenfalls die Dreiecksgiebel und die farbige Textur der Fassade. Sie führte mich bis zum Tekfur Sarayi in Konstantinopel, das leider selbst schwer datierbar war und deshalb zwischen 9. und 14. Jh. schwankt (heutiger *Wikipedia*-Eintrag: spätes 13. Jh.). Damals [1997, 249] formulierte ich: „Lorsch könnte insofern für den Abgang dieser ‘post-ottonischen’ Epoche, für das dritte Drittel des 11. Jh. stehen.“

Bei der Vorbereitung für einen Vortrag in Lorsch im September 1999 (s. u.) erfuhr ich von Gerhard ROESE, dass ein gewisser LASTEYRIE sich wundere, dass die Torhalle den Klosterbrand von 1090 unbeschadet überstanden habe. Außerdem kenne er in Burgund zahlreiche kannelierte Pilaster, so dass er die Lorsch's Datierung ‘nach 1090 bis 1120’ vertrete [Illig 1999a, 613 f.]. Leider gab es dazu keine Quelle, vom Autor auch keine Monographie über Lorsch.

2004 ging es wieder ein Stückchen weiter. Gerhard ANWANDER schrieb seine ‘Auvergnatischen Impressionen’, in denen er die häufigen Funde von Dreiecksgiebeln so kommentierte:

„So bestätigt sich die Illig'sche Einschätzung der Datierung des Lorsch's Bauwerkes für das späte 11. Jh. [1997, 249], stammen doch die aufgeführten auvergnatischen Kirchen ebenfalls aus dem 11. und 12. und keinesfalls aus dem 8. oder 9. Jh.“ [Anwander, 608]

Gleichzeitig informierte mich ROESE darüber, dass der Hinweis auf LASTEYRIE einem Artikel von Günther BINDING entstamme. Allerdings war die von BINDING genannte Datierung ins 13. Jh. falsch und auch falsch begründet. Nur Elisabeth AHLENSTIEL-ENGEL hat sich angeschlossen und die Torhalle zwischen 1110 und 1120 angesetzt. „Diese Spätdatierung findet keinerlei Zustimmung“, so BINDING [Illig 2004, 703]. Literaturangaben waren nicht dabei und so konnte ich bei AHLENSTIEL-ENGEL allenfalls ein Werk von 1922 vermuten. Unter dem Namen LASTEYRIE suchte ich vergeblich nach einem Oeuvre über die Torhalle; dass sie in der ‘religiösen Architektur Frankreichs’ enthalten sein könnte, habe ich nicht erwartet. Erst jetzt bin ich dort fündig geworden. DE LASTEYRIES Datierung ins 12. Jh. findet meine Zustimmung.

Siegfried Eschborn

Als der frühere Vorsitzende des Museumsvereins Bensheim, Siegfried ESCHBORN zum Jahresende mit dem Leiter des Weltkulturerbes Lorsch, Dr. Hermann SCHEFERS, in zwei getrennten Interviews die Klingen kreuzte, wurde er im *Mannheimer Morgen* Zeitung als Hobbyforscher und „Bensheimer Elektrotechniker“ vorgestellt, was dann korrigiert werden musste in:

„abgeschlossene akademische Ausbildung an den Universitäten Darmstadt und Heidelberg in Ingenieurwissenschaft und Mittelalterlicher Geschichte – Erst- und Zweitstudium“ [N.N.].

Wir sind also bei den nesthütenden Mediävisten und den ihnen pflichtschuldigst ergebenen Journalisten. Da die Zeitung ihre Artikel im Internet nur gegen Bezahlung lesen lässt, beziehe ich mich auf den viel längeren Artikel von ESCHBORN, den er am 2. 9. 2017 als *eschbornblog* ins Internet gestellt hat.

„Was wissen wir über die Entstehungszeit der Torhalle? Eigentlich nichts. Wir nehmen zum ersten Mal sicher von der Torhalle Kenntnis um 1385, in der an ihr ein gotischer Umbau erfolgte. Alle Datierungen und Datierungsversuche vor diesem Datum berufen sich auf Sekundärquellen oder Legenden und bedürfen daher einer sorgfältigen Überprüfung“ [ebd.].

„Eine erste zeitliche Einengung ist die Neuweihe der Klosterkirche im Jahre 1130 unter Abt Diemo (1125–1139). Der Bau einer neuen Torhalle vor dem Kirchenneubau in einem Kloster ist absolut unwahrscheinlich und wir können es verneinen.“

Auch ESCHBORN weiß nichts von den Ausführungen DE LASTEYRIES. Ihn stört, dass die Fundamente der Torhalle nicht mit denen des seitlichen Atriums verbunden gewesen und nicht auf die ältere Kirche ausgerichtet waren.

„Der Mauerverband von Pfeiler und Säule ist unregelmäßig und geht teilweise in die Eckquader über. Diese Technik ist sonst erst aus dem 11. Jh. bekannt. Untersuchungen der Kapitelle [Fn. 9: *Endoskopische Untersu-*

chungen von Hans Michael Langleiter 2005 beweisen, dass die Kapitelle ursprünglich vollplastisch waren] beweisen, dass sie ursprünglich vollplastisch waren und in der Mitte zersägt wurden. Dies bestätigt den Verdacht, dass sie Spolien waren. Die Kapitelldatierungen können wir deshalb nicht auf die Datierung der Torhalle übertragen.“

Wie DE LASTEYRIE vergleicht ESCHBORN die Fassaden- und Apsidengestaltung mit französischen Arbeiten des 12. Jh., nachdem ihm bereits toskanische Schmuckformen des 12. Jh. aufgefallen waren. In seinem Blog bringt er Abbildungen von St-Austremoine in Issoire (1133–1166), Notre-Dame-du-Port in Clermont (ab Mitte des 12. Jh.) und St-Julien in Chauriat (12. Jh.). Zu dieser Kirche führt er aus:

„Die drei östlichen Langhausjoche haben hohe Blendarkaden, über denen sich ein kleinteiliger Ornamentschmuck befindet. Über den fünf Arkadenbögen im Giebel befinden sich große quadratische Felder, die rautenähnlich auf der Spitze stehen. Im Innern der Felder sind farbige Schachbrettmuster in Rautenform und Sterne angeordnet. Diese Fassade gehört zu den Höhepunkten der auvergnatischen Romanik und kann den Lorscher Abt Heinrich [1151–1167; HI], der ein Zeitgenosse dieser Bautätigkeiten war, zum Bau der Torhalle als sein Repräsentationsobjekt im Eingangsbereich seines Klosters beflügelt haben.“

ESCHBORN fällt auf, dass der „pes luitprandi“ nicht nur bei der Lorscher Torhalle zum Einsatz kam, sondern auch bei Kirchen der auvergnatischen Bauerschule, weshalb er auf langobardische Baumeister schließt, die er allerdings besser lombardische Meister genannt hätte; denn sie treten Ende des 11. Jh. etwa in Speyer oder in Mainz auf, danach in vielen anderen Kirchen nördlich der Alpen; sie haben also gar nichts damit zu tun, dass bereits im 7./8./9. Jh. langobardische Bauhandwerker bzw. Magistri Comacini vom Comer See als Wanderarbeiter tätig gewesen sein sollen – ein Fehlschluss aus dem Edikt des Königs Rothari, das auf 643 und damit viel zu früh datiert wird [vgl. Illig 2005, 638 f.; 2016, 86]. Rolf RÖTTLÄNDER als exzellenter Kenner von Längenmaßen ist ohnehin nicht beeindruckt:

„Neben dem römischen Maße, das auch weiterhin verwendet wurde, kam das sogenannte Laongbardische Maß auf, das auch pes Liutprandi genannt wurde und ca. 285–290 mm messen soll. Nach Kottmann (1971) wurde es dem Bau der berühmten Torhalle von Lorsch zugrunde gelegt (l.c. s. 20–24). Dieser Fuß läßt sich als fehlerhafte Abweichung zum pes monetalis [296,17 mm; ebd. 17; HI] betrachten und soll nicht weiter behandelt werden“ [Röttländer, 17].

Die fehlerhafte Abweichung ist am leichtesten dadurch zu erklären, dass römische Maße im 12. Jh. nicht mehr präsent waren. ESCHBORN kommt zu folgendem Fazit:

„Nehmen wir die vergeblichen Versuche, eine Datierung der Torhalle für die Karolingerzeit über ihre Bauskulptur zu finden, so muss das Bauwerk beim Wiederaufbau des Klosters entstanden sein. Die vorgenannten Baubefunde der Fassadengestaltung sehen sie als Repräsentationsbauwerk im Eingangsbereich des Klosters. Ihre Stilmerkmale zeigen eindeutig auf die auvergnatische Bauschule *aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts*. Während schon im Norden Frankreichs mit dem Bau gotischer Bauwerke begonnen wurde, reiht sich die Torhalle zusammen mit den auvergnatischen Kirchenbauten mit ihren »höchst kunstvollen architektonischen Zierformen« in die Stilepoche der Hochromanik mit ihrer Fassadengestaltung ein. Sie kann deshalb kein karolingisches Bauwerk sein und damit wäre auch ihre Einmaligkeit in der Karolingerzeit erklärt.“ [Hvhg. HI]

ESCHBORNS Datierung, die noch etwas später liegt als die von DE LASTEYRIE, dürfte die bislang präziseste sein, die für Lorsch ausgesprochen worden ist; dabei stellt sie weder Karolinger noch die bisherige Chronologie in Frage.

Hermann Schefers

Das konnte der Leiter des *Welterbes Lorsch* so nicht stehen lassen und warf sich mit einem Interview in die Bresche [Schmelzing]. Um wen handelt es sich?

„Hermann Schefers, Dr. phil., born 1962, was studying history, German language and literature, political and social sciences, specialized in early medieval history, 1995-2002 managing director of Museumszentrum Lorsch, since 2002 Site Manager of the World Heritage Site Lorsch Abbey“

So stellt er sich selbst bei EXARC vor, bei der **Experimental archaeology**, einer der ICOM zugeordneten Gesellschaft: **The International Council of Museums**. Er argumentiert mit herkömmlich tradierten Daten aus den Codizes und mit naturwissenschaftlichen Messungen.

„Die Königshalle wurde um das Jahr 900 errichtet und ist somit ein Bau aus der spätkarolingischen Zeit. An dieser Datierung könne nach umfangreichen Analysen nicht ernsthaft gezweifelt werden, stellt Welterbestätten-Leiter Dr. Schefers klar.“ [Schmelzing]

Das ergäbe ein absolut singuläres Bauwerk, ist doch um und kurz nach 900 in Mitteleuropa gerade nach herrschender Lehre überhaupt nichts gebaut worden! Selbst das sog. Westwerk von Corvey wurde laut Schriftzeugnissen 873 begonnen (und 885 geweiht). Demnach ist „um 900“ eine haltlose Datierung! Damit fällt die Debatte auf die Zeit SCHNAASES, auf 1844 zurück. Aber wenn die Datierung eines Holzstücks verlangt, dass der Bau genau aus jener Zeit stammt, dann muss dem entsprochen werden. Da hilft es gar nichts, wenn ESCHBORN einwirft, ein Bauwerk könne jünger sein als ein in ihm verbautes

Holzstück [N.N.]. Es geht also um die bekannte Nachbenutzung älterer Balken, die auch Dendrochronologen vertreten, wenn ihre Datierung deutlich daneben liegen.

Ich habe mehrmals darauf hingewiesen [ab Illig 2006], dass die Geisteswissenschaften in den letzten Jahren einen verhängnisvollen Kotau vor den Naturwissenschaften machen. Solches signalisiert der Evolutionsbiologe Ulrich KUTSCHERA [2004; 2008], der entsprechend der amerikanischen Scheidung in *sciences* und *humanities* den Geisteswissenschaften die Benennung als Wissenschaften einfach absprechen will. Mittlerweile hat das in der Mittelalterdebatte ganz spezielle Kreise gezogen. Gerade weil die Geisteswissenschaftler und die Archäologen nicht mehr gegen *das erfundene Mittelalter* kontern können, ziehen sie sich auf Laborwerte zurück. Diese stammen von Naturwissenschaftlern und sind nicht mehr hinterfragbar. Es genügt, wenn der Dombaumeister von Aachen, Helmut Maintz, ein DIN A4-Blatt schwenkt, auf dem das Labor, eine 'black box', zwei Jahreszahlen und zwei Wahrscheinlichkeiten der Öffentlichkeit übergibt. In Aachen wollte es der dumme Zufall, dass derselbe Dombaumeister die Qualität der eisernen Ringanker in der Oktogonkuppel so hochgelobt hat – „Die Zugfestigkeit erreicht etwa die eines modernen Baustahls“, besser geschmiedet als der 600 Jahre jüngere Eisenringanker der Chorhalle [Maintz in Heckner/Beckmann 2012, 88; zuvor Maintz 2005, 32; vgl. Illig 2014, 134] –, wie sie beim Schmieden mit der Hand gar nicht erreicht werden kann, der hydraulisch angetriebene Fallhammer jedoch erst im 12. Jh. erfunden und eingesetzt wird. Hier steht also naturwissenschaftlicher Befund gegen naturwissenschaftlichen Befund – und klarer Beweis dafür, dass die Hölzer falsch datiert sind.

In Lorsch konnte ein Bauholz datiert werden – damit interessieren den Kunsthistoriker keine stilistischen Betrachtungen mehr. So treten die Geisteswissenschaftler freiwillig in die zweite Reihe zurück und werden in Zukunft brav illustrieren, was ihnen die Naturwissenschaftler als scheinbar harte Fakten präsentieren. So schätzt KUTSCHERA diese Relationen ein:

„Zumindest in Stanford herrscht Konsens darüber, dass Theologen, Philosophen und Kunsthistoriker keine Scientists sind, sondern einer andersartigen, jedoch *gleichwertigen* Tätigkeit nachgehen.

In Deutschland hat man dagegen oft den Eindruck, dass sich Verbalwissenschaftler, die sich mit menschlichen »Geistes-Produktionen« befassen, immer wieder über jene Personen erheben wollen, die unter Einsatz enormer persönlicher und technischer Aufwendungen reale Phänomene der Natur erforschen: diese Scientists produzieren über Research Papers und zusammenfassende, auf diesen basierende Review Articles die Primär- und Sekundärliteratur, auf der letztendlich unser gesamter verlässlicher,

technologisch verwertbarer Wissensschatz aufbaut. Der von manchen Geisteswissenschaftlern produzierten meist in Buchform verbreiteten *Tertiärliteratur* kommt *bei weitem nicht dieselbe Bedeutung* zu“ [Kutschera; Hvhg. HI].

Es gelingt KUTSCHERA hier in zwei Absätzen, den Unterschied zwischen den USA und Europa klarzustellen: Dort sind Scientists und Vertreter der Humanities gleichwertig, hier ist der Geisteswissenschaftler eine nachrangige Figur, der immer noch zu viel Bedeutung zukommt, da sie nur Tertiärliteratur zustande bringe. Angesichts derartiger Zerrbilder darf man den hiesigen Historikern zu ihren Datierungshelfern gratulieren...

Erinnerung an den Vortrag von 1999

Am 25. 9. 1999 sollte es geschehen: Der Karlsgegner spricht im Museumszentrum, also im Schatten der Lorscher Torhalle, über *das erfundene Mittelalter*. Bereits lange im Voraus war die Einladung von Hermann SCHEFERS gekommen; sie wird von mir angenommen, doch dann wird es immer komplizierter. Aus meinem Vortrag soll im zweiten Schritt eine Podiumsdiskussion zwischen einem Lorscher Kenner und mir werden, bald darauf – der dritte Schritt – ist in Lorsch von vier ausgewiesenen Spezialisten die Rede, die den Widerborst in die Schranken weisen sollen. Ich bleibe bei meiner Zusage. Plötzlich – im vierten Schritt – eine Kehrtwende: Die vier Experten treten nicht an; wie mir später kolportiert wird, sah sich der Archäologe außerstande, eine Debatte durchzustehen, worauf die drei anderen ebenfalls absagten. Außerdem hat SCHEFERS einen dringenden Termin in Rom, kann also gleichfalls nicht präsent sein. Aber nun sollen – fünfter Schritt – vier Experten aus dem zweiten Glied aufgebeten werden, die jeweils ein vielleicht zehnmütiges Statement in Frageform abgeben werden. So ist der Stand noch bei meiner Anreise. Als ich am Bahnhof abgeholt werde, werde ich im sechsten Schritt darüber informiert, dass nun auch der dritte der vier zweitklassigen Experten abgesagt hat. Es werde nur ein kurzes Statement in Sachen *Lorscher Codex* geben.

Da noch eine Stunde Zeit ist, schauen wir kurz ins Museumszentrum. Dort stehen 200 Stühle in Reih' und Glied, der Veranstalter beruhigt mich: Am nächsten Tag werde das Jubiläum einer örtlichen Bäckerei begangen; dafür sei der Saal groß bestuhlt, denn da würden natürlich viel mehr Leute kommen als zum heutigen Vortrag. Es ist auch noch Zeit für den Besuch der Lorscher Torhalle und ihren ersten Stock. Zurück im Museumszentrum sehe ich zu, wie die letzten Stuhlreserven herbeigebracht werden, da unerwarteterweise immer mehr Menschen eintreffen. Während des Vortrags hören viele Spätgekommene ohne Sichtkontakt im Vorraum stehend zu.

Nach meinem Vortrag gibt es eine nicht endenwollende Diskussion bis Mitternacht, bei der es um sämtliche Aspekte von den *Reichsannalen* über den chinesischen wie den Maya-Kalender zu allen Arten von Fälschungen etc. etc. geht. Viele Anwesende sind begeistert, ein anwesender Holzsachverständiger kündigt mir die Freundschaft. Am nächsten Tag titelt das *Darmstädter Echo*: „Da schweigt die Fachwelt, und der Laie wundert sich.“ Das Konkurrenzblatt wählt die Schlagzeile: „Monolog statt Diskussion“ und stellte sich damit auf die Seite der schweigenden Fachwelt, weil für diese Zeitung die über zweistündige Diskussion mit Zuhörern aller Couleurs keine nennenswerte Diskussion war.

Literatur

- Adamy, Rudolf (1891): *Die fränkische Thorhalle und Klosterkirche zu Lorsch*; Darmstadt
- Ahlenstiel-Engel, Elisabeth (1922): *Die stilistische Entwicklung der Hauptblattform der romanischen Kapitellornamentik in Deutschland und der Wesensunterschied der romanischen Bauornamentik in Deutschland, Frankreich und Italien* · Ein Beitrag zur Bauornamentik in romanischer Zeit; de Gruyter, Berlin
- Anwander, Gerhard (2004): Auvergnatische Impressionen. Reiseeindrücke aus einer „karolingischen“ Provinz; *Zeitensprünge* 16 (3) 595-624
- Eschborn, Siegfried (2017): *Heimatgeschichte · Zur Datierung der Torhalle im Kloster Lorsch*; <https://eschbornblog.wordpress.com/2017/09/02/zur-datierung-der-torhalle-im-kloster-lorsch/>
- Heckner, Ulrike / Beckmann, Eva-Maria (Hgg. 2012): *Die karolingische Pfalzkapelle in Aachen · Material · Bautechnik · Restaurierung*; Werner, Worms
- Illig, Heribert (2014): *Aachen ohne Karl den Großen · Technik stürzt sein Reich ins Nichts*; Mantis, Gräfelfing
- (2006): Gerät der Evolutionismus ins Abseits? Ulrich Kutschera – Hermann Müller-Karpe; *Zeitensprünge* 18 (1) 213-238
 - (2005): Wilhelm von Volpiano · Im Schnittpunkt von Zeiten und Linien; *Zeitensprünge* 17 (3) 635-660
 - (2004): Zur Lorsch Torhalle [eine Ergänzung zu G. Anwander]; *Zeitensprünge* 16 (3) 703
 - (1999b): *Das erfundene Mittelalter*; Econ, München (aktualisierte und erweiterte Taschenbuchausgabe)
 - (1999a): Mumpitz in Absurdistan · Über den von Mediävisten boykottierten Boykott der Mediävisten; *Zeitensprünge* 11 (4) 613-628
 - (1997): ‘Karolingische’ Torhallen und das Christentum. Rings um Lorsch und Frauenchiemsee; *Zeitensprünge* 9 (2) 239-259
 - (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Econ, Düsseldorf (Gebundene Erstauflage)
- Kottmann, Albrecht (1971): *Das Geheimnis romanischer Bauten · Maßverhältnisse in vorromanischen und romanischen Bauwerken*; Hoffmann
- Kutschera, Ulrich (2008): *Lobenswerte Bemühungen*;
<http://www.laborjournal.de/editorials/317.lasso>

- Lasteyrie, Robert Charles de (1929): *L'architecture religieuse en France à l'époque romane*; Picard, Paris (posthume Neuauflage, ergänzt um eine kritische Bibliographie durch Marcel Aubert)
- (1912): *L'architecture religieuse en France à l'époque romane · Ses origines, son développement*; Picard, Paris
- Lorsch (1999) im Museumszentrum: Vortrag HI: »Das erfundene Mittelalter. Kuratorium Weltkulturerbe Kloster Lorsch; Moderator: Jean-Christophe Steiner
- Maintz, Helmut (2005): *Sanierung karolingisches Mauerwerk. Sanierung Turmkreuz und Neuverschieferung Turmhelm* (Veröffentlichungen des Karlsverein-Dombauverein, Band 7); Aachen [divergierende Jahreszahlen auf Titelblatt (2005) und in der Titelei (2004)]
- N.N. (2018): Lorsch · Alter der Torhalle · Bauwerk kann jünger sein als das Holzstück; *Mannheimer Morgen*, 02. 02.
- Rottländer, Rolf C. (1979): *Antike Längenmaße: Untersuchungen über ihre Zusammenhänge*; Vieweg, Braunschweig · Wiesbaden
- Schefers, Hermann (2000): Das Rätsel der Torhalle; *BA*, Nr. 286, Lorsch
- Schmelzing, Nina (2017): Lorsch · Torhalle - Datierung klar belegt / Hilfe der Naturwissenschaften · Schefers: Sicher ist die Bauzeit ums Jahr 900; *Mannheimer Morgen*, 29. 12.
- Schnaase, Carl (1844): *Geschichte der bildenden Künste, Bd. III*; Buddeus, Düsseldorf
- wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> : Artikel
- Zwittmeier, Markus (2011): *Zur Forschungsgeschichte der Lorsch Torhalle*; <http://www.tribur.de/blog/2011/04/29/zur-forschungsgeschichte-der-lorsch-torhalle/>

Fossa carolina – Karls permanentes Scheitern

Heribert Illig

Karl der Große macht es den Historikern wie den Archäologen so schwer wie nur möglich. Oder machen sie es sich selbst schwer? Immerhin steht in den *Reichsannalen* für das Jahr 793: Karl begab

„sich sogleich mit seinem ganzen Gefolge in die Gegend, ließ eine große Menge Menschen dahin kommen und den ganzen Herbst hindurch arbeiten. Es wurde also zwischen beiden Flüssen ein Graben gezogen, zweitausend Schritte lang und dreihundert Fuß breit; jedoch umsonst.“

Jahr und Jahreszeit, Kanallänge und -breite sowie die Vergeblichkeit der Bemühungen lassen sich prüfen. Das ist nach 1996, als ich den Zeitanatz für die Fossa grundsätzlich in Abrede stellte [Illig 1996, 104-112], mit immer größerem Aufwand geschehen, wobei stillschweigend mitklang, dass ein Werk Karls niemals umsonst gewesen, niemals im Regen zerlaufen sein könne.

Die Längenangabe blieb unkritisiert, weil allzu relativ; die Breitenangabe ließ man unter den Tisch fallen, weil unrealistisch (der Graben wäre bei dem karolingischen Fußmaß von 32,24 cm rund 100 m breit gewesen, nicht 2,5 bis 6 m, wie ausgegraben). Als man im alten Grabenbett Eichenhölzer fand, bestätigten Dendro und ¹⁴C sofort, dass tatsächlich die Arbeiten im Herbst des Jahres 793 stattgefunden hätten. Weitere Überprüfungen ergaben jedoch, ein Teil der Hölzer sei schon im Frühjahr des Jahres geschlagen worden. Plötzlich kam Karl mit seinem ganzen Gefolge zu spät für die Arbeiten [Frühjahr]. Früher konnte er allerdings auch nicht gekommen sein, denn laut *Reichsannalen* [Jahr 793] brach er zuvor seinen Zug nach Pannonien ab, um sich gegen die aufständischen Sachsen zu wenden, wofür er die Fossa nutzen wollte. Während der Arbeiten empörten sich die Sachsen allgemein, dazu die Sarazenen in Septimannien. Deshalb beendete er die Fossa-Arbeiten, überschritt die Wasserscheide nach Norden und feierte in Würzburg Weihnachten.

So konstatierte man schweren Herzens: Der Kaiser hat nicht persönlich den ersten Spatenstich vorgenommen [Frühjahr]. Da fehlte nur noch, dass das gewaltige Erdwerk tatsächlich ein Torso geblieben wäre. Doch dann wurde am Nordende Seltsames zu Tage gefördert. Die Fossa ist dort mit 2,5 m Breite zu schmal für sinnvolle Schifffahrt geworden. Der zitierte Archäologie-Artikel gibt sich in der Überschrift – „Nördlichster Teil des Karlsgrabens aus der Zeit Karls des Großen nachgewiesen“ – noch siegesbewusst, um erst am Ende der Realität Tribut zu zollen:

„Nach den aktuellen Forschungsergebnissen ist der Kanal bis unmittelbar an den Bachlauf der Rezat ausgeschachtet und teilweise auch dort mit auf-

wändigen Holzeinbauten stabilisiert worden. [...] Während in einem [südlichen] Grabungsschnitt eine fünf Meter breite und teilweise aufwendig mit Holz befestigte Fahrrinne zu Tage trat, wies die Rinne im zweiten [nördlichen] Grabungsschnitt unmittelbar an der Rezat nur etwa die halbe Breite auf. Dieser Abschnitt war zudem lediglich rudimentär befestigt. Möglicherweise markiert dieser Konstruktionswechsel das Nordende der im frühen Mittelalter fertig ausgebauten Fahrrinne.“ [Nordteil].

Der Schlusssatz ist wertlos, weil Schiffe nicht plötzlich schrumpfen können. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist der Kanal im Norden wohl nicht fertigge worden. Diese Nachricht erschütterte die Welt im Jahre 2016.

Doch damit nicht genug. Jetzt liegen auch Ergebnisse für das südliche Ende vor. Sie sind noch eindeutiger: Da ist nichts und da war nichts. Alle Gedanken daran, dass der Graben bis zur Altmühl geführt worden wäre, sind nun begraben. Was kam ans Licht?

„Die im renommierten Fachmagazin »Quaternary International« publizierten Forschungen belegen, dass sich der Flussverlauf der Altmühl seit der Karolingerzeit nur geringfügig verändert hat. Auf einer Strecke von mindestens 700 Metern zwischen den nachweisbaren Resten des Kanals im Ort Graben und der Altmühl gibt es jedoch keinerlei Spuren eines schiffbaren Kanals. Das Autorenteam um Prof. Dr. André Kirchner (Universität Hildesheim), Prof. Dr. Christoph Zielhofer (Universität Leipzig) und Dr. Lukas Werther (Friedrich-Schiller-Universität Jena) kommt daher zu dem Ergebnis, dass der Bau in diesem Bereich unvollendet blieb“ [Karlsgraben].

1544 hat Sebastian Münster geschrieben: „Man sieht noch bei Weißenburg die alten Fußtritte der unnützen Arbeit“ [vgl. Illig 1996, 167]. Er kannte das Ergebnis gewissermaßen seit 793. Alles hängt jetzt an den Dendro-Daten, die aber nicht zur allgemeinen Diskussion gestellt werden.

Literatur

Frühjahr = (2017): *Ältester Teil des Karlsgrabens nachgewiesen*; 07. 07.

<https://www.archaeologie-online.de/nachrichten/aeltester-teil-des-karlsgrabens-nachgewiesen-3661/>

Illig, Heribert (2016): „Leuchtturmforschung“ im Karlsgraben · Eine Fortsetzungsgeschichte; *Zeitensprünge* 28 (3) 339-348

- (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Econ, Düsseldorf

Karlsgraben = (2018): *Karlsgraben blieb unvollendet · Studie belegt: Mittelalterlicher Schifffahrtsweg wurde nie vollendet*; 12. 01. <https://www.archaeologie-online.de/nachrichten/karlsgraben-blieb-unvollendet-3778/>

Nordteil = (2016): Nördlichster Teil des Karlsgrabens aus der Zeit Karls des Großen nachgewiesen; 05. 09.

<https://www.archaeologie-online.de/nachrichten/noerdlichster-teil-des-karlsgrabens-aus-der-zeit-karls-des-grossen-nachgewiesen-3192/>

Die Heilige Lanze – ohne Okkultismus Herrschersymbol der Langobarden

Heribert Illig

Dank Rainer Daumanns Anregungen zu den Langobarden

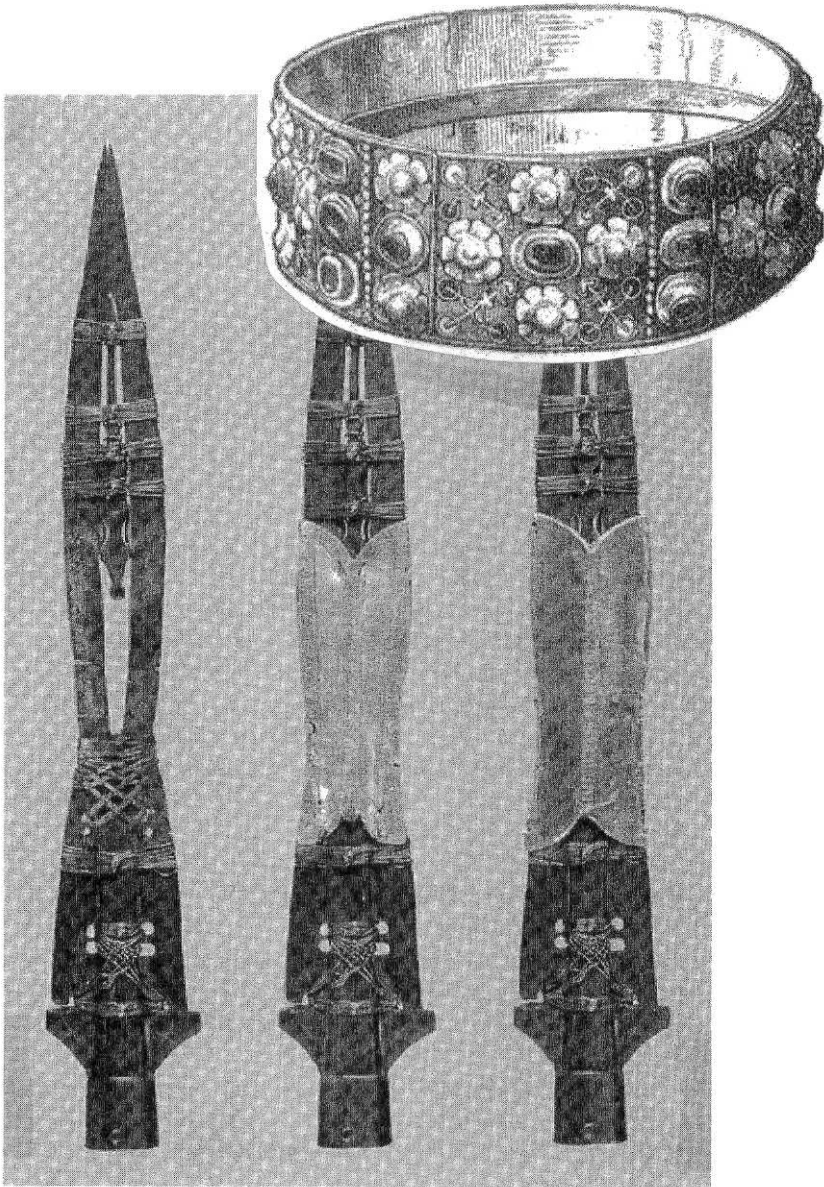
Die Geschichte der Heiligen Lanze

Zunächst: „Nach heutiger Terminologie ist die Lanze die Stichwaffe des Reiters, der Spieß die Stichwaffe des Kämpfers zu Fuß und der Speer die Wurfwaffe“ [wiki: Lanze]. Weil keine Regel ohne Ausnahme ist, bekam die Heilige Lanze in der archäologischen Terminologie diese Bezeichnung, obwohl sie zum Wurf bestimmt war [O’Sullivan, 43].

Ihre Geschichte kann in der einstigen Realität nur zeitweilig belegt werden. Der hl. Longinus steht ganz am Anfang, soll er doch in die rechte Seite des gekreuzigten Heilands gestochen haben. Seine Lanze will die Kaiserin Helena (um 257–336) aufgefunden haben, also rund 300 Jahre später. Das ist so glaubhaft wie die damit verbundene wundersame Kreuzauffindung. Danach folgt eine Leerzeit von fast 600 Jahren, doch mit einer seltsamen Ausnahme: Karl d. Gr. habe ihr das heute vertraute Aussehen geben lassen. Doch selbst Mechthild Schulze-Dörrlamm [731-733, 741] kann bestenfalls mutmaßen, die Lanze sei zu seiner Kaiserkrönung in die uns bekannte Form gebracht worden (dazu s. u.). Ein Indiz gibt es dafür nicht.

Im frühen 10. Jh. begegnen wir der Hl. Lanze erneut. Bischof Luitprand von Cremona (920–vor 972) war oft als Gesandter nach Konstantinopel unterwegs, schrieb aber auch ein *Buch der Vergeltung* (*Liber antapodoseos*), das bis 950 reicht. Dort hat er vermerkt:

„Der Burgundenkönig **Rudolf**, der einige Jahre in Italien geherrscht hatte, erhielt diese Lanze zum Geschenk vom Grafen **Samson** ... Von dieser Lanze nun behauptet man, sie habe einst Constantin dem Großen gehört, dem Sohn der heiligen **Helena**, die das lebenbringende Kreuz auffand. Und auf dem Dorn ... trug sie (die Lanze) Kreuze aus den Nägeln, die durch Hände und Füße unseres Herrn und Erlösers Jesu Christi geschlagen waren. König Heinrich nun, als gottesfürchtiger Mann und jedes Heiligtums Liebhaber, erfuhr nicht so bald, daß **Rudolf** ein so unschätzbares Geschenk des Himmels besitze, als er Boten an ihn absandte und versuchte, ob er es um irgendwelchen Preis erwerben und sich so die unüberwindlichsten Waffen und damit beständigen Sieg über



Die Eiserne Krone der Langobarden [*Meyers Lexikon*, 1905]

Die Heilige Lanze: ohne Manschette, der Bruch des Lanzenblattes ist erkennbar / daneben mit der silbernen Manschette von ca. 1100 und schließlich mit der goldenen Manschette des 14. Jh. [Werfring]

sichtbare und unsichtbare Feinde verschaffen könne. Da König Rudolf auf alle Weise erklärte, daß er solches niemals tun würde, so ließ König **Heinrich** es sich sehr angelegen sein, weil er ihn durch Geschenke nicht dazu bewegen konnte, ihn durch Drohungen zu schrecken. Denn er gelobte, sein ganzes Königreich mit Feuer und Schwert zu verwüsten.«

Dieser Drohung beugte sich der Burgunderkönig und übersandte König Heinrich die Lanze. Der zahlte einen königlichen Preis. Er verzichtete auf die an Burgund angrenzenden Gebiete zwischen Aare, Jura und Reuß, mitsamt dem südlichen Elsaß, einschließlich Basel und dessen Hinterland. Nicht nur Frömmigkeit trieb König Heinrich, einen solch hohen Preis für eine Lanze zu zahlen“ [Antap. I. V. cap. 25 lt. Wies in Ravenscroft, S. II; Hvhg. HI].

Eine erstaunliche Geschichte, droht doch ein König dem anderen mit Krieg, obwohl der Bedrohte die Hl. Lanze besitzt, also eigentlich unbesiegt ist. Wie dem auch gewesen sei: Die Lanze stammte aus italienischem Besitz des Grafen Samson, der in einer Urkunde von 924 mit drei weiteren norditalienischen Großen genannt wird: mit Erzbischof Lambert von Mailand, dem Grafen Giselbert von Bergamo und Markgraf Wilhelm I. von Monferrat [wiki: Wilhelm I. (Montferrat)]. Demnach lässt sich die Provenienz auf Norditalien, auf die Lombardei einschränken, die sich auf einem Gebiet der Langobarden erstreckt. Der Name Samson, der nicht recht zu den anderen Vornamen seiner Umgebung passt, sollte wohl illustrieren, dass der Lanzenbesitzer so unbezwingbar stark war wie der biblische Namensgeber.

Rudolfs II. Geburtsjahr ist unbekannt; er war zunächst Herzog, dann König von Hochburgund (912–937) und zeitweilig auch König von Italien (922–926). Als sich Kaiser Berengar I. von Friaul 923 gegen Rudolf stellte, besiegte ihn dieser bei Piacenza [wiki: Rudolf II. (Burgund)]. Das Königreich Hochburgund reichte von Luxeuil bis nach Aosta, von Genf dank der Lanzen-Abtretung des Aargaus bis Basel und fast bis Zürich. Die Übergabe der Lanze an Heinrich I. ist 926 oder 929 erfolgt:

„Neuere Forschungen halten es für wahrscheinlich, dass Rudolf II. von Burgund die Heilige Lanze bei seinem urkundlich bezeugten Aufenthalt auf dem Wormser Hoftag im Jahr 929 übergeben habe“ [wiki: Heinrich I. (Ostfrankenreich)].

Damals lief die wunderliche Zeit der Vielkaiserei aus, die nach Karl dem Kahlen (875–877) und Karl dem Dicken (881–887) ausgebrochen sein soll: durcheinander **Guido von Spoleto** (891–894), **Lambert von Spoleto** (892–896, dann 897–898) und **Arnulf von Kärnten** (896–897). Zwei weitere Kaiser vermitteln von der Imaginär- in die Realzeit: 901 wird **Ludwig III.** (später: **der Blinde**) gesalbt. Ihn soll Berengar I. 905 geblendet und abgesetzt haben, doch vielleicht blieb Ludwig Kaiser, vielleicht bis zu seinem Tod im Jahr 928. **Berengar I.** selbst wurde (erst) im Jahr 915 von Papst Johannes X.

zum Kaiser gekrönt und blieb es bis zu seinem Tod, 924. Die nächste Kaiserkrönung fand erst 962 in Rom für *Otto I.* statt.

Zum Abschluss eine spezielle Episode: Der später heilig gesprochene Heribert (um 970–1021) soll als Erzbischof von Köln, außerdem Kanzler Italiens, dann auch Deutschlands, dazu Archilogothe, im Jahr 1000 bei der legendären Graböffnung von Karls Grab durch Otto III. in Aachen dabei gewesen sein. Als dieser am 23. 1. 1002 nahe Rom in Paterno starb, sollten Leichnam und Reichsinsignien durch Heribert nach Aachen gebracht werden. Doch Herzog Heinrich von Bayern, gestützt durch den Mainzer Erzbischof Willigis (um 940–1011), stoppte den Zug bei Polling, verlangte die Herausgabe der Insignien und setzte Heribert gefangen, weil dieser Herzog Hermann von Schwaben als Kronprätendenten unterstützte. Da Heribert die Hl. Lanze heimlich vorausgeschickt hatte, musste er ihre baldige Übergabe an Heinrich beschwören. Nach Ottos Beisetzung, zu Ostern 1002, legte Heribert sein Kanzleramt nieder. Heinrich II. wurde dann in Mainz am 02. Juni von Willigis gekrönt. Erst bei der sog. Nachwahl in Merseburg, am 25. Juli 1002, wurde ihm die Hl. Lanze überreicht und damit die Sorge für das Reich übertragen [Schlesinger, 258].

Die Gestaltung der Hl. Lanze

Die Hl. Lanze soll Heinrich I. bereits in der Schlacht bei Riade, 933 gegen die heidnischen Ungarn, den Sieg gebracht haben. Otto I. trug sie bei seinem Sieg 955 auf dem Lechfeld in der finalen Schlacht gegen die Ungarn. Otto III. ließ sie 996 bei seinem Zug nach Rom dem Heer voraustragen. Er ließ auch kurz vor dem Jahr 1000 zwei Kopien anfertigen; eine für Ungarn, eine erhaltene für Krakau (heute Schatzkammer der Wawel-Kathedrale). Diese zeigt bereits den Knebel (oder Dorn) in der aufgespaltenen Lanzenspitze und bestätigt so, dass die Lanze damals bereits ihr uns vertrautes Aussehen hatte (ausgenommen den noch fehlenden Schafttring). Obendrein haben wir bereits aus dem Jahr 961 Liutprands Beschreibung:

„Die Lanze war anders als die sonstigen Lanzen, nach Art und Gestalt etwas Neues, insofern als das Eisen beiderseits des Grats Öffnungen hat, und statt der kurzen seitwärts gerichteten Zweige erstreckten sich zwei sehr schöne Schneiden bis zum Abfall des Mittelgrats ... Und auf dem Dorn, den ich vorher den Grat nannte, trug sie Kreuze aus den Nägeln (die durch die Hände und Füße unseres Herrn und Erlösers Jesu Christi geschlagen waren)“ [wiki: Heilige Lanze].

Heute lautet der technische Befund so: Die insgesamt 968 g schwere und 50,7 cm lange Lanzenspitze wurde aufgespalten; in dem erzeugten Schlitz trägt sie

einen Dorn mit zwei Verdickungen, die durch Kreuze gekennzeichnet sind und wohl die wundertätigen Kreuznagelpartikel darstellen. Diese Spitze ist – möglicherweise beim Aufspalten – gebrochen und deshalb bandagiert: wohl vor 1000 mit einem Eisenband (auch die Silberdrahtbindungen dürften von der damaligen Reparatur herrühren [khl]), dann mit einer silbernen Manschette durch Heinrich IV. (1084–1106) und schließlich mit einer goldenen Manschette durch Karl IV. (1355–1378). Diese Goldmanschette erzeugt den Eindruck, als reiche die Lanzenspitze bis zu den beiden ‘Flügeln’ an der Tülle und sei damit besonders breit und lang: rund 49,5 cm ohne den später zusätzlich angesetzten Schafttring [Schulze-Dörrlamm, 711]. Das wurde erreicht, indem an dem sich verjüngenden Lanzenblatt zwei Stahlklingen mit Lederbändchen festgeschnürt wurden, die so die Spitze optisch verlängern. Schulze-Dörrlamm [741] sieht darin den Versuch, einen römischen Kampfdolch (pugio) nachzubilden und schließt daraus auf das Aussehen einer konkurrierenden Hl. Lanze in Konstantinopel, die allerdings verloren ist. Die Wiener Lanze ist kein Spitzenerzeugnis einstiger Schmiedetechnik [ebd. 712]; sie besteht „aus relativ schlackenarmem Material“, es gibt aber auch einige „relativ grobe Schlackeneinschlüsse“ [Mehofer, 180].

Schulze-Dörrlamm [714, 741] benennt sie aber wie alle anderen vor ihr als karolingische Flügellanze, bezeichnet nach den Vorsprüngen am Ende der Lanzenspitze, die vielleicht ein zu tiefes Eindringen in einen Körper verhindern sollten. Ebenso hatten sich schon vorher die Wissenschaftler des *Kunst-historischen Museum Wien* ausgedrückt: „gewöhnliche Flügellanzenspitze mit ihrer für die 2. Hälfte des 8. Jahrhunderts typischen Form“ [Mehofer, 181]. Im Jahr 2013 wurde dann von einer langobardischen Flügellanze aus dem 8. Jahrhundert gesprochen [Hirte]. Mittlerweile handelt sich auch bei *Wikipedia* [Reichskleinodien] um eine langobardische Waffe aus dem 8./9. Jh. Und im Jahr 2017 meldete sich aus dem Wiener Team der Chemiker Prof. Manfred Schreiner vom *Institut für Naturwissenschaften und Technologie in der Kunst* an der *Akademie der bildenden Künste Wien* zu Wort:

„Bei der Heiligen Lanze ist es sicher so, dass bereits die Archäologen herausgefunden haben, dass es sich hier nicht um eine römische Soldatenlanze handelt, sondern um eine langobardische, dass sie also etwa 300 bis 400, 400 bis 500 Jahre jünger ist“ [orf].

Da römische Lanzen gut bekannt sind, war dieser Schluss nicht schwer, zeigen doch bereits leicht zugängliche Bücher langobardische Flügellanzen [Hegewisch, 303] ebenso wie langobardische Lanzenspitzen, die genauso aufgespalten sind wie die Hl. Lanze [Brozzi u. a., Abb. 37]. Bezeichnenderweise wird das Grab mit Flügellanze der Zeit 850–900 zugerechnet, während die übrigen Bestattungen dieses Gräberfeldes datierungsmäßig mit Beginn des 7. Jh. enden. Funde nach 774, nach Karls d. Gr. Eroberung des Langobardenreichs,

werden diesem Reich sonst ohnehin nicht mehr zugerechnet. Mit der viel zu späten Grabdatierung wird also karolingischer 'Vorgabe' entsprochen.

Ab Mitte des 11. Jh. wird nicht mehr von der „*lancea sacra*“, sondern von der „*lancea sancti Mauriti*“ gesprochen. Dieser Mauritius, römischer Legionär und Führer der Thebanischen Legion, war zur Zeit des römischen Kaisers Maximian hingerichtet worden; dem Träger seiner Lanze schrieb man Unbesiegbarkeit in der Schlacht zu. Bereits Otto I. verehrte den hl. Mauritius: 937 gründete er in Magdeburg das Mauritiuskloster und stiftete ihm die Gebeine. 962 erwählte er ihn zum Schutzpatron der Ottonen. „Der heilige Mauritius galt schließlich als Schutzpatron aller Kaiser des Heiligen Römischen Reichs und auch des Reichs selbst“ [wiki: Mauritius (Heiliger)]. (Bemerkenswert, dass Mauritius ab dem 12. Jh. häufig dunkelhäutig dargestellt worden ist.)

Erst ab dem beginnenden 13. Jh. bringt ein päpstliches Schreiben die uns vertraute Legende ins Spiel, es handele sich um die Lanze des Longinus, der auf Golgatha dem Heiland in die Seite gestochen habe (nach dem apokryphen Nikodemusevangelium aus dem 4. Jh.). Die enthaltenen Kreuznägel und den Besitzer Longinus ließ sich Kaiser Karl IV. 1354 vom Papst bestätigen; nun ließ er die Goldmanschette mit „Lanze und Nagel des Herrn“ beschriften, und der Papst rief einen Feiertag zu Ehren von Lanze und Nagel aus [kfm; wiki: Heilige Lanze]. 1424 kamen die Reichsinsignien zur 'ewigen' Aufbewahrung nach Nürnberg. Aus Furcht vor Napoleon wurden sie 1800 in die Wiener Schatzkammer verbracht. 1938 ließ sie Hitler auf die Nürnberger Burg bringen, wo sie 1945 von amerikanischen Soldaten gefunden worden sind [wiki: Heilige Lanze]. Sie werden nun wieder in Wien verwahrt.

Lanze und Krone: Herrscherattribute in Italien

„Schon oben ward bemerkt: wie seltsam doch, daß das fränkische Königthum, das eine Nachbildung und Ableitung römischer Gewalten sein soll, auch nicht Eine Spur der römischen »*insignia et attributa*«, sondern die uralten und gemein-germanischen Abzeichen und Wahrzeichen germanischen Königthums hat: weder Purpur noch Krone noch Scepter. Sondern vor Allem ragt der Speer: also ebenso wie in vielen Darstellungen anderer (später nach dem Aufkommen von Kronen) Abzeichen germanischer Königsgewalt: daher Speer und Krone zusammengestellt werden:

»sô lieze ich sper und al die Krône«

»sper, kriuz und krône«. [...]

Guntchramn überträgt Childibert II. sein Reich, d. h. die Erbfolge darein nicht mit dem Scepter, mit dem Speer [Zitat. Gregor v. Tours VII, 33].

Ebenso bei Langobarden. [Zitat. Paul. Diac. VI 55]“ [Dahn, 487 f.].

Die Stelle wird noch heute herangezogen [mittelalter.wikia: Königskrönung]. Der

Historiker Ernst Wies (1922–2012) hat dies fast hundert Jahre später, 1988, ebenso gesehen:

„Aus langobardischen Traditionen heraus gehört die Lanze zu den Königsinsignien und konnte einen Herrschaftsanspruch darstellen“ [Wies im Vorwort zu Ravenscroft].

Heinrich I. dürfte die Lanze erworben haben, um „mit großer Wahrscheinlichkeit ein Sinnbild und Unterpfand für den Anspruch auf Italien“ zu haben, ein Anspruch, den er wohl auch durch einen Zug nach Rom durchsetzen wollte, was durch einen Schlaganfall und seinen Tod 936 verhindert wurde [Pleticha, 243]. Rudolf II. hatte sie wegen dieses Anspruchs von Samson erworben; „als eine Wiedereroberung Italiens für ihn nicht mehr in Betracht kam“ übergab er sie an Heinrich I. im Juni 935 in den Ardennen und erhielt u.a. Basel, das bereits in seiner Hand war, ihm aber nicht formal gehörte [Holtzmann, 101 f.]. So lässt sich festhalten, dass die Hl. Lanze und die Herrschaft über Italien verbunden waren, wie auch Schulze-Dörrlamm [2011, 709, dito 737; nach Trnek 1987, 161] betont: „Herrschaftszeichen des Königreichs Italien (*Regnum Italicum*)“. Von den Kaisern wird aber erst Heinrich II. mit Hl. Lanze und Reichsschwert abgebildet, im zeitgenössischen Regensburger Sakramentar.

Begegnen wir der Hl. Lanze bereits früher in Italien? Paulus Diaconus (ca. 727–798) hat die *Geschichte der Langobarden* (*Historia Langobardorum*) von 568, als sie nach Italien einfielen, bis 744 geschrieben, und damit ausgerechnet den Zeitraum nicht behandelt, den er selbst erlebt hätte. Dazu hätte allerdings auch gehört, den Sieg Karls d. Gr. über sein Volk, 774, zu beschreiben, auch seine eigene Aufnahme an Karls Hof im Jahr 782. Wie dem auch gewesen sei, Paulus gibt zwei Beispiele für die besondere Bedeutung des Speers. So bemerkte Agelmund, der Legende nach im frühen 5. Jh. erster König der Langobarden, dass ein ertrinkender Säugling nach seiner Lanze griff, er „prophezeite, dass das ein großer Mann werden würde“ und ließ ihn retten. Später soll er sein Nachfolger geworden sein [Paul. Diac. I, 15].

Und die zweite Episode: König Authari soll bis zur Stiefelspitze Italiens, nach Reggio di Calabria vorgedrungen sein und dort eine Säule im Wasser gesehen haben.

„Authari sei auf seinem Ross sitzend bis zu ihr hingeritten, habe sie mit der Spitze seiner Lanze berührt und erklärt: »Bis hierher wird das Land der Langobarden gehen«“ [Paul. Diac. III, 32].

Zum Speer trat die Krone. Als erster langobardischer König ließ *Alboin* (vor 526–572/73) für sich und seine Frau Rosemunde Kronen anfertigen. In Mailand krönte er sich damit selbst als König von Italien [Misch, 102 f.]. Dem widerspricht allerdings Messner [28], erwähnt er doch erst bei König Liutprand (712–744) eine Krone als Herrschaftszeichen.

Die bajuwarische Herzogstochter *Theudelinde* (um 570–627) sollte zunächst den Frankenkönig Childebert II. heiraten, wurde jedoch 589 mit dem Langobardenkönig Authari vermählt, der bereits 590 starb. Noch im selben Monat wurde sie mit König Agilulf verheiratet. Der gelegentlich nach ihr benannte Schatz wird im Dom von Monza verwahrt. Zahlreiche seiner Preziosen werden ins anfängliche 7. Jh. datiert, so dass es sich weder um eine Morgengabe handelt, noch um Geschenke für die von ihr 595 gegründete Basilika. Der nächste, der den Schatz bereichert hat, war erst Berengar I., der 915 zum Kaiser gekrönt worden ist [monza]. Insofern vereint der Schatz Preziosen aus deutlich verschiedenen Zeiten: Kamm, Fächer, Theudelindes Evangeliar (genauer: seine Schutzhülle), Brustkreuz (6. Jh.), Theudelindes Krone (18,8 cm Ø; Anfang 7. Jh.), Pilgerfläschchen, Agilulf-Krone (22 cm Ø; verloren), auch das Agilulf-Kreuz. Und vor allem die berühmte Silberarbeit der Henne mit den sieben Küken, vielleicht ein päpstliches Geschenk aus der Spätantike. So sieht das *Wikipedia*, doch obwohl das Kunstwerk Theudelindes Grab entnommen worden sein soll, reichen die Datierungen vom 7. bis ins 12. Jh. [Messner, 21; vgl. Illig 2016a, 80].

Dieser Schatz enthält die berühmte *Eiserne Krone* der Langobarden, eine mit 22 Edelsteinen geschmückte Zimelie aus Gold und Email. Ihren Namen bekam sie, weil die Schmuckteile angeblich auf einen Eisenreif montiert sind [so noch Messner 2009, 22], der aus einem Nagel vom Kreuz Christi geschmiedet sei. Dies ist mittlerweile widerlegt, denn er besteht gemäß der chemischen Analyse der Universität Mailand zu 99 % aus Silber [wiki: Eiserne Krone]. Eine Untersuchung des Bienenwachses, mit dem die Emailplatten fixiert wurden, erbrachte zwei deutlich getrennte Jahresangaben:

„Die chemische Analyse [...] von 1993 ergab zwei aufeinander folgende, noch frühere Entstehungsperioden einzelner Bestandteile um 450/500 und um 800. Das würde eine Anfertigung in der Völkerwanderungszeit, also zur Herrschaft der Langobarden bestätigen“ [ebd.].

Es muss zunächst offen bleiben, wie diese beiden ¹⁴C-Datierungen in Realzeit umgerechnet werden können. Insofern mag die Bezeichnung allenfalls daher kommen, dass es „einen eisernen Bogen oberhalb des Kopfreifes“ gegeben hat [wiki: Eiserne Krone], der allerdings in keiner Weise zu Email, Gold und Edelsteinen gepasst hätte. Vielmehr lässt das an eine fränkische Bestattung denken, die im Jahr 1839 bei Xanten freigelegt wurde. Die Wissenschaftler ließen ein Ensemble zeichnen: In einer Metallschale ruht ein Totenschädel, der eine eiserne Bügelkrone trägt. „Die vermeintliche Bügelkrone entpuppte sich später als Beschlag und Henkel eines Holzheimers“ [Mühlenbrock] ...

Es gäbe die Möglichkeit, dass nur der winzige Teil eines Eisennagels eingearbeitet war, ähnlich wie in der Hl. Lanze. Diese trägt sehr kleine Messing-

nicht Goldkreuze auf dem Knebel in dem Lanzenschlitz, die wohl auf den Kreuznagel hinweisen sollen; in dem mittigen Knebel könnten „Partikel eiserner Kreuznägeln“ eingeschmiedet sein [Schulze-Dörrlamm, 719] – also fast so etwas wie Spurenelemente. Solche tauschierten Ornamente, wenn auch nicht auf Flügellanzen, kannten die Römer seit dem 4. Jh. [Schulze-Dörrlamm, 715 u. Fn 46]. Angesichts der Bedeutung von Krone und Lanze für die als arianische Christen 568 nach Italien eingewanderten Langobarden hätte es nahe gelegen, beide Insignien mit dem Kreuz Christi zu verbinden! Theudelinde war die erste katholische Königin; sie wirkte auf ihren Gemahl Agilulf ein, sich ebenfalls dem römischen Glauben zuzuwenden, worauf beider Sohn Adaloald katholisch getauft wird.

Doch der Kreuznagel bleibt späte Legende: Paulus Diaconus kannte die ‘hochheilige’ Reliquie nicht; erst in einem Inventar von 1590 ist die Rede von ihr; die Catholica ließ die Verehrung der Krone als Reliquie mit Kreuznagel 1717 zu [Messner, 27]. Kreuznägeln werden vielfach aufbewahrt und verehrt. Neben der Hl. Lanze besitzt die Kaiserliche Schatzkammer Wien ein weiteres Kreuznagel-Reliquiar, ebenso der Trierer Dom, der Essener Domschatz, der Bamberger Dom, in Aachen, Florenz, Köln, Krakau, Mailand, Rom, Saint-Denis, Siena und so fort [Schreiber].

Schatzsuche im 6. Jahrhundert

Im 6. Jh. lässt sich die Hl. Lanze nur indirekt verfolgen. Damals jagten sich die germanischen Völkern wechselseitig ihre Schätze ab – nur um letztendlich Byzanz zu bereichern.

So lagen in Carcassone die Schätze der *Westgoten* und erweckten die Habgier Chlodwigs. Aber die fränkische Belagerung scheiterte, weil Theoderich der Große die Stadt entsetzte, die Schätze mitnahm und nach Ravenna brachte [Hardt, 33]. Sie werden dem oströmischen Befehlshaber Narses im ersten oder zweiten Gotenkrieg in die Hände gefallen sein [vgl. Hardt, 165].

Die Könige der *Wandalen* besaß ihren Schatz, der zum Teil von der Plünderung Roms (455) herrührte; Belisar brachte ihn auf und schickte ihn nach Konstantinopel [ebd. 34, 165].

Witigis als König der *Ostgoten* ging es 540 mit dem Schatz seines Volkes genauso. Er wurde auch dem Theoderich zugeschrieben [ebd. 35 f.].

Der Schatz von Teja, ebenfalls *Ostgotenkönig*, lag in Cumae und wurde von Belisars Nachfolger Narses konfisziert [ebd. 36].

Der Schatz von Kunimund, König der *Gepiden*, wurde zunächst von Langobardenkönig Alboin erobert [ebd. 37]. Doch Alboin wurde 572 durch Helmechis und Rosamunde, Tochter von Kunimund, ermordet. Die beiden flohen zu *Longinus*, dem byzantinischen Präfekten bzw. Exarchen von Ra-

venna. Als dieser intrigierte, um Rosamunde zu freien, vergifteten sie und Helmichis sich gegenseitig. Auch der Schatz der *Langobarden* reiste nach Konstantinopel, in diesem Fall 584 mit Longinus, wie uns Paulus Diaconus [II: 30] berichtet. Dort war *Mauritius* seit 582 Kaiser.

So vereinigen sich die beiden wichtigsten ‘Schutzheiligen’ der Hl. Lanze bereits zu Ende des 6. Jh. – scheinbar antizipativ.

Seltsame Konsequenzen

Doch wie wäre die Hl. Lanze bald darauf in die Hände eines langobardisch-lombardischen Adligen fränkischer Abkunft gelangt? Drei Hinweise lassen sich geben:

Einmal ist von *Alboin* bekannt, dass er sich Waffen herstellen ließ, die „praecipua“ waren, d.h. „besonders, exklusiv, privilegiert [Hist. Lang. I. 27]. Er bekam sie mit in sein Grab zu Verona, wo sie Giselpert, Herzog in Verona (745–762), gefunden habe, als er das Grab öffnen ließ; dabei wird primär sein Schwert genannt. Diese Erzählung des phantomzeitlichen Paulus Diakonus [I: 27; II: 28] könnte ein Erklärungsversuch sein, warum Alboins Waffen im Land der Langobarden/Lombarden geblieben sind.

Zum Zweiten soll *Adaloald* 616 als Dreizehnjähriger gekrönt worden sein. Es brauchte für diesen ersten katholischen Langobardenkönig neue Insignien, nicht zuletzt eine kleinere Krone. Der Durchmesser der Eisernen Krone wird mit 15 cm [Diem, 180], 16 cm [Meyers] oder 16,2 bis 17,5 cm [Messner, 21] angegeben. 15 cm entspricht einem Kopfumfang von 45 cm, den ein Knäblein bereits nach 9 Monaten erreicht [baby], den von 48 cm nach ca. 15 Monaten. Sofern es sich überhaupt um eine Herrscher- und nicht um eine Weihekrone handelt, müsste Adaloald ungefähr als Kind im zweiten Lebensjahr, nicht als 13-jähriger Knabe gekrönt worden sein. Das wäre dann um 605 gewesen. Auch zur Taufe, 603, wäre es möglich gewesen, da sich mit Einlagen der Kronenumfang verkleinern lässt. Damals könnte mit der Krone auch eine Lanze angefertigt worden sein.

Eine dritte Möglichkeit deckt dynastische Rätsel auf: Der Sohn des uns vertrauten Kaisers Konstantin VII. Porphyrogenetos war Romanos II. (* 938), der von 959 bis 963 herrschte. Er war bereits 944 mit Bertha (dann umbenannt in Eudokia) verheiratet worden, der Tochter von Hugo von Arles (vor 887–947), der seit 905 für Kaiser Ludwig, den damals Geblendeten, regierte [wiki: Romanos II.]. Warum wählte Konstantin VII. für seinen einzigen Sohn die Tochter eines Burgunderfürsten, noch dazu eine „illegitime“ [Ostrogorsky, 236]? Diese dunkle Stelle ist nicht leicht auszuloten: Bei *Wikipedia* [Hugo I. (Italien)] wird Hugos Tochter Berta schlicht und einfach unterschlagen; dabei steht sie für eine der wenigen Heiratsverbindungen zwischen fränkischem Adel und

byzantinischem Kaiserhaus. In Konstantinopel hat Konstantin VII. sein berühmtes *De administrando imperio* geschrieben, die geheime Lehrschrift für seinen Sohn Romanos. Darin ist das Kap. 26 später (vom Kaiser) eingerückt worden: „Die Genealogie des berühmten Königs Ugon“, also von Hugo [Belke/Soustal, 126-130]. ‘Der berühmte König’: eine erstaunliche Hervorhebung. Zu ihr vermerken die Herausgeber:

„Diese Genealogie Hugos enthält drei Fehler [...] Es ist nicht auszuschließen, daß Konst. Porph. die ersten beiden Fehler bewußt begangen hat, um eine Abstammung Hugos von Karl dem Großen in männlicher Linie zu konstruieren“ [ebd. 127, Fn 223].

Obendrein wäre diese Heirat eigentlich gar nicht möglich gewesen:

„Die Franken betreffend Ausnahmegenehmigung für kaiserliche Eheschließungen mit Barbaren ließ Konst. Porph. vielleicht frei ersinnen, um die Wahl einer fränk. Braut für seinen Sohn zu rechtfertigen“ [ebd. 95].

Und es geht noch weiter zurück: Denn Anna, die Halbschwester von Konstantin VII., ist bereits 901 mit Kaiser Ludwig dem Blinden vermählt worden. Sie lebte bis 914, er bis 928. „Wahrscheinlich“ entstammt dieser Verbindung Karl Konstantin (901–962), seit 926 Graf von Vienne [Hiebl].

Seltsamerweise werden die beiden Verbindungen der Kaiserhäuser in der Geschichtsschreibung nicht gerade betont. Bei Ostrogorski [236] wird die Verbindung mit Bertha/Eudokia in fünf Zeilen abgehandelt, die mit Anna gar nicht erwähnt. Doch beide byzantinische Bräute konnten die Hl. Lanze als Mitgift nach Burgund gebracht haben (dazu auch S. 114 ff.).

Außerdem lohnt sich ein Blick auf zwei *Heilig-Blut-Reliquien*. Eine wird im Kloster Weingarten aufbewahrt. Longinus habe das Blut des Herrn aufgefangen und diese Reliquie selbst nach Mantua gebracht, wo er den Märtyrertod fand. Oder die Reliquie kam 553 von Konstantinopel nach Mantua und wurde 580 versteckt, als die Langobarden die Stadt belagerten, aber 804 gefunden und aufgeteilt für Papst Leo III., Karl d. Gr. und Mantua. 923 wurde sie bei der Belagerung durch die Ungarn erneut geteilt und versteckt. 1055 erhielt Kaiser Heinrich III. wiederum einen Teil, der dann 1094 nach Weingarten kam und alljährlich mit der größten Reiterprozession Europas geehrt wird [Ö.H.Lex: Longinus; vgl. Illig 2016b, 122]. Demnach wäre auch diese Reliquie von Mantua, also von den Langobarden nach Deutschland gelangt.

Die andere Reliquie wird in Heiligenblut unterhalb des Großglockners aufbewahrt. Um 914 soll der dänische Prinz Briccius auf dem Weg von Konstantinopel nach Dänemark hier mit der Reliquie verunglückt sein. Sie wird seitdem hier aufbewahrt und verehrt [Roemer]. Gemäß dieser Legende wäre die Reliquie von Byzanz aus in die Alpen gekommen.

Weitere Heilige Lanzen

Nicht allein die Lanze der Reichskleinodien wird verehrt. So gab es die Jerusalemer „Lancea Domini“, die vor den Persern gerettet wurde, aber 1204 bei der Eroberung Konstantinopels verloren gegangen ist.

„Nach der persischen Eroberung Jerusalems (614) wurde sie angeblich von Patrikos Niketas, dem Kommandanten der kaiserlichen Garde, gerettet und nach Konstantinopel in Sicherheit gebracht“ [Schulze-Dörrlamm, 733].

Laut Schulze-Dörrlamm [735] hätte Karl d. Gr. ihr Aussehen nachahmen wollen und deshalb 'seine' Hl. Lanze entsprechend gestalten lassen. Die „Lancea Domini“ ist von Pilgern des 6. Jh. beschrieben worden, doch dann erst wieder 1201 [ebd. 733].

Weiter wird im Longinus-Vierungspfeiler des Petersdoms jene Hl. Lanze aufbewahrt, die der türkische Sultan Bajasic II. 1492 dem Papst geschenkt hat; doch sie stammt erst aus dem 11. Jh. [ebd. 732].

„Für mindestens drei weitere Lanzen bzw. deren Spitzen wurde der Anspruch erhoben, die »echte« Heilige Lanze aus der Zeit Christi zu sein. Daher muss diese hl. Lanze unterschieden werden von jener bekannteren, welche im Ersten Kreuzzug (1096–1099) bei der Belagerung von Antiochia aufgefunden wurde“ [wiki: Heilige Lanze], aber verschollen ist.

Auch die zu Paris in der Sainte-Chapelle aufbewahrte Lanzenspitze ist verloren, andere werden

„in Xantaigne, in Seloas bei Bordeaux oder in Malmesbury in England aufbewahrt. Auch zu Andechs in Bayern zeigt man ein Stück der hl. Lanze, allerdings stammen alle diese aus einer noch späteren Zeit“ [de.mittelalter.wikia: Heilige Lanze].

Bei *Wikipedia* wird dazu ein Text von 1879 herangezogen, doch dem liegt ein noch älterer Text von 1788 zugrunde, der damals – noch vor Napoleon – die sog. Nürnberger Lanze gegen Nachahmungen schützen sollte:

„eines zu Rom, das andere zu Paris in der heiligen Capell, das dritte zu Xantaigne, das vierte zu Selva bei Bourdeaux in Frankreich, das fünfte zu Malmesburi in Enggelland, wie zu sehen beim Ioachimo Ursino part. 3. de reliq. Sanctorum: auch soll nach Heilbrunneri Uncatholischen Papstums articulo 13. cap. 6 zu Andechs in Baiern ein Stuck vom Speer zu finden seyn“ [Murr 1788, 228],

Diese altehrwürdigen Angaben helfen heute nur noch im Fall von Andechs weiter. Doch der Andechser Klosterschatz ist erst 1388 gefunden worden; er wurde kreierte, um den Klosterberg mit Wallfahrten zu beleben, worauf sich die Wittelsbacher der Einkünfte annahmen [vgl. Illig 1993].

Eine weitere Lanze kann im Museum der Kathedrale von Etschmiadsin besichtigt werden. Bereits der Apostel Thaddäus soll sie nach Armenien ge-

bracht haben. Da das beschenkte Kloster erst um 1250 „seinen heutigen Namen Geghardavank (»Kloster zur Heiligen Lanze«)“ erhielt [wiki: Heilige Lanze], dürfte es sich um ein Konkurrenzprodukt zu älteren Lanzen handeln.

Fazit

Klar ist eines: Die Hl. Lanze der Wiener Reichsinsignien geht nicht bis zur Zeitenwende zurück. Aber auch die Rolle Karls d. Gr. bei ihrer Erstellung ist reines Postulat. Gesichert ist ihr Auftreten im frühen 10. Jh. Sie hat damals den Anspruch auf Italien verkörpert und besaß zudem ihren Unbesiegbarkheitsnimbus. Deshalb war sie sehr begehrt und ging in den Besitz der deutschen Könige über. Nachdem es bei den Langobarden auch Flügellanzen und durchbrochene Lanzenspitzen gab, dürfte die Hl. Lanze im 6. Jh. in Norditalien geschaffen worden sein. Denn bereits bei den Langobarden lässt sich ein Speer- und Kronenkult feststellen. Die eiserne Krone von Monza entspricht mit ihrem Kreuznagelkult exakt dem der Hl. Lanze (beide gelten für die Kirche als Reliquien erster Klasse). So können sie als Paar die Herrscherlegitimität dieses Volkes repräsentiert haben. Auch eine Heiligblut-Reliquie – ebenfalls erster Klasse – geht auf Monza zurück.

Während der Dunklen Jahrhunderte zwischen 614 und 911 tritt die Hl. Lanze nicht in Erscheinung, wohl aber vermutlich kurz vorher und mit Sicherheit kurz nachher. Insofern demonstriert sie das erfundene Mittelalter als Lücke. (Das war der Hinweis von Rainer Daumann.) Der Übergang deckt außerdem niedergehaltene dynastische Lücken zwischen den Kaisern des Westens und des Ostens auf, die ab S. 111 offengelegt werden.

Literatur

baby = *Kopfumfang des Babys nach Alter*;

<https://familie.one/baby/wachstumskurve-kopfumfang/>

Belke, Klaus / Soustal, Peter (Hgg. 1995): *Die Byzantiner und ihre Nachbarn. Die De administrando Imperio genannte Lehrschrift des Kaisers Konstantinos Porphyrogennetos für seinen Sohn Romanos*; Fassbaender, Wien

Brozzi, Mario / Calderini, Cate / Rotili, Mario (1980): *L'Italia dei Longobardi*; Jaca, Milano

Dahn, Felix (1895): *Die Könige der Germanen · Das Wesen des ältesten Königthums der germanischen Stämme und seine Geschichte bis zur Auflösung des Karolingischen Reiches · Siebenter Band. Die Franken unter den Merovingen · Dritte Abtheilung*; Breitkopf & Härtel, Leipzig

de.mittelalter.wikia = <http://de.mittelalter.wikia.com/wiki/> Fandom powered by Wikia

Diem, Peter (1995): *Die Symbole Österreichs · Zeit und Geschichte in Zeichen*; Kremayr & Scheriau, Wien

Fried, Johannes (2013): *Karl der Große · Gewalt und Glaube · Eine Biographie*; Beck, München

- Hagl, Siegfried (2000): *Der okkulte Kanzler · Hitler und der Nationalsozialismus als esoterisches Phänomen*; Books on demand, Norderstedt
- Hardt, Matthias (2004): *Gold und Herrschaft · Die Schätze europäischer Könige und Fürsten im ersten Jahrtausend*; Akademie, Berlin
- Hegewisch, Morten (Hg. 2008): *Die Langobarden · Das Ende der Völkerwanderung* · Katalog zur Ausstellung im Rheinischen LandesMuseum Bonn 2008/09; WBG Darmstadt
- Hiebl = http://www.manfred-hiebl.de/mittelalter-genealogie/bosoniden_linie_niederburgund/karl_konstantin_graf_von_vienne_nach_962.html
- Hirte, Markus (2013): *Die Heilige Lanze*; Rothenburg-Blog [Leiter des Mittelalterlichen Kriminalmuseum in Rothenburg ob der Tauber, das Repliken der Reichskleinodien zeigt] <https://tourismus.rothenburg.de/blog/?p=523> 26. 12.
- Holtzmann, Robert (1961): *Geschichte der Sächsischen Kaiserzeit 900–1024*; Callwey, München
- Illig, Heribert (2016b): Denk- und Merkwürdigkeiten; *Zeitensprünge* 28 (1) 119-130
 - (2016a): Italien: Die Leere der Fülle; *Zeitensprünge* 28 (1) 78-110
 - (1993): Andechs-Meranien - Heiliger Berg der Fälschungen; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart*, 5 (5) 70-81
- khm = *Kunsthistorisches Museum Wien: Die heilige Lanze*;
<https://www.khm.at/objektdb/detail/100443/>
- Mehofer, Mathias (2005): Archäometallurgische Untersuchungen: Teil 1; in Kirchweger, Franz (Hg.): *Die Heilige Lanze in Wien · Insignie · Reliquie* · „Schicksalspeer“: Kunsthistorisches Museum Wien, 169-182
- Messner, Florian (2009): *Der Domschatz von Monza*;
http://www.academia.edu/14789120/Der_Domschatz_von_Monza
- Meyers Großes Konversations-Lexikon* (1906); Leipzig
<http://www.zeno.org/Meyers-1905/A/Eiserne+Krone>
- Misch, Jürgen (1979): *Die Langobarden*; Bastei Lübbe,
 monza = <http://www.italia.it/de/media/video/monza-der-schatz-der-langobardenkoenigin-theodolinde.html>
- Mühlenbrock, Josef (2018): Irrtümer & Fälschungen der Archäologie [zur identisch betitelten Ausstellung im *LWL-Museum für Archäologie* in Herne, vom 23. 03. bis 09. 09.]; *Antike Welt* (2) 94
- Murr, Christoph Gottlieb von (1788): *Journal zur Kunstgeschichte und zur allgemeinen Litteratur. Sechszehnter Theil*; Zeh, Nürnberg
- n-tv.de (2016): “Darth Vader. Satan. Das ist Macht” · Chefberater Bannon skizziert Trumps Linie; n-tv.de, 19. 11. <https://www.n-tv.de/politik/Chefberater-Bannon-skizziert-Trumps-Linie-article19130576.html>
- Ö.H.Lex = *Ökumenisches Heiligenlexikon*; <https://www.heiligenlexikon.de/>
- orf = (2017): Als Forscher Fälschern auf der Spur · Wie alt ist die »Heilige Lanze« wirklich? Wer ist Verfasser der Geheimschrift auf einer alten Urkunde? Fragen wie diese klärt Forscher Manfred Schreiner aus Weppersdorf; burgenland@ORF.at, 01. 06. 2017. burgenland.orf.at/news/stories/2846290/
- Ostrogorsky, Georg (1996): *Byzantinische Geschichte 324 – 1453*; Beck, München
- O’Sullivan, Angelika (2013): *Waffenbezeichnungen in althochdeutschen Glossen: Sprach- und kulturhistorische Analysen und Wörterbuch*; Akademie, Berlin

- Paulus Diaconus (1986): *Paulus Diakonus und die Geschichtsschreiber der Langobarden*; Phaidon, Essen
- Pleticha, Heinrich (Hg. 1981): *Deutsche Geschichte (1) Vom Frankenreich zum Deutschen Reich 500–1024*; Lexikothek-Vlg, Gütersloh
- Ravenscroft, Trevor (²1996): *Die heilige Lanze · Der Speer von Golgatha*; Universitas, München (1972: *The spear of destiny*; London) Mit einem Vorwort von Ernst W. Wies. Auch als *Der Speer des Schicksals · Die Geschichte der heiligen Lanze* (1988); Universitas, München, oder *Der Speer des Schicksals · The spear of destiny · Das Symbol für dämonische Kräfte von Christus bis Hitler* (1974); Ingse, Zug
- Roemer, Jochen (o. J.): *Heiliges Blut – Reliquien*; PDF-Datei
- Schlesinger, Walter (1974): Die sogenannte Nachwahl Heinrichs II. in Merseburg; in Schlesinger, Walter (1987): *Ausgewählte Aufsätze*, Thorbecke, Sigmaringen, 255-271
- Schreiber, Mathias (2011): Heilige Nägel und Knochen; *Der Spiegel*, 29. 11.
- Schulze-Dörrlamm, Mechthild (2011): Die heilige Lanze in Wien · Die Frühgeschichte des karolingisch-ottonischen Herrschaftszeichens aus archäologischer Sicht; *Jahrbuch des Römisch-Germanischen Zentralmuseums*, Bd. 58, 707-742
<https://journals.ub.uni-heidelberg.de/index.php/jahrb-rgzm/article/viewFile/.../5286>
- Stein, Walter Johannes (1928): *Weltgeschichte im Lichte des Heiligen Gral · Das große neunte Jahrhundert*; Amonesta, Wien
- (1921): *Die moderne naturwissenschaftliche Vorstellungsart und die Weltanschauung Goethes, wie sie Rudolf Steiner vertritt · Historisch-kritische Beiträge zur Entwicklung der neueren Philosophie*; Der Kommende Tag, Stuttgart (Dissertation)
- Trnek, Helmut (1987): *Die Heilige Lanze*; Bildführer, Nr. 155, 159-164
- Werfing, Johann (2015): Die Wirkmacht der Heiligen Lanze; *Wiener Zeitung*; 05. 03.
- Wies, Ernst Wilhelm (1996): Vorwort zu Ravenscroft (²1996), S. I - IV
- (1986): *Karl der Große · Kaiser und Heiliger · Biographie*; Bechtle, Esslingen
- wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> : Artikel

Die Heilige Lanze – der Imaginärteil aus dem 20. Jahrhundert

Heribert Illig

Wer *Die heilige Lanze · Der Speer von Golgatha*, das Buch von Trevor Ravenscroft [= R.] von 1996 aufschlägt – die beiden Vorgänger von 1972 und 1988 sind von gleichem Umfang –, findet sich in einer anderen Welt wieder: Hitler in Trance vor der Lanze in der Wiener Schatzkammer [R. 27], Hitler will den Speer, der ihn unbesiegbar macht, Hitler lässt die Reichsinsignien verstecken, Hitler als Wiedergeburt des kastrierten Landulf II. von Capua [R. 104, 177], dazu von Kaiser Tiberius und Graf von Acerra [R. 195]; Göring als wiedergeborener Graf Boese im Umfeld von Landulf, auch als Konrad von Marburg [R. 196], Goebbels als Bischof Eckbert von Meran [R. 196], Dietrich Eckart als Bernhard von Barcelona [R. 167], Heinrich Himmler, der sich 1935 eine Kopie der Hl. Lanze anfertigen lässt [R. 310], als Wiedergeburt von Heinrich I. [R. 313], dazu die Wewelsburg als Gralsburg für die Nazis [R. 312]

Okkultisten sehen die Hl. Lanze in den Händen von Theodosius (385), Alarich (410), Aëtius (451 gegen Attila), Theoderich (452), Justinian (6. Jh.), Karl Martell (733) [R. 35] und natürlich von Karl dem Großen [R. 215], dem am Ende seines Lebens der „kostbare Talisman der Macht“ [R. 63], sprich die Hl. Lanze aus den Händen gefallen sei [R. 36]. Einhard [c. 32], der diese Episode erzählt, weiß nichts von einer geheiligten Lanze, sondern sieht Karls Pferd wegen einer grell aufleuchtenden Sternschnuppe scheuen und ihn die Lanze verlieren. Karls Intim-Kenner Johannes Fried [567-569] denkt eher an einen epileptischen Anfall als Vorzeichen des kommenden Todes, obwohl er das Ereignis im Jahr 810 ansetzt, gut drei Jahre vor dem Tod.

Obendrein verlängert Ravenscroft (1921–1989) die Geschichte des Speers gleich um mehr als ein Jahrtausend: Der Hohepriester Phineas (Pinchas) habe ihn schmieden lassen und mit ihm ein israelitisch-midianitisches Paar beim Beischlaf durchbohrt; anschließend werden die Midianiter ausgerottet [Numeri 25,1-9; 31] – das liest sich wie die Aufforderung zum Mord an Sündern und Andersgläubigen [wiki: Pinchas (Sohn Eleasars)]. Dann habe Josua den Speer bei Jericho getragen, Saul ihn gegen David geworfen und Herodes d. Gr. ihn besessen, auch nach Golgatha mitgegeben [R. 8] – eine düstere Legende, allerdings ganz allein von Ravenscroft kreiert.

Bei seinen Hitlerbetrachtungen stützt er sich hauptsächlich auf Walter J. Stein (1891–1957), vorgestellt als rätselhafte Mischung aus Jude, Anthroposoph, Heilpraktiker, Okkultist, Hitlerbegegner und Unterstützer von Hitlers

Gegnern wie etwa Churchill. Mehrmals will Ravenscroft Stein getroffen haben [R. 13, 79, 81-84], räumt allerdings später ein, Stein nie persönlich kennengelernt zu haben, sondern über ein Medium, wie auch sein Buch in einem Zustand erweiterten Bewusstseins entstanden sei [wiki: Trevor Ravenscroft].

Insofern dürften auch alle Berichte über Stein-Hitler-Kontakte von Ravenscroft imaginiert sein. Ihm zufolge soll Stein bereits 1912 in Wien Hitler vor der Hl. Lanze angetroffen und seine Kräfte gespürt haben:

„Sein Gesicht war flammend rot, und in seinen Augen lag ein seltsamer Glanz [...] Der ganze Raum um ihn herum schien von einer magischen Ausstrahlung erfüllt zu sein, einer Art geisterhaften ektoplastischen Lichtes [...]. War dieser Vagabund aus dem Obdachlosenasyll für einen Augenblick zum Werkzeug dessen geworden, den die Bibel »Luzifer« nennt [...]?“ [R. 82 f.]

Auch Siegfried Hagl [2000, 42], der dem 'okkulten' Hitler objektiv begegnet, kennt keine weitere Quelle: „Der einzige Zeuge für die transzendente Erfahrung Hitlers [im Anblick der Lanze] ist wieder J. W. Stein, dem Hitler sein Berufungserlebnis anvertraut haben soll.“

Steins Dissertation über Rudolf Steiner [1921] ist noch unter der Ägide von Steiner selbst entstanden; 1933 ging er nach London; in England blieb er bis zu seinem Lebensende. Sein auch heute noch aufgelegtes Buch von 1928 behandelt ausgerechnet das 9. Jh. Damals hätten Menschen gelebt, die Wolfram von Eschenbach (um 1170– um 1220) in seine Erzählung von Parzival und dem Gral übernommen habe, etwa Parzival als Liutward von Vercelli und Anfortas als Kaiser Karl der Kahle [R. 68], dazu Landulf II. von Capua, der als bösartiger Schwarzmagier mit heidnischen Sarazenen gegen Christen kämpfte [R. 68]. Bei *en.Wikipedia* [Landulf II of Capua] ist zu lesen, dass dieser „die engste historische Quelle für den schurkischen Darth Vader sei. Ihm wollte Trump-Vertrauter Stephen Bannon ähneln:

„»Dick Cheney. Darth Vader. Satan. Das ist Macht«. Dem 62-Jährigen zufolge sei es nur hilfreich, wenn Demokraten und Medien blind dafür seien, »wer wir sind und was wir machen«“ [n-tv.de].

Die Chronik des Erchempert, die als einzige von Landulf berichtet, soll Ende des 9. Jh. geschrieben worden sein. Sie schildert aus Sicht eines Benediktinermonches von Montecassino die Gewalt in den südlichen Langobarden-Gebieten, sie reicht von Herzog Arechis II. (758–787) bis zum Winter 888/89. Das einzige erhaltene Manuskript dieser Chronik stammt aus dem frühen 14. Jh. [wiki: Erchembert]. Somit ließe sich aus Sicht des erfundenen Mittelalters fragen, wie viele Jahre zwischen dem Pseudo-Erchempert und Wolfram von Eschenbach lagen? Der Chronik-Schreiber wäre im 12. Jh. gut aufgehoben.

Literatur s. S. 106

Franken und Byzanz – oft eine Mesalliance

Mediävisten üben sich im Verbergen

Heribert Illig

Gemeinhin gehen wir davon aus, dass vor dem Jahr 1000 nur eine einzige Ehe zwischen Karolingern und byzantinischem Kaiserhaus zustande gekommen ist. Tatsächlich gab es mehr Anbahnungsversuche als allgemein bekannt, und es gab schon vorher mindestens ein reales Ost-West-Ehepaar, dessen Existenz möglichst ignoriert wird. Nachdem es hier primär um Geschehnisse um und nach 911 geht, will betont sein, dass ich unverändert mit dem Jahr 911 nach 297 erfundenen Jahren den Wiedereintritt in die reale Geschichte sehe. Aber die Zeitsäume sind verschliffen, weil nach 911 Lebende eine Vorgeschichte in der Phantomzeit benötigten. Ergänzt wird eine Beziehung aus dem 12. Jh.

Gisela

Pippin der Jüngere starb 768, erlebte aber noch, dass ein Jahrzehnt diplomatischen Austauschs

„(um 766/67) zum Angebot einer Ehe des Kaisersohns Leon mit Pippins Tochter Gisela führten, worauf sich der Frankenkönig freilich nicht einließ (angeblich mit der Begründung, er dürfe sein Kind nicht ins Ausland verheiraten, tatsächlich wohl eher aus Rücksicht auf den Papst, der jedem fränkisch-byzantinischen Zusammengehen mißtraute)“ [Schieffer, 68 f.].

Seine älteste Tochter Gisela war 757 geboren worden, also bei dem Heiratsangebot 11 Jahre alt. Sie blieb unverheiratet, wurde 788 Äbtissin von Chelles und segnete 810 das Zeitliche. Es darf betont werden: Es handelte sich um die Schwester des späteren Karl des Großen und von Karlmann, der mit 20 Jahren aus unbekanntem Gründen verschied und so seinem Bruder selbstlos die europäische Größe ermöglichte.

Rotrud

In den *Reichsannalen* stehen zwei knappe Sätze, die zahlreiche Kommentare zeitigten. Einmal für das Jahr 786: Karl „besprach sich hierauf noch mit den Gesandten Kaiser Konstantins, die um seine Tochter anzuhalten an ihn abgeschickt worden waren.“

Und für 788: „Während dessen befahl der Kaiser Konstantinus, aufgebracht darüber, daß *ihm der König seine Tochter abgeschlagen hatte*“, ins

Land der Beneventaner einzufallen. Demnach hätte Karl dem byzantinischen Kaiser seine damals elfjährige Tochter abgeschlagen, worauf er auch keiner anderen seiner Töchter einen würdigen Schwiegersohn gestattete. Es versteht sich, dass hiesige Karlsexegeten das so nicht hinnehmen. Rudolf Schieffer lässt den Schuldigen offen, Johannes Fried sieht Byzanz als Wurzel des Übels. Zunächst Schieffer:

„Auch für die Königstochter Rotrud, die den Namen ihrer Urgroßmutter, Karl Martells erster Gattin Chrodtrud, geerbt hatte, wurde eine glanzvolle Zukunft angebahnt, als Karl in Italien eine Abmachung mit Byzanz traf, die eine spätere Ehe Rotruds mit dem jungen Kaiser Konstantin VI. vorsah. Dessen Mutter Eirene, die seit 780 am Bosphorus als Regentin die Zügel führte, suchte durch dieses Bündnis vermutlich einem stärkeren fränkischen Vordringen in Süditalien vorzubeugen, während Karl – anders als noch Pippin bei einer ersten Heiratsofferte aus Byzanz 766/67 – die Gelegenheit ergriff, seine Erfolge auch von der führenden Macht des Ostens anerkannt zu sehen“ [Schieffer 81 f.].

„In Kauf genommen wurden dabei *Spannungen mit den Byzantinern*, die dazu führten, daß die geplante Übergabe der seit sechs Jahren verlobten Königstochter Rotrud an Gesandte aus Konstantinopel unterblieb. Die nirgends genannten Gründe dürften in der byzantinischen Verärgerung über das Eingreifen Karls in Benevent wie auch in der fränkischen Verstimmung über den Ausschluß von dem eben am Bosphorus geplanten ökumenischen Konzil zur Beendigung des Bilderstreits zu suchen sein, vielleicht auch schon in der Abneigung Karls, überhaupt eine seine Töchter aus dem Haus zu geben“ [ebd. 83 f.; Hvhg. III].

Johannes Fried gräbt tiefer in die Psyche der Beteiligten hinein, bezweifelt einmal mehr die Glaubwürdigkeit damaliger Annalen, ohne dabei zu bemerken, dass er sich damit seiner wichtigsten Quellen beraubt und damit auch gegen meine Interpretationen nicht stringent argumentieren kann.

„Der griechische Chronist Theophanes behauptete indessen glaubwürdig zum Weltjahr 6281 (= AD 788/89), die »Basilissa« habe – von neueren arabischen Angriffen bedroht, wie der Kontext ergibt – zum Verdruß ihres Sohnes den Vertrag mit Karl gelöst und Konstantin eine andere Braut, die Armenierin Maria von Amnia, bestimmt. *Es war ein innenpolitischer Schachzug der Kaiserin*. Die späten westlichen Annalen setzten den Bruch des Bündnisses zwar gleichfalls ins Jahr 788, scheinen ihn aber Karl zuzuschreiben; der Annalist dürfte damit nicht bloß einen Mißerfolg Karls verschleiern, sondern die Verletzung fränkischen Stolzes durch die Zurückweisung der Braut, einer Tochter ihres Königs, kaschieren und die neuerlichen Feindseligkeiten gegen die Griechen legitimiert haben. Das Gedächtnis, auch das kulturelle Gedächtnis, selektiert und manipuliert das

zu erinnernde Geschehen, indem es die Erinnerungen aktualisiert. Als der jüngere »Reichsannalist« seine Federn schärfte, herrschten neuerlich Spannungen zwischen den beiden christlichen Reichen“ [Fried, 180 f.].

Nach meiner Hervorhebung wird Frieds Text dubios. Die *Reichsannalen* schreiben den Bündnisbruch Karl zu, woraus Fried einen byzantinischen Bündnisbruch ableitet. Und die Schuldzuschreibung an Karl sollte einen Misserfolg Karls verschleiern? Hier will Fried klüger sein als alle verderbten Vorlagen. Mit hochintellektuellem Hin und her bestätigt er nur sein Vorwort: Sein eigenes Buch ist „eine Fiktion. Sie beschreibt das Bild, das sich der Autor von Karl dem Großen oder Charlemagne macht“ [Fried, 9]. Warum sein Bild besser wäre als meines, das er bereits 1995 hart bekämpfte, konnte und kann er nicht begründen.

Karl, der Mann ohne Schwiegersohn, behielt alle seine Töchter „bei sich am Hof, wo sie die Männer necken, auch verführen und ihren Gefühlen und Bedürfnissen freien Lauf lassen konnten“ [Fried, 181]. Rotrud durfte später eine Liaison mit Rorico, Graf von Rennes, eingehen, von dem sie einen Sohn empfing: Ludwig, später Abt von Saint-Denis (800–867). Wie Gisela starb sie im Jahr 810. Seitdem genieren sich alle Historiker bei der Frage, warum der allerchristlichste Monarch bei seinen Töchtern genauso wie bei seinen eigenen Gespielinnen jede christliche Moral vermissen ließ.

Kaiserin Irene

Diesmal geht es nicht um eine fränkische Prinzessin, sondern um eine byzantinische Kaiserin. Und sie hätte Karl die Krone angeboten! Das berichtet Erzbischof Hildebald in einer historisch-astronomischen Handschrift und damit „verlässlicher als jedes im nachhinein verfaßte, gar gereinigte Annalenwerk in Ost oder West. [...] Gesandte kamen in diesem Jahr 798 «aus Griechenland», so hieß es knapp in dieser «Notiz», «um Karl die Kaiser-gewalt zu übertragen»“ [Fried, 471].

Halten wir fest: Byzantiner bieten Karl das Kaisertum an. Den davon unabhängigen northumbrischen Annalen zum Jahr 800 entnimmt Fried: Es waren damals

„«auch Gesandte der Griechen, mit reichen Gaben aus Konstantinopel geschickt, zu ihm gelangt, die ihn aufforderten, «ihr Königtum und Kaisertum zu übernehmen»“ [Fried, 471; die ersten inneren Anführungszeichen sind bei Fried nicht geschlossen].

Diese Nachricht ist Fried besonders wertvoll, da „jenseits der unmittelbaren Einflußzone Karls des Großen und damit einer nachträglichen offiziellen Darstellung entrückt“ [ebd.]. Der Laie sähe bestätigt, dass Byzanz seine Krone offeriert. Fried sieht ganz anderes. Erst entzaubert er die Entrücktheit der

zweiten Nachricht: Wir kennen sie erst in einer Abschrift des 12. Jh.; sie ist also mindestens 300 Jahre später geschrieben und kann damit genau der „nachträglichen offiziellen Darstellung“ unterlegen sein, die Fried energisch bestreitet. Obendrein stellt er fest, sie wäre „mit leichter Verformung“ tradiert – aber die „leichte Verformung“ betrifft exakt den Kern der Nachricht, den er damit elegant-täuschend in sein Gegenteil verwandelt: „Irene trug dem Franken gewiß nicht die Übernahme der eigenen «Basileia» an“ [Fried, 472], wobei Basileia „die Bezeichnung für das Königtum (auch Herrschaft, Reich) im antiken Griechenland, später auch im Byzantinischen Reich“ ist [academic].

Wir haben also zwei Nachrichten, eine von 798, eine aus dem 12. Jh., die davon sprechen, dass die Byzantiner den Franken ihr Reich antragen – doch genau das lässt Fried nicht gelten. Er wendet zwei ihm wertvolle Nachrichten in ihr genaues Gegenteil: „Spätestens also seit 798, wenn nicht schon etwas früher, plante Karl die Erneuerung des Kaisertums im Westen“ [Fried, 472]. Hier sehen wir Fried beim kunstvollen Verfälschen seiner Fiktion: ebenso raffiniert in der Kombination wie wertlos im Ergebnis.

Anna von Byzanz

Die Karolinger bieten in ihrer Spätphase ein ausgesprochen verwirrendes Bild, das auch von den Spezialisten nicht unbedingt durchdrungen wird. So ist bei Schieffer nicht zu erfahren, dass Ludwig III. (der Blinde), „ein unanfechtbarer Karolinger in weiblicher Linie“ [Schieffer, 186], als Kaiser eine ebenfalls kaiserliche Gemahlin aus Byzanz erlangte, was eigentlich von europaweiter Bedeutung gewesen sein müsste. Deshalb wird hier Manfred Hiebl [Ludwig der Blinde] zitiert:

„Ludwig der Blinde zählt in spät-karolingischer Zeit zu jenen fränkischen Herrschern, die, gestützt auf die Herrschaft über Italien und die Kaiserwürde, den Versuch unternommen haben, ein fränkisches Großreich beiderseits der Alpen zu behaupten. Voraussetzung seines Aufstieges war die legitimistische Politik seiner Mutter, die nach dem Tode seines von den legitimen Karolingern nie anerkannten Vaters [König Boso von Vienne] Kaiser Karl III. auch als Herrscher der Rhoneländer huldigte (887), wofür jener die Legitimität und königliche Würde Ludwigs anerkannte. [...] Im Februar 901 weihte ihn Benedikt IV. in Rom zum Kaiser. Etwa zu dieser Zeit **muß** Ludwig eine erste Ehe mit Anna, der Tochter Kaiser Leon VI. von Byzanz, eingegangen sein. Der Name des **wohl** aus dieser Ehe hervorgegangenen Sohnes Karl Konstantin belegt den weit überzogenen Rahmen der damaligen Pläne, die schon ein Jahr später, als es Berengar gelang, Ludwig wieder aus Italien zu vertrieben, scheiterte“

„Beim Tod Ludwigs des Blinden **scheint** Karl Konstantin keinen Versuch

mehr unternommen zu haben, seinem Vater im Königtum nachzufolgen“
[Hiebl: Karl Konstantin; Hvhg. HI].

Insofern stehen Ehe und das eventuell aus ihr entstandene Kind auf schwankendem Grund. Immerhin lebte Karl Konstantin als Graf von Vienne bis 962, von weiteren dynastischen Verwicklungen unbehelligt.

Ludwigs Gemahlin Anna war die Halbschwester von Konstantin VII. Warum Halbschwester? Vater von Konstantin VII. war Leon VI. der Weise, der nach der dritten, bereits vom Patriarchen missbilligten Ehe Zoe Karbonopsina als Geliebte wählte. Sie gebar den späteren Konstantin VII. im Jahr 905, bevor sie einen Monat später die Frau des Kaisers wurde. Wegen dieser doppelt anstößigen Geburt – das voreheliche Kind einer späteren dritten Ehe, die vom Klerus missbilligt wurde – nannte das Kind sich später ausgerechnet Porphyrogenetos: der im Purpurgemach des kaiserlichen Palasts Geborene.

Seine Halbschwester Anna (886/88–914/36) stammte von Leons zweiter Ehefrau Eudokia Baiana, die bereit 901 starb [Hiebl: Leon VI. der Weise]. Allein den Namen Anna in der Literatur zu finden, bereitet Mühe. Dabei geht es um nichts weniger als um die Verbindung der beiden Kaiserhäuser in Ost und West, der Makedonendynastie und den Karolingern. Wenn nicht einmal Schieffer darüber berichten will, ist das sein klares Einverständnis, dass selbst ihm die Geschichte mehr als dubios erscheint. Wer die Brüchigkeit der von ihm behandelten Karolingerdynastie so gut kennt, musste um so energischer gegen den Karolingerskeptiker vorgehen [vgl. Illig 1996]. Leo VI. soll übrigens von dem berühmten Patriarchen Photios erzogen worden sein, dessen ebenso berühmte Bibliothek praktisch ausschließlich aus vor 614 geschriebenen Büchern bestanden hätte [vgl. Illig 2010].

Bertha von Arles

Wir wechseln von der Schwester Kaiser Konstantins VII. Porphyrogenetos zu seinem einzigen Sohn Romanos II. (* 938), der von 959 bis 963 herrschte. Für ihn soll der geheime Text *De administrando imperio* geschrieben worden sein, der uns nur in einer Abschrift aus dem späten 11. Jh. vorliegt. Romanos wird bereits 944 mit Bertha (dann umbenannt in Eudokia) verheiratet, der Tochter von Hugo von Arles (vor 887–947), der seit 905 für seinen Vetter, den damals geblendeten Kaiser Ludwig regiert [wiki: Romanos II.]. Warum wählt Konstantin VII. für seinen einzigen Sohn die Tochter eines Burgunderfürsten, noch dazu eine „illegitime“ [Ostrogorsky, 236]? Geht es ihm um Italien, über das Hugo von 924 bis 947 als König herrscht? Oder geht es um die Dynastie, denn Hugo war ein Bosonide.

„Die Bosoniden waren eine Dynastie karolingerzeitlicher Herzöge, Grafen, Bischöfe und Ritter, die von Boso dem Älteren abstammten.

Schließlich heirateten sie in die karolingische Dynastie ein und erzeugten Könige und einen Kaiser des fränkischen Reichs“ [en.wiki: Bosonids; Hvhg. u. Übersetzg. HI].

Hugo führt vier und damit ebenso viele Ehen wie Leo III. der Weise. Willa von der Provence gebiert ihm keine Kinder, worauf er eine Alda (Hilda) deutscher Herkunft heiratet, die ihm Alda und Lothar schenkt. Aus weiteren zwei Heiraten gehen keine Kinder hervor. Aber Beziehungen zu fünf anderen Frauen bescheren ihm vier Söhne und zwei Töchter. So schenkt ihm die niedrig geborene Pezola jene Bertha, die an den byzantinischen Kaiserhof verpflanzt wird [en.wiki: Hugh of Italy]. Sie lebt von 927/30 bis 949 [Brühl laut Hiebl: Hugo von Arles], gebiert aber keinen Kaisersohn. Da auch ihre Nachfolgerin Anastaso kinderlos bleibt, endigt 963 zunächst die Zeit der makedonischen Dynastie. Insofern kann auch Bertha mit ihrem karolingischen Blut nichts zu einem Zusammenwachsen der beiden Kaiserhäuser beitragen.

Hugo selbst strebte immer wieder nach ganz oben. In Italien war sein Gegner Berengar I., gegen den er – das galt als verwerflich – sogar Moslems ins Land rief [wiki: Hugo I. (Italien)]. Schließlich wurde Berengar I. 923 von Rudolf II. von Hochburgund geschlagen und 924 in Verona ermordet.

„Nach dessen Ermordung war er [Hugo] erneut Kandidat und setzte sich nach der Niederlage Rudolfs II. von Hoch-Burgund bei Novara in Italien durch und wurde am 6.7.926 in Pavia zum König erhoben. Er residierte zu Pavia und stellte räumlich das alte Langobardenreich wieder her. In Nieder-Burgund konnte er die Wahl Karl Konstantins zum König verhindern, erreichte aber seine eigene Wahl nicht. Im April 931 ließ er seinen Sohn Lothar zum König erheben. Im März 932 zog er, von seinem Halbbruder Wido II. von Tuszien gerufen, in Rom ein, heiratete Marozia und hoffte, die Kaiserkrone gegen den Widerstand der Häuser *Ivrea* und *Spoleto* zu erlangen. Aber sein Stiefsohn Alberich II. entfachte einen Aufstand, Hugo mußte fliehen und Marozia verschwand für immer im Gefängnis“ [Werner laut Hiebl: Hugo von Arles Koenig].

„Aber wenn es Hugo auch nicht vergönnt war, das Kaisertum zu erwerben, so traten seine imperialen Ambitionen um so deutlicher hervor. [...] Nach byzantinischem Vorbild scheint Hugo das kaiserliche Vorrecht, Purpururkunden ausfertigen zu lassen, in besonderen Fällen in Anspruch genommen zu haben. Daß er gelegentlich auch Goldbullen gebrauchte, versteht sich fast von selbst“ [Brühl, 168, laut Hiebl: Hugo von Arles Koenig]

Der Name Marozia führt uns mitten in den römischen Sumpf der Pornokratie, der 'Hurenwirtschaft' von Theodora und ihrer Tochter Marozia. Diese war die Mörderin von Papst Johannes X. (914–928) und die Mutter von Papst Johannes XI. (931–935), pikanterweise Sohn von Papst Sergius III. (904–

911) – sofern er denn gelebt hat. Hugo versuchte also vergeblich, während der Pornokratie bis zum Kaiser aufzusteigen. Marozias Enkel Octavian wurde dann 955 als 16- oder 18-Jähriger zum Papst gewählt. Er krönte 962 Otto I. zum ersten römisch-deutschen Kaiser, der mit dem *Privilegium Ottonianum* die (vermeintlichen) Schenkungen von Pippin d. J. und Karl d. Gr. bestätigte, also den Kirchenstaat garantierte, dafür aber eine kanonische Papstwahl und den Lehenseid des Gewählten verlangte.

Mit dem Tod von Johannes XII. (963) endigte die Pornokratie in Rom. Fast zeitgleich endete auch – so meine Ansicht – die Zeit der Langobarden. Denn 961 zog Otto I. über die Alpen, eroberte Pavia und erklärte jenen Berengar II. als König für abgesetzt, der nach der Abdankung von Hugo von Arles (s.o.) erst de facto und ab 950 auch als gewählter König geherrscht hatte. 964 ergab sich der flüchtige Berengar II. und wurde nach Bamberg ins Exil geschickt, wo er 966 starb. Insofern endigt die langobardische Geschichte nicht 774, sondern nach 614||911 in den 60er Jahren des 10. Jh. [vgl. Illig 2005, 636].

Theophanu

Otto I. der Große war seit 936 Herzog von Sachsen und ostfränkischer König, ab 951 König von Italien und von 962 bis zu seinem Tod 973 römisch-deutscher Kaiser. Seine erste Ehe mit Edith von Wessex (910–946) diente noch keinen Gebietserweiterungen. In Italien ging es um mehr: Lothar, der Sohn von Hugo dem Großen (von Arles), starb sehr jung und hinterließ die noch nicht 20-jährige Adelheid von Burgund als Witwe. Da sie durch Eheschließung die Königswürde weitergeben konnte, wurde sie erst von Berengar II. gefangen genommen, 951 dann von Otto befreit und gleich gefreit, der so zum König von Italien wurde. Für seinen Sohn strebte er nach noch mehr. Doch erst die dritte Gesandtschaft nach Konstantinopel verhiess Erfolg. Aber es wurde nicht die erhoffte Anna, Tochter von Romanos II., sondern Theophanu, die Nichte des ermordeten Kaiser Nikephoros Phokas, nur Schwager-tochter des nachfolgenden Kaisers (und Mörders) Johannes I. Tzimiskes. Die Hochzeit fand 972 statt. Schon ein Jahr später wurde Otto II. König, starb aber 983. Seine Witwe Theophanu übernahm 985 nach langen Streitigkeiten die Regentschaft, die sie bis zu ihrem Tod 991 wie ein Kaiser wahrnahm: Sie signierte mit „Theophanius, durch göttliche Gnade erhabener Kaiser“, Urkunden wurden nach ihrem Herrschaftsantritt, 972, datiert [wiki: einschlägige Artikel]. Weiter hat es keine Griechin im deutschen Reich gebracht.

Albert H. Rausch (1882–1949) schrieb unter dem Pseudonym Henry Benrath die beiden Romane *Die Kaiserin Theophano* [1940] und *Kaiser Otto III.* [1951]. Bei den Vorarbeiten fand er die wahre Existenz von Theophanu her-

aus: Tochter des Feldherrn Konstantinos Skleros und der Sophia Phokaina, einer Tochter des Feldherrn Leon Phokas [Kresten, 403]. Das ist zwar akzeptiert, doch wird der Entdecker bis heute gerne übergangen, da Rausch zwar Geschichte studiert hatte, aber dann Romancier geworden war. Das beginnt schon 18 Seiten vorher in demselben Buch von Euw/Schneider, wenn Gunter Wolf [385] den Namen Benrath nicht nennen möchte. So hält es auch Prof. Konstantin Kalokyris [19], selbstverständlich auch die vom Fach überwachte *Wikipedia*: kein Hinweis auf Benrath [wiki: Theophanu (HRR)], kein Hinweis auf seinen Fund in seinem persönlichen Artikel [wiki: Albert H. Rausch]. Ganz unabhängig davon war Benrath überzeugt, dass die armenische Prinzessin Theophanu „die deutscheste aller deutschen Kaiserinnen war, denen jemals eine selbständige politische Aufgabe zufiel“ [Benrath 1962, 5].

Die Unbekannte

Nachdem Otto III. bereits der Sohn einer Verbindung von Sachsen und Byzantinern war, sollte diese Fusion zweier Kaiserhäuser noch vertieft werden. Bereits für den 15-Jährigen wurde ab 995 um eine Braut geworben und verhandelt. Erzbischof Johannes Philagathos und Bischof Bernward von Würzburg waren damit beauftragt. (Auf dem Rückweg wurde Philagathos als Johannes XVI. Gegenpapst zu Gregor V., doch Otto III. strafte ihn barbarisch, nein byzantinisch und verbannte ihn dann in ein Kloster.) Da die Verhandlungen erfolgreich abgeschlossen werden konnten, setzte sich zur Jahreswende 1001/02 eine Gesandtschaft von Konstantinopel aus in Bewegung. Doch als sie um den 23. Januar 1002 in Bari eintraf, war gerade Otto in Castel Paterno verstorben. Darauf reiste die uns namentlich unbekannte Prinzessin, die nun tatsächlich aus der engsten kaiserlichen Familie gestammt haben soll, wieder zurück. Die Stimmung für Byzanz war damals nicht gut, zeigte doch eine simple Rechnung, dass ein Otto IV. zu sechs Achteln ein Grieche, nur zu einem Achtel ein Sachse gewesen wäre [Althoff, 9].

Bertha von Sulzbach = Irene

Ausgerechnet aus Schloss Sulzbach (Oberpfalz) stammt die einzige byzantinische Kaiserin mit deutschen Wurzeln. Sie wurde dort um 1110 geboren, als Tochter des Sulzbacher Grafen Berengar I. und der Adelheid von Wolfratshausen. Er scheint sehr früh dem Habsburger Motto gefolgt zu sein: „Bella gerant alii, tu felix Austria nube.“ Vier seiner Kinder heirateten ‘nach oben’.

Gebhard III. ∞ Mathilde, Tochter des bayerischen Herzogs Heinrich IX.

Gertrud ∞ Gemahlin von König Konrad III.

Luitgart ∞ Walram von Limburg (?), Herzog von Niederlothringen,

Bertha ∞ Kaiser Manuel I. Komnenos.



Otto II. und Theophanu, von Christus gekrönt; Elfenbeintafel von 982/83, Musée de Cluny, Paris [wikimedia]

Konrad III. erhöhte den Rang seiner Schwägerin zusätzlich durch Adoption. Damit wurde die Tochter eines deutschen Königs Kaiserin, anders gesehen wurde ein Kaiser Schwiegersohn eines deutschen Königs. Mit dieser Heirat wurde 1146 das Bündnis zwischen Konrad und Manuels Vater Johannes II. bekräftigt, das sie 1142 gegen den Normannenkönig Roger II. von Sizilien geschlossen hatten. Sie gebar ihrem Mann zwei Töchter und verschied 1158. „Seine Herrschaft bedeutete eine späte Glanzstunde für das Byzantinische Reich, worauf jedoch der endgültige Niedergang als Großmacht folgte“ [wiki: Manuel I. (Byzanz)].

Die Phantasie wurde in Sulzbach durch Bertha beflügelt. Die *Kastler Reimchronik* ließ sie aus Konstantinopel zurückkehren und ihr Grab in Kastl finden, das dort noch im 17. Jh. zu sehen war. Die Bedeutung Sulzbachs wurde auch in die Vergangenheit projiziert. Als im Jahr 2001 mit Hilfe von ¹⁴C-Datierungen die Schlosskapelle von Sulzbach von einem frühromanischen Bau – erst frühes 11. Jh., dann spätes 10. Jh. – in einen fast vollständig erhaltenen Karolingerbau und zugleich in einen der ältesten stehenden Kirchenbau Süddeutschlands verwandelt wurde, der neben der Lorscher Torhalle bestehen soll [vgl. Illig/Anwander, 356], ließ sich das im Glanze der byzantinischen Kaiserkrone leichter vermitteln. Denn es gibt erst ab 1329 schriftliche Bestätigung für die Burg. Mittlerweile hat sich die Archäologie dort vom 9. ins 8. und sogar 7. Jh. zurückgearbeitet und postuliert spätmerowingerzeitliche Siedlungsaktivität [wiki: Burg Sulzbach], die ich als merowingische Spuren bezeichnen würde.

Rück- und Ausblick

Viele dieser vermeintlichen oder echten Heiraten zwischen den Königs- und Kaiserhäuser in Ost und West sind hierzulande kaum bekannt, deshalb kann ich auch die eine oder andere Ehe übersehen haben. Kein Wunder, denn nicht nur in meinem Geschichtsunterricht während der 60er Jahre wurde Byzanz mehr oder weniger ignoriert. Das dürfte eine Spätfolge des großen Morgenländischen Schismas sein, als Kardinal Humbert de Silva Candida – Papst Leo IX. war am 29. 04. gestorben – die selbst verfasste Bannbulle am 16. 07. 1054 auf den Altar der Hagia Sophia gelegt hat. (*Wikipedia* [Morgenländisches Schisma] sieht die eigentliche Trennung erst 1204.) Danach war im Westen nur noch von speichelleckendem Byzantinismus und den großen Niederlagen 1204 und 1453 die Rede. Bezeichnenderweise ist auch die Byzantinistik als selbständige akademische Disziplin jung. Karl Krumbacher (1856–1909) übernahm 1897 in München den Lehrstuhl für mittelalterliche und moderne griechische Sprache und Literatur, den er zum ersten Lehrstuhl für Byzantinistik formte.

Literatur

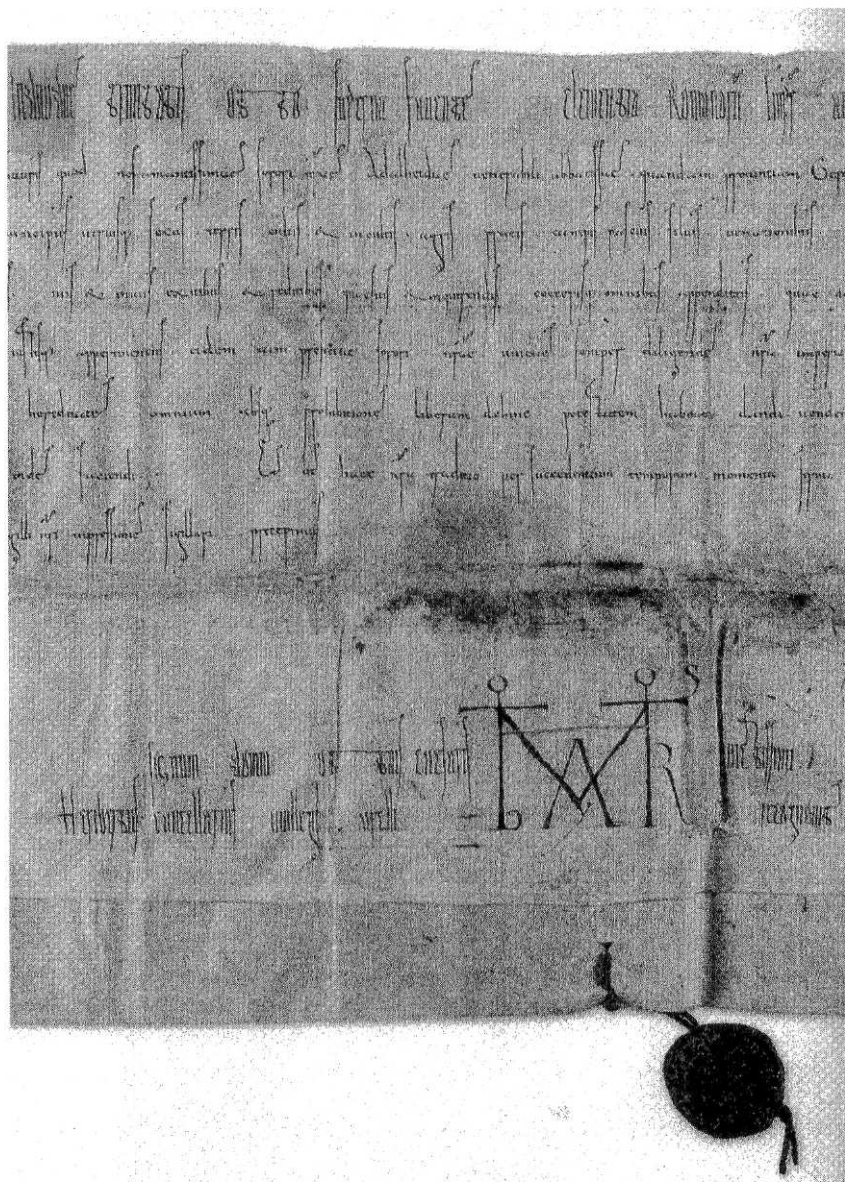
- academic* = *Academic dictionaries and encyclopedias Deutsch Wikipedia*;
www.deacademic.com/dic.nsf/dewiki/
- Althoff, Gerd (1996): *Otto III.*; WBG, Darmstadt
- Benrath, Henry = Rausch, Albert H. (1982): *Der Kaiser Otto III. Historischer Roman*; DVA, Stuttgart (1951)
- (1962): *Die Kaiserin Theophano*; DBG, Berlin u. a. (1940)
 - (1941): Vorarbeiten zu „Die Kaiserin Theophano“; DVA, Stuttgart
- Brühl, Carlrichard (1990): *Die Geburt zweier Völker · Deutsche und Franzosen*; Böhlau, Köln
- Euw, Anton von/ Schreiner, Peter (Hgg. 1991): *Kaiser Theophanu · Begegnung des Ostens und Westens um die Wende des ersten Jahrtausends · Gedenkschrift des Kölner Schnütgen-Museums zum 1000. Todesjahr der Kaiserin*; Köln
- Fried, Johannes, (2013): *Karl der Große · Gewalt und Glaube*; Beck, München
- Illig, Heribert (2010): Logik und Ökonomie der Fälscher: Primat des Papstes · Heiraten/Kinder bei Merowingern/Karolingern · Photios; *Zeitensprünge* 22 (3) 662-685
- (2005): Wilhelm von Volpiano · Im Schnittpunkt von Zeiten und Linien; *Zeitensprünge* 17 (3) 635-660
 - (1996): Streit ums zu lange Frühmittelalter. Mediävisten stolpern über hohe Ansprüche und leere Zeiten; *Zeitensprünge* 8 (1) 107-127
- Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): *Bayern und die Phantomzeit*; Mantis, Gräfelting
- Kalokyris, Konstantin (1991): *Theophano · Die griechische Kaiserin Deutschlands und die byzantinische Kunst des 10. und 11. Jahrhunderts*; Griechisches Generalkonsulat; Köln
- Kresten, Otto (1991): Byzantinistische Epilegomena zur Frage: Wer war Theophano? in *Euw/Schreiner*, 403-410
- Ostrogorsky, Georg (1996): *Byzantinische Geschichte · 324 – 1453*; Beck, München
- Ordukhanyan, Azat (o. J.): *Armenische Prinzessin auf dem deutschen Thron*;
<https://auroraprizo.com/de/news/detail/7961/kaiserin-theophanu-armenische-prinzesin-auf-dem-deutschen-thron>
- Reichsannalen* = *Einhards Jahrbücher* (1986); Phaidon, Essen
- Schieffer, Rudolf (1992): *Die Karolinger*; Kohlhammer, Stuttgart u. a.
- Werner, Karl Ferdinand (1967): Die Nachkommen Karls des Großen bis um das Jahr 1000 (1.-8. Generation); Band 4 in Braunfels, Wolfgang (): *Karl der Große · Das Nachleben*; Schwann, Düsseldorf
- wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> : Artike
- Wolf, Gunter (1991): Wer war Theophanu? in *Euw/Schreiner*, 385-396

Die „Provincia Gera“ – ihre Entwicklung bis zur Stadt Gera im Spiegel der wenigen existierenden Urkunden von 995 bis etwa 1237

Volker Heinitz

Am 31. März 995 schenkte Kaiser Otto III. der bischöflichen Kirche von Zeitz die Landschaft Ponzowa mit dem festen Platz Crozna (Krossen/Elster). Nach einer gleichzeitig, aber von anderer Hand – in „Bücherschrift“ geschriebenen – Grenzbeschreibung reichte der Burgbezirk Krossen im Süden bis an die Grenze von Gera: „usque ad terminum Gera“. Diese Urkunde wurde in Nimwegen ausgestellt. Sie ist von den Historikern zur geografischen Einordnung der „provincia Gera(ha)“ herangezogen worden. Woher stammt die Gewissheit der Gleichzeitigkeit der mit „anderer Hand“ geschriebenen Bücherhandschrift? Vier Jahre später schenkte derselbe Kaiser seiner Schwester Adelheid, Äbtissin des 936 gegründeten reichsunmittelbaren Frauenstiftes Quedlinburg einen Gera genannten Landstrich. Die kaiserliche Urkunde vom 26. April 999 lautet in Übersetzung:

„Im Namen der heiligen und ungeteilten Dreifaltigkeit! Otto durch die Gunst der Gnade von oben, Augustus. Bekannt sei allen unseren Getreuen, so Lebenden wie Zukünftigen, dass wir unserer uns sehr liebenden Schwester Adelheid, der verehrungswürdigen Äbtissin, einen Gera benannten Landstrich zu eigen gegeben haben mit allen Nutzungen, Grundstücken, Gebäuden, Gutshöfen, Leibeigenen beiderlei Geschlechts, bebaute und unbebaute Ländereien, Äckern, Wiesen, Feldern, Weiden, Wäldern, Jagden, Teichen und Wasserläufen, Fischereien, Mühlen, Beweglichem und Unbeweglichem, Wegen und Unwegen, Ausgängen und Rückkehren, Gefundenem und noch zu Suchendem und allen übrigen Zugehörungen, die hierzu genannt, gefunden oder aufgezählt werden können und mit allem ihrem gesetzlichen und rechtem Zuhörerselben eben dieser, schon vorher genannten, unserer einzigen immer zu liebenden Schwester aus unserer kaiserlichen Macht in freier Übergabe geschenkt haben: mit der Bestimmung, dass sie selbst von dem erwähnten Erbe die vollständige und von Verhinderungen fortan freie Verfügung habe, es zu vergeben oder für ihr Seelenheil zu stiften oder was ihr mehr beliebt weiter zu tun. Und damit diese unsere Schenkung die nachfolgenden Zeiträume hindurch fest und unerschüttert bleibe, haben wir verordnet, dass diese Urkunde, die wir mit eigener Hand unten bestätigen, durch den Beidruck unseres Siegels vollzogen werde.



Ausschnitt der Schenkungsurkunde der »Provinzia« Gera an seine Schwester Adelheid durch Otto III. vom 26. April 999 [Wagner, 26]

Siegel des Herrn Otto, des nie besiegten Kaisers (Monogramm des Kaisers) Heribert, der Kanzler des Erzbischofs Willegis hats bestätigt Gegeben am 26. April im Jahre der Fleischwerdung des Herrn 999, in der 12. Indiktion, als Otto im 16. Jahre König, im dritten Kaiser war. Geschehen zu Rom. Mag es zum Glück sein!

Amen“ [Mues, 5].

Der Erkenntnisstand der Mainstream-Forschung zur Provinzia Gera ist bei Matthias Wagner [2010, 26 f.] kurz zusammengefasst:

„In den Jahren nach 920 setzte unter König Heinrich I. eine auf das Gebiet zwischen Saale, Elbe und Erzgebirge zielende Eroberungswelle ein, die mit der Gründung der Burg Meißen an der Elbe 929 ihren vorläufigen Abschluss fand. Die zunächst nur militärisch präsenten Deutschen teilten das Land in Bezirke auf, die durch eine oder mehrere Burgen gesichert waren. Diese Bezirke oder Gaue entsprachen in etwa den vorhandenen slawischen Siedlungsgebieten. »Gera« wurde einer dieser Gaue genannt, 995 erstmalig erwähnt. Nur vier Jahre später schenkte Kaiser Otto III. einen Teil dieses Gaues, die »provinzia gera« dem Stift Quedlinburg. Die Vergabe von Ländereien an geistliche und weltliche Herrscher oder eigene Gefolgsleute war gängige Praxis und diente vor allem der Verwaltung, aber auch der allmählichen Kolonisation des noch größtenteils von Wald bedeckten Landes. Zu den kaiserlichen Dienstmännern zählten auch die späteren Vögte von Weida, die in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts das südlich von Gera gelegene Gebiet um Weida und Wünschen-dorf/Elster und nach 1170 auch Greiz erhielten. Die Vögte trieben den Landesausbau energisch voran [...] Gera war im 11./12. Jahrhundert eine dörfliche Siedlung, vielleicht schon von Slawen besiedelt [...] Ende des 12. Jahrhunderts übertrug das Stift Quedlinburg die Verwaltung des noch immer ihm gehörenden Gebietes um Gera den Vögten von Weida, deren Nachfahren von nun an bis in das 20. Jahrhunderte über das Land herrschten.“

In dieser Passage wird eine Schenkung an das Stift Quedlinburg vorausgesetzt, was aus der Urkunde nicht ohne weiteres geschlossen werden kann, da Otto III. die Provincia Gera seiner Schwester und nicht dem Stift schenkt – so jedenfalls lautet die Übersetzung der Urkunde von Mues. Wie das Stift Quedlinburg die Provinzia Gera erschlossen bzw. verwaltet hatte, ist unbekannt. Da eine urkundenlose Zeit von ca. 200 Jahren bis 1200 keine Erhellung der Probleme erlaubt, wird gern eine Herrschaft der „Herren von Gera“ postuliert, die allerdings überwiegend mit Urkunden des Bistums Naumburg in Verbindung gebracht wird. Eine Besiedlung durch Slawen dürfte nicht vor 900 eingesetzt haben und zwar entlang der Nebenflüsse der Elbe in Richtung Süden.

Archäologische Sondagen im Bereich der mittelalterlichen Burg auf dem Geraer Hainberg von 1997/98 erbrachten Keramik aus der Zeit vom 10. bis ins 14. Jh., welche als slawisch (10.–12. Jh.) bzw. frühdeutsch (13.–14. Jh.) angesprochen wird. Aus der Übergangsphase 12.–13. Jh. liegen sogar Backsteinfragmente vor, welche Ausdruck besonderer Herrschaft darstellen. Backsteingebäude aus dieser Zeit sind selten. Die als Burg genutzte Anlage an einem Flussübergang der Weißen Elster wurde also kontinuierlich vom 10. bis ins 14. Jh. bewohnt [Sachenbacher/Keil/Queck, 1997/99].

In dem Beitrag von Peter Neumeister „Gera und das nördliche Vogtland“ wird gefragt, ob der Urkundenschreiber der Schenkungsurkunde von 999 tatsächlich Kenntnis von einer Provincia Gera an der Weißen Elster mitten im „Sorbenland“ hatte, oder ob nicht eine durch die Urkundenforschung sich zur Tatsache verfestigte Verwechslung mit anderen „Gera“ genannten Orten vorliegen könnte. Zur Auswahl wurde Gera (heute Geraberg) an der sogenannten Zahmen Gera (Südthüringen), der Königshof Groß-Gerau (sw. von Frankfurt a. M.) oder auch Neckargerach im heutigen Baden-Württemberg angeboten. Bei der Antwort auf diese Frage – wo denn nun das Schenkungsobjekt lag – müssen wir uns mit der Produktion und dem Inhalt kaiserlicher Diplome beschäftigen.

Reiste Adelheid, die erst seit kurzem eingesetzte Äbtissin von Quedlinburg, 999 den weiten und beschwerlichen Weg nach Rom, um sich eine gewisse Provinz Gera schenken zu lassen, die, wie die historische und archäologische Forschung nachgewiesen hat, von Slawen bewohnt und wohl auch beherrscht wurde? Neue Erkenntnisse in der Urkundenforschung bringen auch neue Einsichten, so nennt Peter Neumeister hier ausdrücklich Hans Constantin Faußner und Wolfgang Huschner in der neueren Urkundenforschung.

„Sich die Gera-Urkunde Otto III. (D.322) und ihre editorische Aufbereitung etwas intensiver anzusehen, ist lohnenswert und auch geboten. Der Editor des Stückes in der Diplomata-Reihe der MGH, Theodor Sickel [...] teilt uns zur schriftlichen Überlieferung mit: »Von demselben Mann verfasst und geschrieben wie das vorhergehende Diplom. Das »vorhergehende« Stück behandelt ebenfalls eine Schenkung Otto III. (D 321) an seine Schwester Adelheid, wobei Besitz des Kaisers in Barby, Nienburg und Zitz (Zeit) betroffen war.« Datiert ist die Urkunde auf den 26. April 999 zu Rom. Der Herausgeber, Theodor Sickel, bemerkte: »Ein sonst unbekannter Schreiber, welcher sich für Schrift und Diktat Her[ibert] C zum Muster nahm, hat dieses und das folgende Diplom mundirt«. Das Sigle Her. C deutet nach Wolfgang Huschner u. a. auf den Erzbischof von Köln, Heribert, der nach 998 für kurze Zeit quasi in Personalunion Kanzler für Italien und den nordalpinen Herrschaftsbereich war, hin. Es handelte sich um einen der mächtigsten Männer der Herrschaftszeit Ottos III. Diesen

nahm man sich bei der Herstellung der beiden Urkunden zum Vorbild. Der Besuch Adelheids rief die Großzügigkeit des Bruders hervor. Allerdings taucht nun plötzlich ein unbekannter Urkundenschreiber auf, der die Schriftstücke fertigte. Oder hat etwa Adelheid mit brüderlichem Beistand selbst zur Feder gegriffen? Adelheid war 999 22 Jahre alt und wird durchaus über Kenntnisse im Lesen und Schreiben verfügt haben“ [Neumeister, 68].

Und wie sah es mit den geografischen Kenntnissen der Urkundenschreiber aus?

„Ein ähnlicher rätselhafter Fall liegt mit der 993 ausgestellten Urkunde für Quedlinburg vor, die die Ersterwähnung Potsdams betraf. Fragen zur Geografie des Schenkungsgebietes bleiben auch diesbezüglich ungeklärt“ [Neumeister, 68].

Darauf wird zurück zukommen sein.

Die außerordentlich dürftige Quellenlage Quedlinburgs nach 999, Gera betreffend, lässt eine Verwaltung dieser Provinz von Quedlinburg aus wenig wahrscheinlich werden, im Gegenteil – die meisten einschlägigen Urkunden zu Beginn des 12. Jh. verweisen auf das Bistum Naumburg im Verbund mit Kloster Bosau bei Zeitz, das eine aktive Güter- und Bestätigungspolitik in ihren Urkunden betrieb:

1. 1118 zur Kirche in Zwickau mit einem Luf(ph) (von Gera) als Zeuge
2. 1121 zum Kloster Bosau (bei Zeitz) mit pagus Geraha
3. 1122 zur Kirche von Plauen mit einem Luf (von Gera) als Zeugen
4. 1125 zum Kloster von Saalfeld mit einem Lufh (von Gera) als Zeugen
5. 1146/52/96 erscheinen in Naumburger Urkunden ein Sigibert und ein Lupertus von Robin (Roben nnö. Gera mit Wallanlage).

Vogteien waren nach bisherigem Verständnis die Vertretungen der weltlichen Belange eines Bistums, Stiftes oder Klosters. Verbunden waren hiermit militärische Schutzrechte, polizeiliche Aufgaben wie Wege- und Geleitschutz, ordnungspolitische Funktionen und die Kontrolle vieler weltlicher Einkünfte aus Markt-, Münz- und Zollrechten.

Um 1200 haben sich die Vögte von Plauen/Weida um den Landesausbau entlang der Weißen Elster verdient gemacht, ohne dass sie für das Stift Quedlinburg tätig gewesen noch dass sie behindert worden wären.

Beschäftigen wir uns nun mit der sogenannten Pertinenzformel der Urkunde von 999. In ihr soll alles aufgezählt werden, was in andere Hand übergeht, und was nicht vergessen werden darf – so die Mediävisten:

„einen Gera benannten Landstrich zu eigen gegeben haben mit allen Nutzungen, Grundstücken, Gebäuden, Gutshöfen, Leibeigenen beiderlei Geschlechts, bebaute und unbebaute Ländereien, Äckern, Wiesen, Feldern,

Weiden, Wäldern, Jagden, Teichen und Wasserläufen, Fischereien, Mühlen...“

Uns sollen die fünf letzten hier aufgeführten Begriffe interessieren: Jagden, Teiche, Wasserläufe, Fischereien und Mühlen. Jagden und Teiche waren stets an Grundbesitz gebunden und hätten um 1000 nicht extra aufgeführt werden müssen. Wasserläufe waren um 1000 stets gemeinfrei und jedermann zugänglich und damit auch das Fischereirecht. Mit Mühlen sind hier wohl Wassermühlen gemeint, welche es im Sorbenland wohl um 1000 keine gegeben haben dürfte.

„Erst mit den Ronkalischen Gesetzen erweiterte Friedrich I. Barbarossa 1158 seine bisherigen Regalien *um weitere finanziell nutzbare Rechte*: Hoheit über alle Straßen und *Flüsse*, Zölle, Steuern, Forste, *Jagden* und *Fischereirechte* (nach H. Pletchina (1981): Deutsche Geschichte. Band 2, 166, Gütersloh)“ [Franz 2009, 233; Hvhg. V.H.].

Daraus kann geschlussfolgert werden, dass die Urkunde von 999 auf Grund der aufgeführten königlichen Rechtsansprüche erst nach 1158 angefertigt wurde, da um 1000 diese Rechtsansprüche noch nicht bestanden und verschenkt werden konnten.

Dietmar Franz hat in seinem Buch *Rätsel um Potsdams Ersterwähnung · Urkundenfälschung auf Otto III.* sich dieses Themas 2008 angenommen und am Beispiel oben genannter Schenkungsurkunde an Mathilde – Äbtissin von Quedlinburg und Mutter von Adelheid – ausführlich sich mit den Potsdamer Historikern Prof. Dr. Helmut Assing und Dr. Lutz Partenheimer auseinandergesetzt:

„Assing und Partenheimer sehen sich gegenwärtig als die Schlüsselfiguren Potsdamer Mittelalter-Forschung. Es sind hervorragende Historiker der Art, die vom Grubenrand aus dem Archäologen erklären, was jener dort ergrabe und wie alt der Fund zu sein habe [...] Die Urkunde Ottos III. vom 03. Juli 993 [...] gilt in Potsdam als Ersterwähnung der brandenburgischen Landeshauptstadt und als unantastbar“ [Franz 2008, 10].

Es ist hier nicht der Ort, ausführlich das Potsdamer Problem zu behandeln, ob es eine nutzlose Schenkung war oder nicht. Nur die Passage bei Franz [2008, 61], in der Assing zitiert wird, ist in diesem Zusammenhang mehr als relevant:

„Es gibt keinerlei Anzeichen, dass das Verhältnis, das Otto III. zu seiner Tante [Mathilde] bzw. Adelheid zu ihrer Tochter hatte, so getrübt war, dass dieser ein Luftschloß angeboten werden konnte“ [Assing 1993, 87].

Für Assing ist das Verwandtschaftsverhältnis klar: Mathilde ist die Tante von Otto III. und Mutter von Adelheid. Das deckt sich nicht mit der Passage der Urkunde von 999. Dort spricht Otto III. hinsichtlich Adelheid eindeutig von seiner Schwester!

Der Autor wurde aber angeregt durch Peter Neumeisters Hinweis zu Potsdam (s. o.), unter diesen Aspekten die Urkunde von 999 zur Provincia Gera zu beleuchten. Wenn man als Arbeitshypothese einmal unterstellt, dass die Urkunde von 999 eine Fälschung des 12. bzw. 13. Jh. ist, so ist ein um 1200 in Quedlinburg befindliches Güterverzeichnis, in dem recht spärliche Geraer Abgaben aufgeführt wurden, möglicherweise ein Staffageobjekt für einen Anspruch des Stiftes Quedlinburg gegenüber dem Vogt Heinrich von Weida als Landesherr der Provincia Gera mittels der Königsurkunde von 999. Erbansprüche konnten seitens Quedlinburg gegenüber Heinrich von Weida nicht gestellt werden, da nach geltendem Recht eine Verjährung etwaiger Ansprüche aus 999 erfolgt ist und Anspruchserneuerungen und -bestätigungen seitens des Stifts Quedlinburg für die Provinz Gera zwischen 999 und 1230 urkundlich nicht nachweisbar sind. Im Gegenzug hätte der Vogt nach dem Recht des Sachsenspiegels den Rechtsanspruch „ersessen“, da nach einer Frist von 31 Jahren, 6 Wochen und drei Tagen Erbansprüche erlöschen. Er hätte ehemaligen Quedlinburger Besitz einziehen können.

Als 1237 eine Äbtissin Gertrud von Quedlinburg mit einem Gefolge von elf weiteren namentlich genannten Damen mit dem Weidaer Vogt Heinrich um den angeblichen Besitz des Stiftes Quedlinburg in der Provincia Gera streitet, kommt es zu einem Rechtsvergleich in der Urkunde von 1237, bei dem sich der Vogt weitgehend durchsetzt. Diese Urkunde gilt gleichzeitig als Ersterwähnung von Gera als Stadt – „cives oppidi de Gera“ lautet der Passus. Trotzdem mag die vorgelegte Urkunde von 999 Eindruck auf Heinrich gemacht haben. Der Text der Urkunde von 1237 lautet in Übersetzung:

„Im Namen der heiligen und ungeteilten Dreifaltigkeit. Gertrud von Gottes Gnaden Äbtissin von Quedlinburg. Damit nicht abgetane Streitfragen wieder aufleben und beigelegte Zwistigkeiten neu aufbrechen, ist es bisweilen nötig, Geschehnisse und Handlungen durch schriftliches Zeugnis zu bekräftigen. Kund sei daher allen gegenwärtigen und zukünftigen Christgläubigen folgendes: In der zwischen uns und Herrn Heinrich dem Älteren, Vogt von Weida, über einige Rechtsbeeinträchtigungen schwebenden Streitsache brachten wir vor, daß, obwohl alle herkömmlichen Einkünfte aus der Banngewalt der Vogtei Gera in drei Teile geteilt werden müssten, wovon wir zwei Teile, der genannte Vogt aber nur den dritten Teil erhalten sollte, er selbst die vollen drei Teile zu Unrecht und Nachteil für uns eingenommen hätte. Dem hielt der erwähnte Vogt entgegen, dass er wie seine Vorfahren sowohl jene zwei Teile wie auch den dritten Teil lange Zeit völlig ungehindert besessen hätte und er jene Einkünfte so lange Zeit in gutem Glauben eingezogen hätte, dass er darüber keinerlei Gewissensbisse fühle. Daraufhin kam zwischen uns über diese Sache und anderes folgender Vergleich zustande: Gegen Zahlung von 70 Mark Silber

haben wir die erwähnten zwei strittigen Anteile ihm zu Lehen gegeben und werden sie auch seinen Söhnen übertragen mit aller Rechtsvollmacht über alle verlehnten wie freien Güter unserer Kirche in der ganzen Vogtei Gera, unter Vorbehalt jedoch, dass über Schulden, Beleidigungen und leichte Körperverletzungen, die zwischen den Bürgern der Stadt Gera vorkommen, unser Schultheiß richten soll; die schweren Fälle aber sollen vor dem obengenannten Vogt oder seinen Pfleger gebracht werden. In allen Dingen aber, in denen uns oder den Unsern ein Unrecht zugefügt wird, von dem auch dem Vogt Genugtuung zusteht, soll er zuerst uns oder den Unseren Genugtuung verschaffen, bevor er selbst seine Genugtuung erhält. Wir haben ihm ferner das Lehen der Münzstätte zu Gera anerkannt, das er und seine Vorfahren bis heute ungestört besessen haben. Damit lassen wir alle Schädigungen und Beeinträchtigungen, die uns und unserer Kirche von ihm oder seinen Voreltern zugefügt worden sind, auf sich beruhen und haben versprochen, den Vergleich unter Zustimmung unseres Kapitels zu festigen.

Daher haben wir vorliegende Urkunde, nachdem die Namen sämtlicher Schwestern unseres Konventes darunter gesetzt worden sind, mit unserem und dem Siegel des genannten Konvents besiegeln lassen, damit dieser Vergleich auf ewig unverändert bleibe.

Dies sind die Namen: Mechthild, Pröpstin, Richeza, Dechantin, Adelheid von Clettenberg, Mechthild von Elzen, Benedicta von Hain, Sophie von Hohenbuch, Getrud von Ziegenhain, Frederun von Clettenberg, Mechthild Pröpstin von Wenthausen, Getrud von Scherenberg, Adelheid von Ortenberg.

Geschehen zu Gera im Jahre des Herrn 1237 am 25. Oktober“ [Mues, 14].

(Das Original der Urkunde wurde bei einem Bombenangriff 1945 auf das Schloss Schleiz vernichtet).

So hat sich Heinrich der Ältere, Vogt von Weida, Rechtsansprüche gegen Zahlung eines Betrages von 70 Mark Silber endgültig gesichert. Für ihn wohl das bessere Geschäft; die Äbtissin wurde mit der Niederen Gerichtsbarkeit – insbesondere mit den Einkünften daraus – abgespeist. Nun heißt es auch in der Urkunde, dass die Äbtissin Gertrud das Münzrecht von Heinrich nach Zahlung der 70 Mark Silber endgültig anerkannte, wobei Heinrich eigentlich von einem Quedlinburger Münzrecht keine Kenntnis hatte – er handelte beim Einziehen aller Einkünfte „in gutem Glauben wie seine Vorväter“. Nun stand im Güterverzeichnis des Quedlinburger Stiftes aus der Zeit von Äbtissin Agnes II. (1184–1203) ein Hinweis auf eine Münzstätte, wo neben anderen Einkünften „aus der Provinz Gera“ auch 113 Mark Silber von Münze und Zoll daselbst bezog(en wurde). Münzprivilegien sind eigentlich Marktprivile-

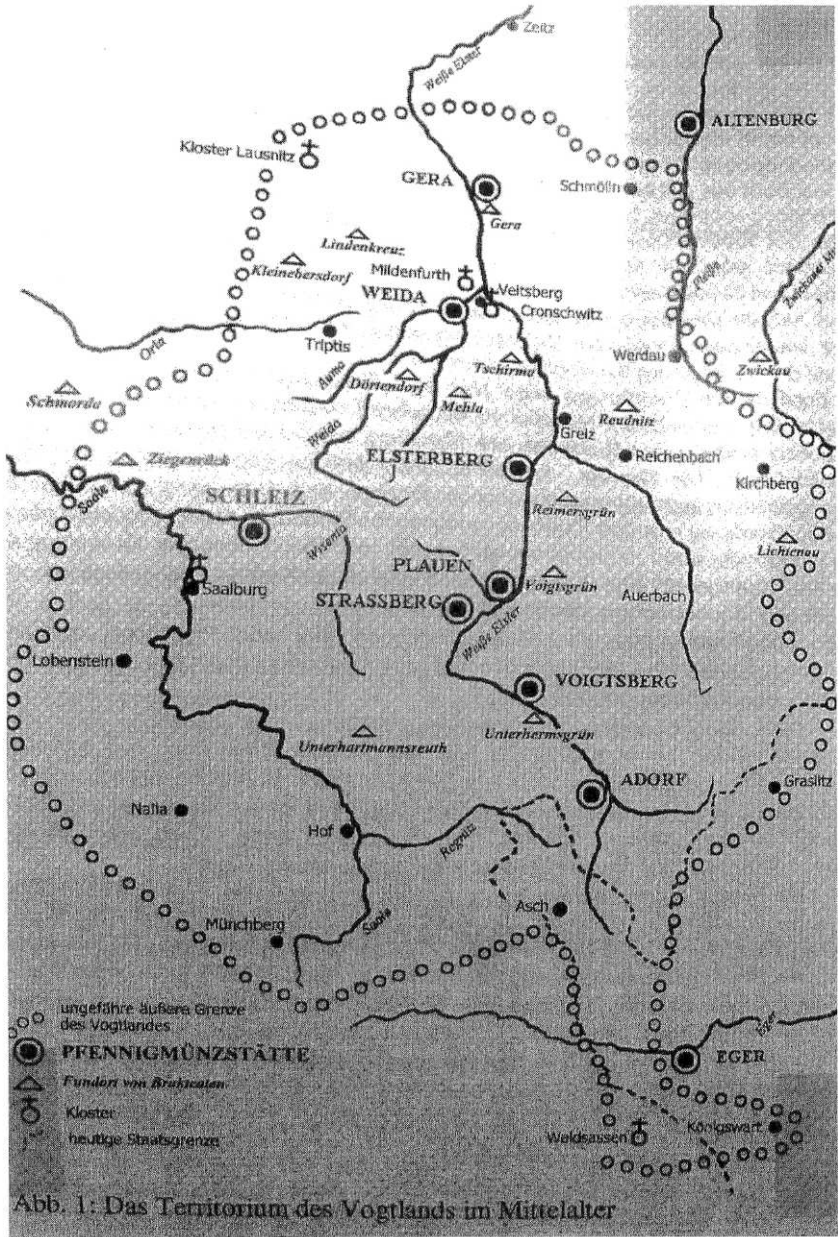
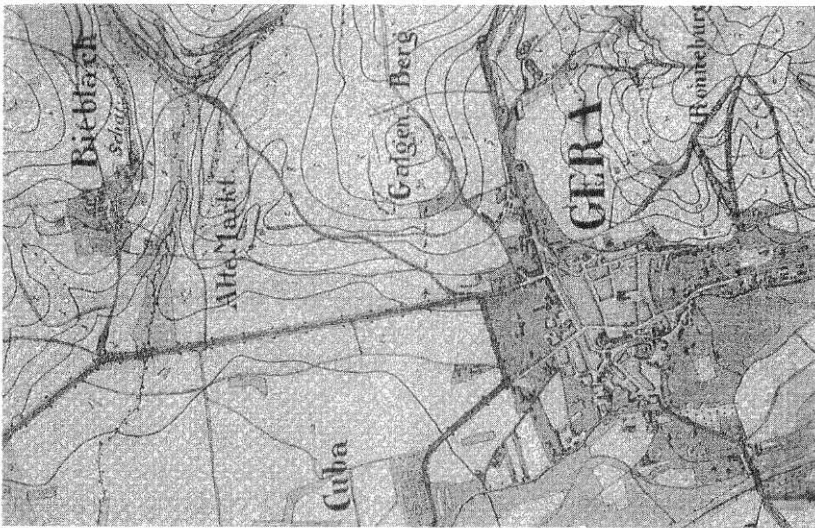
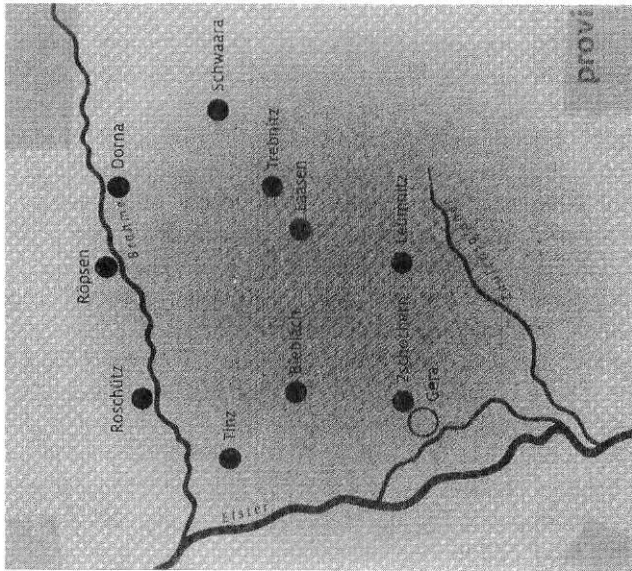


Abb. 1: Das Territorium des Vogtlands im Mittelalter



Ausschnitt aus Feldoriginal von 1858 mit Flurnamen *Alte Markt*;
 Hypothetischer Entwurf einer Karte der Provincia Gera [Wagner, 27]

gien und Münzgeld für die Entwicklung eines gewerblichen Marktes notwendig. Wie oben bereits angedeutet, könnte das Quedlinburger Güterverzeichnis ebenfalls gefälscht sein zur Unterstützung der Verhandlung/dem Vergleich von 1237.

In der Nähe der mittelalterlichen Stadt Gera gibt es die Flurbezeichnung „Alte(r) Markt“. Die verfassungstopografische Situation der Stadt Gera stellt in Bezug auf Alter Markt und Markt eine Besonderheit dar. Im Regelfall befindet sich der Altmarkt innerhalb der befestigten mittelalterlichen Stadt [Blaschke, 163 ff.]. Könnte der Alte Markt in bzw. bei Gera auf die Münz- und Markttätigkeit unter Führung des Stift Quedlinburg deuten? Leider gibt es zum Alten Markt in Gera keine Erkenntnisse außer dem Flurnamen und seine Lage an einem Fernweg nach Altenburg. Die zu einem Markt notwendig gehörende Siedlung ist nicht bekannt. Es gibt schlecht dokumentierte Grabfunde, die sich u-förmig westlich, nördlich und östlich um den Alten Markt befinden. Christine Müller, eine Historikerin, die sich aktuell mit der mittelalterlichen Stadtgeschichte von Gera beschäftigt, hat Grundbesitz Geraer Bauernbürger auf dem Alte(n) Markt festgestellt, es gab also eine enge Beziehung der Stadt Gera zu diesem Flurbereich.

Die Nennung der „Geraer“ Münzstätte im Quedlinburger Güterverzeichnis dürfte auch für die Zuweisung der gefundenen Brakteate (einseitig geprägte Silbermünzen) hinsichtlich der abgebildeten Person auf die Äbtissin von Quedlinburg verantwortlich sein. Andererseits bestätigt die Äbtissin Gertud in der Urkunde von 1237, dass Heinrich der Ältere und seine Vorfahren das Lehen der Münzstätte von Gera bis heute ungestört besessen hatten. Daraus folgt eigentlich, dass Quedlinburg zu keiner Zeit ein Münzrecht in der Provinz Gera besaß.

Übrigens sind königliche Regalien erstmalig definiert und konkret aufgezählt worden im Jahre 1111 im Vertragswerk von Santa Maria del Turri, anlässlich der Verhandlungen zur Beendigung des Investiturstreits zwischen Papst Paschalis II. und Heinrich V. in Rom:

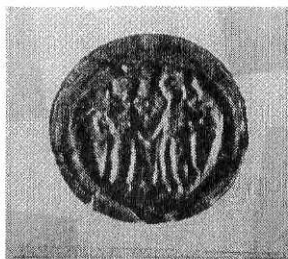
„Städte, Herzogtümer, Markgrafschaften, Grafschaften, *Münzen*, *Zoll*, Markt, Reichsvogteien, Zentgerichte und offenkundig dem Reich gehörende Pfalzen – einschließlich deren Zubehör –, Heeresdienst und Burgen des Reiches“ [Hartmann 1995, 330, laut Franz 2009, 233; Hvhg. V.H.].

Wenden wir uns nun einigen der zahlreich gefundenen Brakteaten aus dem Geraer Museum zu. Nachfolgende Inventar-Karteikarte zeigt als vermutlich älteste gefundene Münze einen Brakteaten, der der Münzstätte der Abtei von Quedlinburg in Gera zugewiesen wurde (Nachschrift der Kartei-Karte, Vorder- und Rückseite):

„Gegenstand: Germ. Münzstätte der Abtei Quedlinburg
Brakteat, S.u.K. = (vor 1.)

Zeitstellung bzw. systematische Einordnung Inventar-Nr.
um 1185/1200 IV 460A

Herkunft / Fundort / Vorkommen alter Bestand, ex Slg. [Sammlung] Knab
Foto-Zeichnung Maße 35 mm 0,883 g



Künstler Werkstatt Hersteller Material Technik Silber, geprägt

Sammler Bestimmer Brozatus

Präparationstechnik Erhaltung Pflege

sehr gut erhalten, unten kleiner Einriss

Zwei stehende Frauengestalten, die sich an den Händen halten, die linke mit geschultertem Lilienzepter, die rechte hält auf der ausgestreckten linken Hand einen kleinen Vogel, zwischen beiden ein großes Kreuz, im Felde beiderseits unter den Händen ein kleines Ringel; Einfassung Faden- und Wulstreif

Lit.: S.u.K. -

Cappe 84 (vgl. dazu Abb. Tfl. 6,59)

Riechmann, AK 29, 1560, Tfl.25 (dies Expl.)

Anm.: E.Mertens schreibt dazu (Riechmann 29, S.91): »Dieser viel umstrittene Brakteat dürfte an die Spitze der Geraer Prägungen zu setzen sein. Da die Gewänder es als wahrscheinlich erscheinen lassen, daß es sich um zwei weibliche Gestalten handelt, muß es sich um eine Prägung eines Frauenstiftes handeln. Bei der ausgesprochen meißnischen Fabrik der Stückes dürfte aber nicht Quedlinburg selbst, sondern ... Gera in Frage kommen. Die Dargestellten dürften die Vorsteherin des Stiftes in Gera und die Quedlinburger Äbtissin sein. - Dr. Buchenau erblickt in den Figuren zwei gemeinschaftlich münzende Wettiner, wie etwa Albrecht I. mit seinem Bruder Dietrich, Münzstätte Umgebung Leipzig-Eilenburg-Landsberg um 1190.«

Diesem Urteil Buchenaus schließen wir uns an. Ein Vergleich mit dem weit besser erhaltenen Expl. der UB Leipzig zeigt deutlich, daß es sich um zwei männliche Figuren handelt (Br.).“

Zunächst wird die Abbildung als zwei Damen interpretiert, spätere Bearbeitungen sehen im Vergleich mit einer besser erhaltenen Münze wahrscheinlich zwei Herren. Gab es im Mittelalter überhaupt weibliche Münzer? Diese Münze spielt leider in den Darstellungen der Brakteaten von Gera kaum eine Rolle. Bei den üblicherweise dargestellten Münzen ist nur eine Person mit wechselnden Attributen abgebildet und wird als Äbtissin von Quedlinburg interpretiert (Nachschrift Karteikarte, Vorder- und Rückseite):

„*Gegenstand*

Germ. Münzstätte der Abtei Quedlinburg
Brakteat, S.u.K.2. (galvanoplastische Kopie)

Zeitstellung bzw. systematische Einordnung *Inventar-Nr.*
um 1200 IV 462A

Herkunft / Fundort / Vorkommen

alter Bestand, ex Slg. [Sammlung] Knab

Foto-Zeichnung Maße 37 mm galvanoplastische Kopie



Künstler Werkstatt Hersteller Material Technik
galvanoplastische Kopie (C.Knab)

Sammler Bestimmer

Brozatus

Präparationstechnik Erhaltung Pflege
sehr gut erhalten

Frei sitzende Äbtissin, links ein geschlossenes Buch mit fünf Buckeln, rechts ein schräg gestelltes Buch mit fünf kreuzförmig angeordneten Buckeln haltend; Einfassung aus zwei derben Wulstreifen

Lit.: S.u.K. 3a (3. Nachtrag, Bl.f.Mnzfr.1915, Sp.5807, Tfl.218,5, dies Expl.)“



„Agnes II., 1184–1203, Äbtissin von Quedlinburg, Brakteat Ø 39 mm, 0,91 g, quedinburgische Münzstätte Gera, Fund Seega 490b · Sitzende Äbtissin mit einem Palmwedel in der rechten und einem aufgeschlagenen Buch in der linken Hand · Umschrift durch die Figur der Äbtissin oben und unten geteilt · LVTEGER — ME FECIT [Eichelmann 2017, 102].

Weitere Beschreibungen, hier ohne Abbildungen wegen der schlechten Druckqualität bei Mues:

„Abb. 13 – Gera, Brakteat vor 1200, Darstellung: Äbtissin, in einer dreipaßartigen Umrahmung auf einem Bogen sitzend, mit ausgestreckten Armen. In der Rechten einen Palmzweig, in der Linken ein aufgeschlagenes Buch haltend. Der Kopf, auf dem anscheinend eine Tonsur angedeutet ist, trägt eine am Scheitel offene Kapuze oder einen Schleier.

Umschrift: LVTEGER – ME FECIT (Luteger machte mich). Schmidt u. Kalb 10a.

Der hier genannte Luteger war Stempelschneider in Altenburg, arbeitete dort vermutlich in der Reichsmünze und war auch noch für andere Münzstätten (Erfurt, Jena, Blankenburg u.a.), vielleicht sogar als Münzunternehmer tätig. (Münzen mit der Aufschrift ME FECIT gelten als Musterstücke, um Aufträge bei den Münzherren zu erhalten).

Abb. 14 – Gera, Brakteat um 1200, Darstellung: Äbtissin mit an der Unterkante geperlter Schleier auf einem mit Tierköpfen verzierten Sessel zwischen zwei bis zu ihrer halben Höhe aufragenden Kuppeltürmen sitzend, in der Rechten einen Palmzweig und in der Linken ein offenes Buch haltend. Im Felde zu beiden Seiten des Kopfes einen Weidenzweig (?).

Umschrift auf dem Rande: AVAVAVAV (abbatissa venerabilis = ehr- oder

hochwürdige Äbtissin). S.u. K. 20 [Könnte AVAVAV nicht auch als Advocatus = Vogt Venerabilis interpretiert werden?]

Abb. 15 – Gera, Brakteat 1209 – 1240, Darstellung: Äbtissin in sitzender Haltung, in jeder Hand eine Fahne haltend, deren Tücher am Ende geschlitzt sind. Auf dem breiten Rand 4 Kugeln in gleichmäßigem Abstand. S.u. K. 15

Abb. 16 – Gera, Brakteat 1209 – 1240, Darstellung: Äbtissin in sitzender Stellung, in der Rechten einen Weidenzweig, in der Linken ein offenes Buch haltend, dessen Schrift durch Querstreifen und die Buchmalerei durch 5 Punkte angedeutet sind. S. u. K. 43

Abb. 17 – Gera, Brakteat um 1275 – 1300, Darstellung: Äbtissin in sitzender Stellung, mit dem Kopf und den Beinen auf den Münzrand hinausragend. In jeder Hand ein offenes Buch mit aufgestecktem Kugelkreuz haltend, darunter im Felde je ein sechsstrahliger Stern. S. u. K. 8

Die Geraer Münzen zeigen die sitzende Äbtissin als Lehnsherrin, geschmückt mit den Attributen ihres geistlichen Amtes (Buch, Kreuzstab, Palmzweig, vgl. Abb. 13,14,16 und 17) oder ihres weltlichen Regiments (Fahnen und Reichsapfel, vgl. Abb. 15). Auf einigen Münzen ist die Äbtissin auch mit einem Weidenzweig dargestellt (vgl. Abb. 14 und 16). Da die Vögte neben der Geraer Münze sich selbständig und ohne Verleihungsprivileg eingerichtet haben (die Schwächung der Zentralgewalt unter den Nachfolgern Barbarossas, † 1190, nutzten viele kleine und kleinste Dynastien zur Usurpation des Münzrechts), wurden Münzen mit Weidenzweig zeitweilig der Weidaer Münze zugewiesen [...] Nach der Landesteilung von 1238, bei der sich die Vögte von Gera und Plauen von den Vögten von Weida abzweigten, verblieb die mit erheblichen Einnahmen verbundene Münzgerechtsame über Gera (Münze und Wechsel) bei der Weidaer Familie, obwohl deren Besitz nun auf Weida beschränkt blieb“ [Mues, 18-19].

Wenn wie oben festgestellt Heinrich der Ältere von Weida *unter* Bezug auf seine Vorväter keinerlei Einkünfte über Jahrzehnte an die Äbtissin von Quedlinburg abführte, wie ist es dann möglich, dass das Stift Quedlinburg die Münze in Gera weiter betrieb? Ist es andererseits zwingend erwiesen, dass auf den Brakteaten tatsächlich die Äbtissin von Quedlinburg abgebildet ist? Als Nicht-Numismatiker kann ich hier nur Fragen stellen!

Unter Heinrich IV. (als Canossa-Gänger bekannt) wurde vom Silbermünzgewicht auf Silbermünz-Zählmaß umgestellt. Als Münzrechnungseinheit galt damals das Pfund (talentum) oder die Mark (marca), die man in 20 Schillinge (solidii) oder 240 Pfennige (denarii) einteilte. Diese Einteilung hat sich bis heute in Großbritannien erhalten. Die Gewichte der Brakteaten/Pfen-

nige belaufen sich im Geraer Raum zwischen ca. 0,90 und 0,60 g. Später wurden die Brakteaten als rein regionale Währung zu Gunsten des Hellers mit gleicher Wertstellung, aber reichsweiter Gültigkeit aufgegeben.

Mangelnde Urkunden und wenige archäologische Funde lassen Spielraum für Geschichtsschreibung auch auf Basis erkannte oder nicht erkannter Fälschungen. Zuweisung von Keramik und auch Münzen in eine Geschichte anhand suspekter Urkunden ist nach wie vor Stand der Forschung. Leider gibt es bis heute keine umfassende Darstellung frühmittelalterlicher Keramik. Die Keramikschichten der Burg des Wiprecht von Groitsch sind z.B. anhand von urkundlichen Nachrichten über Bauphasen der Burg datiert.

Literaturverzeichnis

- Blaschke, Karlheinz (1997): Stadtgrundriß und Stadtentwicklung; *Städteforschung* A/44, Köln u. a.
- Eichelmann, Wolfgang (2017): *Brakteaten – Das neue Geld im Mittelalter*; Hamburg
- Franz, Dietmar (2009): Hans Constantin Faußner – Wibald von Stablo – Thietmar von Merseburg; *Zeitensprünge* 21 (1) 231-249
- (2008): *Rätsel um Potsdams Ersterwähnung · Urkundenfälschung auf Otto III.*, Mantis, Gräfelting
- Hartmann, Wilfried (1995): *Deutsche Geschichte in Quellen und Darstellung. Band 1. Frühes und hohes Mittelalter 750–1250*; Reclam, Stuttgart
- Hausmann, Ewald (2000): Münzen des Vogtlandes in der Zeit der Pfennigwährung; *Jahrbuch der Gesellschaft für Thüringer Münz- und Medaillen e.V.*, Heft 11, Chemnitz
- Mues, Siegfried (1990): *Gera – Aus Vergangenheit und Gegenwart, 1990*; Gera-Stadtinformation
- Neumeister, Peter (2010): Gera an der Weißen Elster, die sogenannten Herren von Gera und die Vögte von Weida; *Beiträge zur Frühgeschichte und zum Mittelalter Ostthüringens* Band 4, Hrsg. Sachenbacher, Peter / Beier, Hans-Jürgen: Gera und das nördliche Vogtland im hohen Mittelalter, Langenweissbach
- Sachenbacher, Peter / Keil, Günter / Queck, Thomas (1997): Archäologische Sondagen auf Schloß Osterstein, Stadt Gera; *Ausgrabungen und Funde im Freistaat Thüringen*, 31-38, Stuttgart
- (1999): Archäologische Sondagen auf Schloß Osterstein, Stadt Gera (Fortsetzung); *Ausgrabungen und Funde im Freistaat Thüringen*, 22-29, Stuttgart
- Wagner, Matthias (2010): *Die Geschichte der Stadt Gera von der ersten Besiedlung bis 1914*; Stadtmuseum Gera

volker.heinitz@web.de

Der Sündenfall

Eine Glosse von Heribert Illig

Hier geht es um uns und um alles: Erschaffung von Licht und Finsternis, von Himmel, Land und Meer, von Pflanzen und Tieren, von Menschen, primär von Adam.

„Gott, der Herr, ließ aus dem Ackerboden allerlei Bäume wachsen, verlockend anzusehen und mit köstlichen Früchten, in der Mitte des Gartens aber den Baum des Lebens und den Baum der Erkenntnis von Gut und Böse. [...] Dann gebot Gott, der Herr, dem Menschen: Von allen Bäumen des Gartens darfst du essen, doch vom Bau der Erkenntnis von Gut und Böse darfst du nicht essen; denn sobald du davon isst, wirst du sterben“
[Gen 2, 9, 16 f.]

Erst danach wird auch die Frau geschaffen, die von Adam über das Verbot instruiert wird. Doch die Schlange erklärt ihr:

„Nein, ihr werden nicht sterben. Gott weiß vielmehr: Sobald ihr davon esst, gehen euch die Augen auf; ihr werdet wie Gott und erkennt Gut und Böse“ Gen 3, 4 f.]

Wie sich gleich herausstellt, hat Gott der Allmächtige und Allwissende seine Geschöpfe belogen: Sie sterben keineswegs unmittelbar nach dem Sündenfall. Prediger behelfen sich gerne mit der Version, die Menschen wären durch den Fruchtverzehr zu Sterblichen geworden, die Gott obendrein aus dem Garten Eden verjagt. Warum?

„Dann sprach Gott, der Herr: Seht, der Mensch ist geworden wie wir; er erkennt Gut und Böse. Dass er jetzt nicht die Hand ausstreckt, auch vom Baum des Lebens nimmt, davon isst und ewig lebt! Gott, der Herr, schickte ihn aus dem Garten von Eden weg, damit er den Ackerboden bestellte, von dem er genommen war. Er vertrieb den Menschen und stellte östlich des Gartens von Eden die Kerubim auf und das lodernde Flammenschwert, damit sie den Weg zum Baum des Lebens bewachten“
[Gen 3, 22-24].

Wie konnte der Allweise und Allwissende vergessen haben, den Fruchtverzehr vom Baum des Lebens zu untersagen? Und warum griffen die ersten Menschen nicht aus reinem Versehen zur Unsterblichkeitsfrucht, wenn sie ohnehin um den verbotenen Baum herumschlichen und mit ihrem Gewissen gekämpft haben, sofern sie bereits eines hatten? Vor allem: Es wäre ohne den Fruchtverzehr vom Lebensbaum auch dann im Paradies gestorben worden, wenn niemand vom Erkenntnisbaum genascht hätte. Da somit das Paradies

schnell ausgestorben wäre, musste – zum Leid der Kirche – auch im Paradies Sexualität vorgesehen und erlaubt gewesen sein.

Gott der Herr ist also eifersüchtig, dass ihm kein Alleinstellungsmerkmal mehr geblieben wäre. Gott der Lügner zeigt sehr menschliche Züge, was nicht wundern muss, steht doch im ersten Schöpfungsbericht [Gen 1, 1-2, 4a] der Hinweis, er schuf den Menschen „als unser Abbild, uns ähnlich“, „als sein Abbild“ [Gen 1, 26 f.]. Und in seiner Allweisheit hatte er vergessen, Adam den Genuss der Frucht vom Baum des Lebens zu verbieten? Wäre Unsterblichkeit in Verbindung mit Unbewusstheit nicht anstößig gewesen? Nur deshalb die Vertreibung aus dem Paradies.

Den Teufel treibt, zumindest als Goethes Geschöpf, dasselbe Motiv um:

„Hätt ich mir nicht die Flamme vorbehalten,

Ich hätte nichts Aparts für mich“ [*Faust*, Kap. 6, Studierzimmer].

(Hier hat sich allerdings die Wortbedeutung verschoben. Apart hieß damals noch, vom lat. ad partem, beiseite, kommend: einzeln, gesondert. Doch das kennt nur noch der Buchhandel, wenn er z.B. Fehlendes „apart“ nachschickt. Das Wort „Apartheid“, das ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit bezeichnet, stammt von daher.)

Bei mir hängt eine Kopie von der Erschaffung der Menschen, eines der zehn Bronzereliefs, mit denen Lorenzo Ghiberti zwischen 1425 und 1452 die Paradiestür des Florentiner Baptisterium geschmückt hat. Es zeigt links die Erschaffung des Adam, in der Bildmitte groß die Erschaffung der Eva, links hinten das Pflücken der verbotenen Frucht und rechts die Vertreibung aus dem Paradies, wobei dem Engel das Flammenschwert abhanden gekommen ist. Wenn ich Besucher frage, warum da neben dem Baum der Erkenntnis eine einzelne Palme steht, die sich von allen übrigen Bäumen unterscheidet, so sind Katholiken meist überfragt. Nur ein Zeuge Jehovas erkannte sofort den Baum des Lebens.

Beide Schöpfungsberichte werden als relativ alt eingestuft: der in der *Genesis* zweite Schöpfungsbericht mit dem Sündenfall um -900, der ganz knapp gehaltene erste Schöpfungsbericht um -600 [wiki → *Genesis*]. Selten wird innerhalb der Bibel auf die Schöpfungsgeschichte zurückgegriffen, so etwa im Buch Hiob [26 f.; 38], das allerdings erst sehr spät entstanden sein dürfte: „von legendarischen Anfängen bis zur Schlussredaktion auf 500 bis 100 v. Chr. datiert“ [wiki → *Ijob*]. Es gibt natürlich auch die alternative Sichtweise, dass Esra erst -458 eine in Babylon geschriebene Tora nach Jerusalem gebracht habe [vgl. Günther 2003]. Beide kämen insofern zur Deckung: „Die Endredaktion des Textes wird auf frühestens 400 v. Chr. datiert“ [ebd.].

Stephen *Greenblatt* [2017], der diese Glosse mit seinem neuen Buch angestoßen hat, befasste sich insbesondere mit der Paradiesaustreibung; im Weite-

ren beschäftigt ihn das Verhältnis von Christen zur Sexualität, die im Urtext nur angedeutet wird: „Da gingen beiden die Augen auf, und sie erkannten, daß sie nackt waren. Sie hefteten Feigenblätter zusammen und machten sich einen Schurz“ [Gen 3, 7]. Später tötet Gott ihnen zuliebe Tiere: „Gott, der Herr, machte Adam und seiner Frau Röcke aus Fellen und bekleidete sie damit“ [Gen 3, 21]. So beschäftigte sich der erste Kürschner mit Rauchwaren...

Greenblatt stößt dann auf eine Antinomie, die unbedingt angesprochen werden muss:

„Unschuldiger aber, wie sie erschaffen sind, wissen Adam und Eva nicht, was gut und böse, was richtig oder falsch ist. Wie also sollten sie begreifen, was es heißt, ein Verbot zu verletzen? Um das zu verstehen, mußten sie gegen ebendieses Verbot verstoßen und von der Frucht kosten, die zu essen ihnen bei der schrecklichsten aller Strafen verboten war“ [Grolle, 117].

Greenblatt stößt dann auf einen Mann, der definitiv nicht mit seiner Sexualität zurecht kommt: *Augustinus*.

„Und er gebar auch den Gedanken, dass die Schuld, die Adam und Eva auf sich luden, seither auf der ganzen Menschheit laste. Jeder werde als Sünder geboren und gebe die Erbsünde an die nächste Generation weiter. »Menschliche Sünde«, resümiert *Greenblatt*, »ist eine sexuell übertragbare Krankheit« [Grolle, 118].

Die katholische Kirche hat an dieser im Grund ungeheuerlichen Weltsicht Gefallen gefunden und folglich sehr oft gegen Sexualität gewettert, aber ihre Gläubigen nicht wirklich über die Erbsünde aufgeklärt. Wenn ich Katholiken befrage, was das Fest der Unbefleckten Empfängnis bedeute, dann heißt es in fast allen Fällen: Jesus sei nicht das Produkt einer sexuellen Vereinigung, sondern die Jungfrau wurde vom Heiligen Geist „erkannt“, also ohne Fleischslust eher virtuell geschwängert. (Pseudoreale Darstellungen zeigen im romanischen Mittelalter das jungfräuliche Ohr als Empfängnisorgan*). Kaum ein Katholik weiß, dass es bei der Unbefleckten Empfängnis – beide Schreibungen, mit großem U oder kleinem u, meinen letztlich dasselbe – nicht um die Zeugung Jesu geht, sondern um die Zeugung Mariä. Sie wurde ganz konventionell leiblich gezeugt, aber ein zum Dogma erklärtes Wunder verhinderte, dass Augustinus’ Erbsünde auf sie übertragen wurde. Maria war deshalb von der Erbsünde unbefleckt, als sie empfangen wurde. So konnte sie sündenfrei ihr Leben beginnen und ihrem Sohn Jesus als sündenreines Gefäß dienen. Das entsprechende Dogma ist erst 1854 von Papst Paul IX. in der Bulle *Ineffabilis deus (Unbegreiflicher Gott)* verkündet und mit einer Bannklausel versehen worden:

„Wenn sich deshalb jemand, was Gott verhüte, anmaßt, anders zu denken, als es von Uns bestimmt wurde, so soll er klar wissen, dass er durch eigenen Urteilsspruch verurteilt ist, dass er an seinem Glauben Schiffbruch litt

und von der Einheit der Kirche abfiel, ferner, dass er sich ohne weiteres die rechtlich festgesetzten Strafen zuzieht, wenn er in Wort oder Schrift oder sonstwie seine Auffassung äußerlich kundzugeben wagt.“

Greenblatt kommt in seinem aktuellen Buch schließlich darauf, dass die Wissenschaft dem israelitisch-jüdischen Mythos den Boden entzogen hat: in Gestalt von Charles Darwins Evolutionstheorie.

„Die Möglichkeit, dass der Mensch einfach so erschaffen wurde, schließt sie aus. In einer Welt, in der alle Geschöpfe der Natur, einschließlich des Menschen, aus dem Wechselspiel von Mutation und Selektion hervorgegangen sind, gibt es keinen Platz mehr für einen Garten, in dem Götter gebrauchsfertige Ebenbilder aus Staub anfertigen könnten“ [Grolle, 119].

Lange vor Darwin hatte die römisch-katholische Kirche festgelegt, dass es sehr wohl innerhalb der Heilsgeschichte auf Erden göttliche Schöpfungsakte gegeben hat und gibt. Insofern gab es bereits antizipativ, lange vor Darwin, die Wiedervereinigung von Wissenschaft und Religion im *Kreatianismus*.

„Laktanz († wohl 325) vertrat als erster klar und nachdrücklich den Kreatianismus, die dem Traduzianismus entgegengesetzte Lehre, die sich später in der katholischen Kirche gänzlich durchgesetzt hat. Der Kreatianismus besagt, dass die Seele weder vor der Zeugung bereits in einer geistigen Welt existiert noch durch die Fortpflanzung von den Eltern empfangen wird, sondern zum Zeitpunkt der Empfängnis unmittelbar von Gott geschaffen und in den sich bildenden Körper eingefügt wird. Auch Hieronymus trat für den Kreatianismus ein. Augustinus († 430) hingegen schwankte, da er für den Kreatianismus einerseits Verständnis aufbrachte, andererseits aber nicht in der Lage war, eine solche Erschaffung der Seelen mit der Erbsünde zu vereinbaren. Er vertrat die Einheit der Seele gegen die platonische Lehre von den Seelenteilen, nahm aber innerhalb der Seele eine Stufung in Anlehnung an die aristotelische Tradition vor: rationale Seele (Seelenfunktion) mit Geist (mens) und Willen, irrationale Seelenfunktion mit Trieb, Sinneswahrnehmung und Gedächtnis und »nur lebende« (vegetative) Seelenfunktion. Eingehend bemühte sich Augustinus um einen Nachweis der Unkörperlichkeit und Immaterialität der Seele“ [wiki → Seele].

Diese Aussage stützt sich auf Wolfgang *Kersting* [64-67]. Die Frage, ob die immaterielle Seele existiert und mehr ist als die Summe aller geistigen Eigenschaften und Persönlichkeitsmerkmale eines Menschen, sollte von der Seelenkunde, also von der Psychologie beantwortet werden.

Auf *Greenblatts* Buch und auf Grolles Rezension stützt sich ein Leserbrief, der ganz ohne die Empfängnis der Unbefleckten und ohne des Augustinus Sexualprobleme auskommt:

„Erstaunlich. Da hat ein Kulturwissenschaftler ein 432 Seiten starkes Buch über Adam und Eva geschrieben, das der SPIEGEL als ›Die wahre Geschichte von Adam und Eva anpreist und das selbst das größte Märchen über den Sündenfall ist. Dabei gibt es nichts Tiefsinnigeres über die Entstehung des Bösen als die wenigen Verse in der Bibel: Der Mensch, der sich seiner selbst noch nicht bewusst geworden ist, lebt eingebettet im Ganzen. Je mehr er zu sich selbst erwacht, erkennt er sich von allen anderen geschieden. Er urteilt nun erstmals, und zwar von seinem Standpunkt aus, also egoistisch. Gut ist für ihn, was ihm nützt, nicht das, was allen nützt. Letzteres wäre das richtige Urteil, wie wir angesichts vieler Menschen erkennen müssen. Manfred Reichelt, Havelberg (Sachs.-Anhalt)“

Darüber lässt sich nachdenken.

Literatur

- Die Bibel · Altes und Neues Testament · Einheitsübersetzung* (1996); Herder, Freiburg u. a. (1980, Katholische Bibelanstalt, Stuttgart)
- Brünjes, Stephan (2017): Täglich acht Liter Wein als Sold · Würzburg ist ein quirli- ges Freilichtmuseum, bewohnt von Genussmenschen; *Neues Deutschland*, 11. 11.
- Goethe, Johann Wolfgang von: *Faust*
- Greenblatt, Stephen (2017): *The Rise and Fall of Adam and Eve*; Norton & Company, New York City
- Grolle, Johann (2017): Die Nackedeis aus Eden · Mythen · Wer hat eigentlich Adam und Eva erfunden? Der Kulturwissenschaftler Stephen Greenblatt erzählt von Babylon, einem Mönch mit Sexproblem und böse spottenden Dichtern – die Geschichte des wirkmächtigsten Märchens der Welt; *DER SPIEGEL*, Nr. 28, 16. 9., 116-119
- Günther, Karl (2003b): Nachtrag zum obigen Beitrag; *Zeitensprünge* 15 (2) 459
- (2003a): Wann ist die Bibel entstanden? Zusammenfassung bisheriger und neuer Überlegungen; *Zeitensprünge* 15 (1) 30-45
- Kersting, Wolfgang (1991): „Noli foras ire, in te ipsum redi“. Augustinus über die Seele. In Gerd Jüttemann (Hg.): *Die Seele. Ihre Geschichte im Abendland*; Psychologie-Vlg, Weinheim, 59–74
- Reichelt, Manfred (2017): [Leserbrief in der einschlägigen Rubrik]; *DER SPIEGEL*, Nr. 39a vom 26. 09., S. 129

* Anmerkung:

„Gegenüber bietet die in weiß und rostrot gehaltene [Würzburger] Marienkapelle eine einmalige Chance: endlich die unbefleckte Empfängnis zu verstehen – am Relief überm Nordportal. Gottvaters Mund verbindet hier Marias Ohr mit einem Schlauch, auf dem das Jesuskind zu seiner Mutter runterrutscht. Es war also offenbar Ohrenzeugung!“ [Brünjes]

Der Homunkulus und seine Folgen

Moral, Selbstbewusstsein und Erinnerung

Stefan Diebitz

Wie haben wir das Bild von uns selbst gewonnen, das wir in uns herumtragen? Denn wir alle (oder doch wenigstens fast alle) besitzen ein Bild von uns selbst, eine mehr oder weniger genaue Vorstellung von unserem Äußeren, von unserem Gesicht wie von unserem Körper. Es ist ein Bild, das mal unwillkürlich und ungerufen, mal von uns selbst provoziert in dem Augenblick auftaucht, in dem wir über unsere Vergangenheit oder Zukunft nachdenken. Wenn wir uns bestimmte Episoden unseres eigenen Lebens vorstellen, dann sehen wir uns meistens selbst.

Was wäre, wenn wir dieses Bild unserer selbst, diesen Homunkulus, nicht besäßen? Würden wir uns anders verhalten, wären wir vielleicht gar andere Menschen? Wäre unser Selbstverhältnis ein anderes?

Auf dem wahrscheinlich von ihm entdeckten, ganz gewiss aber zuerst beschriebenen Homunkulus hat der amerikanische Psychologe Julian Jaynes in seinem vor allem wegen seiner historischen Thesen bis heute kontrovers diskutierten Buch *The Origin of Consciousness in the Breakdown of the Bica-meral World (Der Ursprung des Bewußtseins durch den Zusammenbruch der bikameralen Psyche)* eine ganz eigene Theorie aufgebaut, in der er behauptet, dass die Wurzel des Selbstbewusstseins in dem Erblicken eines virtuellen Selbsts liege. Dass wir uns bildhafte Geschichten von uns selbst erzählen und uns damit etwas einbilden (buchstäblich „einbilden“), stellt bereits dieses Selbstbewusstsein dar – das Selbstbewusstsein ist also nicht etwa bloß eine Folge des Homunkulus, sondern das Erblicken des Homunkulus ist vielmehr die Weise, in der wir selbstbewusst sind und uns zu uns selbst verhalten.

In der deutschen Fassung des Buches von Jaynes ist vom „Ich (qua Analogon)“ die Rede (als Übersetzung von „the analog I“), aber vielleicht ist es besser, diese beiden etwas umständlichen Ausdrücke durch das anschauliche „Homunkulus“ zu ersetzen. Es versteht sich wohl von selbst, dass unter einem Homunkulus kein wirkliches, kein körperliches Männchen in unserem Kopf zu verstehen ist, sondern nur eine bildhafte Vorstellung unserer selbst, die das Tagträumen, Probehandeln und Spinnen erlaubt, das Jaynes „Narrativieren“ nennt und für eine schöpferische Leistung ansieht. Das Narrativieren sammelt und verarbeitet biographisches Material und gibt uns auf diese Weise unsere Identität, und darüber hinaus spinnt es auch Episoden weiter,

die uns auf unseren Wegen begegnen. Mit der Hilfe dieser Fähigkeit orientieren wir uns in der Welt und sprechen ihr einen Sinn zu.

Auch wenn man das niemals nachweisen wird, ist der Mensch mit großer Sicherheit das einzige Lebewesen auf der Erde, das sich selbst als Person imaginieren und damit von außen wie eine Figur auf einer Bühne betrachten kann. Nahezu alle erwachsenen Menschen besitzen die Gabe, sich selbst wie einer Gestalt in einem Theater oder Film zuzuschauen, wie sie über einen Platz gehen, an einem Tisch sitzen oder sich einem anderen Menschen nähern – so, wie sie sich selbst in Wahrheit niemals wahrnehmen.

Es ist eine Art innerer Raum, in dem sich der Homunkulus befindet; oder vielmehr ist unsere bildhafte Phantasie mit der Vorstellung eines inneren Raumes in unserem Kopf verbunden. Jaynes spricht in diesem Zusammenhang von „spatialization“ (Verräumlichung) als einer Begleiterscheinung des Selbstbewusstseins und stellt sich damit gegen die gesamte philosophische Tradition, in der die Zeit und allein sie als „innerer Sinn“ (in der Terminologie Immanuel Kants) das Innenleben des Menschen bestimmt. Der von Gilbert Ryle in *The Concept of Mind* heroisch bekämpfte Kategorienfehler, der darin bestehe, dass wir räumliche Vorstellungen, die eigentlich der Materie vorbehalten sein sollten, auf den Begriff des Geistes übertragen, wäre demnach nicht allein ein Irrtum der Cartesischen Philosophie, sondern ein Grundirrtum schlechterdings aller selbstbewussten Menschen. Zusätzlich ist er aber ein Missverständnis, das für nichts weniger als die ganz einzigartige Struktur unseres Inneren verantwortlich ist. Denn der tatsächlich nicht existente Innenraum eines Menschen ist nicht allein eine Folge oder Begleiterscheinung seines Selbstbewusstseins, sondern dient zugleich als öffentlicher Raum. Ohne diesen Kategorienfehler besäßen wir nicht das, was Kant den „inneren Gerichtshof“ genannt hat. Ohne ihn wären wir keine ursprünglich politischen Wesen.

In jedem Fall ist Selbstfremdheit die andere Seite des Selbstbewusstseins, denn als Folge dieser Operationen ist das selbstbewusste Denken fähig, sein Zentrum zu verlassen und auf sich selbst wie auf einen Fremden zurückzuschauen – und das Schauen ist wörtlich gemeint und kann gar nicht stark genug betont werden. Es handelt sich um einen visuellen Akt, und deshalb sind nahezu alle Vokabeln, mit denen wir seit altersher das Bewusstsein (wie übrigens auch das Erkennen) beschreiben, dem visuellen Bereich entnommen. Wir Menschen können uns einbilden, von uns fortzugehen und wieder zu uns zurückzukehren, und die meisten von uns tun das keinesfalls in jedem Augenblick, vielleicht sogar nur höchst selten, wohl aber immer wieder. Diese Fähigkeit ist gewiss nicht die einzige, aber doch eine von mehreren unumgänglichen Voraussetzungen für Moral. Wer über keine Phantasie mit Einschluss seiner eigenen Person verfügt, der kann auch nicht auf sich selbst

zurückschauen und das eigene Tun kritisch bewerten. Er braucht deshalb kein unmoralisches Wesen zu sein, denn die Moral kennt viele Wurzeln, aber Moral auf ihrem höchsten Niveau kann er nicht kennen.

Bevor dieses Selbst-Bild und seine Funktion für unser Seelenleben analysiert wird, möchte ich eine vielleicht historische, vielleicht auch mehr psychologische Frage stellen:

Wie kam es zu diesem Bild von uns selbst? Die Antwort darauf scheint im ersten Augenblick banal. Denn besitzen wir nicht alle einen Spiegel, sehen wir nicht fast täglich unser Bild in einer dunklen Scheibe oder einem Schauenfenster, tragen wir nicht Fotos von uns selbst mit uns herum? In England wurde das Wort „selfie“ sogar vom *Oxford Dictionary* zum Wort des Jahres 2013 gekürt. Ein Selfie ist ein Selbstporträt, das mit Hilfe eines ausgestreckten Armes und einer kleinen Digitalkamera aufgenommen wird; in meinem 1.600 Seiten starken Fremdwörterbuch aus dem Jahre 1995 fehlt dieses Wort noch. Während vor nicht mehr als fünfzig Jahren Fotos eher selten aufgenommen wurden, werden viele Menschen heute fast täglich fotografiert oder nehmen sich gleich selbst auf. Viele erscheinen sogar im Video. So ist uns Heutigen das Bild unseres eigenen Gesichts von Kindesbeinen an nicht allein eine Selbstverständlichkeit, sondern wir kennen es in allen Einzelheiten und besitzen zusätzlich eine anschauliche Vorstellung von der Eigenart unserer Bewegungen, etwa von unserem Gang.

Der einfachste Spiegel ist das Fenster eines erleuchteten Raumes in der Nacht – seitdem es also in Europa Fensterglas gibt, sollten mehr und mehr Menschen wissen, wie sie aussehen. Schon ausgangs des Mittelalters kennt man daher Selbstporträts von Künstlern, aber wie war es vorher? Konnte ein einfacher Mensch im Jahr 1000 sein eigenes Gesicht kennen? Eigentlich ist das nicht möglich.

Heute ist es nicht allein so, dass wir alle um unser Gesicht wissen, sondern besonders Frauen, mehr und mehr aber auch Männer können es auch ganz objektiv einschätzen, finden also etwa, dass gewisse Farben nicht zu ihrem Teint, Brillen nicht zu ihren Wangenknochen, manche Haarschnitte nicht zu ihrer Stirn passen. Friseure, Visagisten und Illustrierte verhelfen uns mit der Hilfe von Fotos und Spiegeln zu einem Selbstverhältnis, das Menschen der Vergangenheit nicht allein fremd, sondern sogar prinzipiell unzugänglich gewesen ist. Ganz gewiss war es deshalb so, dass man sich an seinen Mitmenschen orientierte, wenn man sich sein eigenes Bild vorstellte – der Homunkulus kann also nicht sehr individuell gewesen sein, sondern entsprach mehr einem Typ. Und die Vorherrschaft des Typs galt auch sonst, denn bis weit in das 20. Jahrhundert hinein hat man sich so gekleidet, wie es von der Umgebung verlangt wurde; eine persönliche Note konnten und wollten sich nur ganz wenige leisten. Meistens tat das nur die sogenannte Halbwelt, und selbst

diese zaghaften Anflüge waren die Ausnahme und wurden scheinbar angesehen. Die Mehrheit trug keine individuell angepasste Kleidung, sondern Uniform oder etwas, das stark in Richtung Uniform tendierte. Die meisten Menschen konnte man zuverlässig an ihrer Kleidung oder auch Haartracht einordnen, weil sie das Herkommen und den Familienstand, die Nationalität und den Beruf sicher verriet. Richard Sennett hat diese Verhältnisse in seinem Buch über *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens* beschrieben und gezeigt, dass die Persönlichkeit des Einzelnen kaum jemals im Zusammenhang mit seiner Kleidung gesehen wurde.

Der Wandel vollzog sich sehr allmählich. 1919, als die persönliche Note mehr und mehr aufkam, konnte Oscar A. H. Schmitz in seinem vielgelesenen *Brevier für Weltleute* schreiben, dass es „nichts Geschmackloseres [gibt], als das Individuelle in der Kleidung zu betonen, wie es viele Künstler, Vegetarier, Antivivisektionisten und sonstige Lebensreformer tun“ [Schmitz, 95]. Selbst betont altmodische Menschen mögen sich heute nicht mehr zu einer so rigorosen Haltung durchringen, die damals ein keineswegs konservativer Schriftsteller einnahm. Heute aber ist die Betonung der persönlichen Note eine Selbstverständlichkeit.

Auch für unsere Lebensgeschichte gilt: Nicht immer trugen wir ein Bild unserer selbst mit uns herum. Als Säuglinge konnten wir uns noch nicht selbst im Spiegel erkennen, und dass wir uns nicht an unsere ersten Jahre erinnern können, hängt sehr wahrscheinlich damit zusammen, dass wir uns nicht selbst imaginierten. In uns steckten wir noch nicht selbst als kleine Figur, als Homunkulus.

Wahrscheinlich also konnten die meisten Menschen des hohen Mittelalters noch kein realistisches Bild ihrer selbst besitzen, und ebenso wenig konnten sie ihr Gesicht wie die Haltung ihres Körpers realistisch imaginieren. Trugen sie also überhaupt ein Bild ihrer selbst in sich herum? Ich glaube schon, denn wenn der Gedanke richtig ist, dass wir uns nicht an unsere ersten Lebensjahre erinnern können, weil uns damals noch der Homunkulus fehlte, hätten in diesem Fall selbst die erwachsenen Menschen des Mittelalters keine persönliche Erinnerung kennen können. Das ist kaum glaubhaft.

Aber auf all diese Fragen eine sichere Antwort zu finden, ist vielleicht, ja sehr wahrscheinlich unmöglich. So könnte man sich dem Problem, wie Moral, Selbstbewusstsein und Erinnerung zusammenhängen, auf anderen Wegen zu nähern versuchen. Was ist ein Ich? Ist es ein Begriff, ein Gefühl oder ein Bild? Wenn es ein Begriff ist (nur ein Begriff), dann muss ein Mensch des Mittelalters ebenso ein Ich gewesen sein wie ein Mensch der Gegenwart. Schon der Gebrauch der Personalpronomina ist hierfür ein ausreichender Beweis, denn auch er konnte Ich sagen und tat es auch, wie wir aus erzählen-

den Texten wissen. („Ich binz, Iwein.“) Allerdings wissen wir, dass in alten Sprachen wie Latein die Personalpronomina nur eine untergeordnete Rolle spielen – ähnlich wie noch heute im Spanischen – und damit die geringere Bedeutung des Persönlichen widerspiegeln.

Dasselbe wie für den Begriff gilt für ein Gefühl – warum hätte das Körpergefühl früher anders sein sollen als das unsere? Vielleicht waren die Menschen jener Zeit weniger sensibel, vielleicht achteten sie auch weniger auf ihr Befinden. Aber sie müssen gewusst haben, dass sie eine Person waren.

Nur: Wissen und etwas sehen sind zwei verschiedene Dinge.

Es gibt nicht vieles, was uns vor mehr Probleme stellt als der einfachste und selbstverständlichste Vorgang, den wir kennen: dass wir nämlich in unserem Kopf Bilder sehen, dass wir uns überhaupt etwas anschaulich vorstellen können und eben dies auch immerfort tun, ist einer der rätselhaftesten Vorgänge, die man sich denken kann. Rätselhaft ist bereits seine physiologische Seite, denn selbst dann, wenn man den Ort wüsste, wo in unserem Gehirn Bilder aufbewahrt werden, wüssten wir immer noch nicht, wie diese Bilder gespeichert sind und wie wir unsere bildhaften Erinnerungen abrufen und lesen. Wir sprechen davon, dass wir etwas mit unserem inneren Auge anschauen, aber wir haben gar kein inneres Auge, das irgendetwas anschauen könnte.

Ein mit dem inneren Auge eng verwandtes und ebenso rätselhaftes wie für unser Seelen- wie Geistesleben wichtiges Phänomen ist die innere Stimme. Diese Stimme räsoniert, argumentiert und redet im Inneren. Wir denken, indem wir einer inneren Stimme lauschen, die es so wenig gibt wie das innere Auge. Aber obwohl es sie nicht gibt, hören wir sie dennoch; und wir lokalisieren sie in jenem Raum, in dem sich der Homunkulus aufhält und den es ebensowenig gibt.

Ist es eigentlich erst die innere Stimme, die uns das lautlose Lesen erlaubt? Oder können wir auch lesen, ohne diese zu hören? Wie ergeht es Analphabeten? Falls unsere innere Stimme tatsächlich vom Lesen abhängig sein sollte, müsste man sich ganz ernsthaft fragen, ob die Menschen des Altertums – die Griechen, aber auch andere Nationen, über deren Verhalten wir orientiert sind – noch nicht über die innere Stimme verfügten, denn tatsächlich lasen sie laut und haben das nach der allerdings nicht unumstrittenen Ansicht vieler tatsächlich auch immer getan.

Allerdings lenkt das Lesen unseren Blick auf eine andere Seite des Problems, das beim inneren Auge ebenso auftritt. Es muss ja nicht zwingend so sein, dass der antike Mensch noch nicht die innere Stimme besaß, sondern es ist denkbar, dass er sich nur insofern von dem modernen Menschen unterschied, als er sie noch nicht beherrschen, noch nicht kontrollieren konnte. Wer Menschen beobachtet, die des Lesens ungewohnt sind, kann sehen, wie

sie die Lippen bewegen. Es mag also sein, dass auf einen Zustand ohne inneres Auge oder innere Stimme ein Zustand mit innerem Auge und innerer Stimme folgte, während dem die Menschen ihre Phantasie noch nicht zu beherrschen gelernt hatten und den Bildern und Stimmen hilflos ausgeliefert waren – ungefähr so, wie psychisch Kranke gelegentlich Stimmen hören. Sie sahen also Bilder und hörten eine Stimme, aber weder wussten sie sie kontrolliert hervorzurufen, noch konnten sie sie beherrschen. Vielmehr wurden sie von ihnen überwältigt. Julian Jaynes spekuliert in seinem Buch über den Ursprung des Bewusstseins darüber, dass die Anfänge des Selbstbewusstseins sich eben in dieser Weise vollzogen – also in einer Weise, die an akute Phasen der Paranoia erinnert. Und in eben der Schizophrenie glaubt er auch heute noch Spuren des Übergangs vom unbewussten zum bewussten Menschentum beobachten zu können [Jaynes, 494-528].

Säuglinge lallen oder brabbeln laut, wobei sie aufmerksam auf ihre Stimme lauschen. Oft wiederholen sie ihre Laute und korrigieren sie anschließend – das Selbstverhältnis eines Menschen ist also von vornherein dialogisch:

„Das ‚Intendieren‘, sofern es in Lautbewegungen verläuft, erschafft unmittelbar selbst schon das Symbol, den gehörten Laut – es empfindet also zugleich sich selbst und vernimmt die Sache“ [Gehlen, 49].

Das geschieht anfänglich noch äußerlich, um erst später (fast) ganz nach innen verlagert zu werden. Vielleicht vollzieht sich dieser Vorgang parallel zum Erscheinen des Homunkulus? Der Charme kleiner Kinder besteht darin, dass sie noch nicht damit angefangen haben, sich in sich selbst zurückzuziehen, und sich deshalb alle Emotionen ganz unvermittelt auf ihrem Gesicht spiegeln.

Möglicherweise hat auch das lautlose Lesen die Verslossenheit des Menschen verstärkt, weil und indem es das Widerspiel von Innen und Außen, von Wahrnehmung, Phantasie und Reflexion zugunsten des Inneren entschied. Der wahre Mensch, so denken die meisten von uns, ist nicht sichtbar, sondern deutet sich in seinem Äußeren und in den Handlungen nur an.

Es wurde gelegentlich zur Diskussion gestellt, ob die Fähigkeit des lautlosen Denkens eine Folge des lautlosen Lesens sein könnte. Tatsächlich ist dieser Zusammenhang problematisch, denn in diesem Fall würden Analphabeten keinen inneren Monolog besitzen und könnten nicht innerlich denken. Und eine solche These wäre natürlich Unsinn.

Mehr Gewicht haben da die Überlegungen Arnold Gehlens aus *Der Mensch*, der ebenfalls die Undeutlichkeit des Bewusstseins anspricht, die er mit der Entsinnlichung durch das Denken in Verbindung bringt – er versteht das Denken als die Entsinnlichung der Weltfülle, so dass ihr eine ähnliche Rolle zukäme wie der Mathematik. In jedem Fall ist Denken für Gehlen „der

höchste Grad entsinnlichten, bloß andeutenden und ‚abgekürzten‘ Verhaltens – der Entlastung“ [Gehlen, 264]. Eben das Andeutende und Verkürzende sind auch Aspekte des Homunkulus. Wer nicht andeuten und verkürzen, wer nicht Details übersehen und von seiner Pedanterie lassen kann, der kann auch nicht denken, und zwar buchstäblich. Das wird sich zwangsläufig auch bei der Moral zeigen, denn auch für das moralische Urteilen ist es wesentlich, von Feinheiten und Details abzusehen und auf die großen Linien zu achten. Pedanterie ist kein moralisches Verhalten.

Jaynes argumentiert aus einer ganz anderen Position, aber wie Gehlen betont er das Fragmentarische oder Perspektivische unserer Visionen, wenn er darauf hinweist, dass wir in unserem Inneren niemals etwas zur Gänze („in its entirety“) sehen. Er führt dafür pragmatische Gründe an – das Bewusstsein gleiche sich dem praktischen Verhalten an –, aber die ohnehin unmöglich recherchierbaren Gründe für die Entstehung tun nichts zur Sache, sondern es kommt allein auf eine genaue Beschreibung des Phänomens wie auf die Folgen für unser Bewusstsein selbst an.

Wir finden zu uns selbst als Person, indem wir uns mit dem Bild und der Stimme in unserem Inneren identifizieren. Wenn wir in diesem Inneren eine Stimme hören, die wir nicht als die unsrige erkennen und die doch so lebhaft klingt, als spreche wirklich jemand zu uns, dann sind wir höchstwahrscheinlich krank – vielleicht sogar sehr krank. Ähnliches gilt für das unprovokierte, enorm lebensechte Erscheinen eines Bildes, einer optischen Halluzination. Das Selbstbewusstsein halluziniert nicht, sondern weiß immer um das Vorgestellte seiner Bilder und Töne. Das Selbstbewusstsein ist insofern ein Akt der Selbstdistanzierung.

Es ist ein Dichter – allerdings kein gewöhnlicher Schriftsteller, sondern ein wahrer *Poeta doctus* –, der in seiner Erzählung *Das unerbittliche Gedächtnis* zeigt, in welcher Weise das Bild unserer selbst mit der wenig getreuen Erinnerung zusammenhängt. Wahrscheinlich bedingen sie einander sogar, aber es ist eben nicht sicher, was die Ursache oder Bedingung, was die Folge oder das Bedingte ist. Sondern wir können nur konstatieren, dass Selbstbewusstsein und Undeutlichkeit immer zusammen auftreten.

Es geht in der Erzählung von Jorge Luis Borges um einen jungen Menschen, der seit einem schweren Unfall gelähmt ist. Zuvor nur mittelmäßig begabt, besitzt Funes plötzlich ein ungeheuerliches Gedächtnis, das ihm sehr schnell und leicht Fremdsprachen zu lernen erlaubt. Der Autor verliert kein Wort darüber, warum die Verletzung des Rückgrats und die Lähmung der Beine mit einem monströsen Gedächtnis ausgeglichen wird, sondern für ihn ist entscheidend, dass der Held seiner Erzählung den Gewinn eines absolut getreuen Gedächtnisses mit einem schweren Verlust bezahlt. Er weiß nämlich

nicht mehr, wie er selbst aussieht: „Sein eigenes Gesicht im Spiegel, seine eigenen Hände überraschten ihn immer wieder“ [Borges, 220 aus 213-221]. Man könnte versuchsweise sagen: Das Bild der Welt um ihn herum überwältigt ihn und hält ihn gefangen, weil er es nicht versteht, die Vielfalt der Eindrücke zu kanalisieren und vieles gleich auszublenden. Denn Vergessen und Übersehen sind für eine Orientierung unerlässlich.

Zwar lernt er eine Reihe von Sprachen mühelos und sehr schnell, aber der Erzähler findet ihn dennoch denkerisch unbegabt.

„Denken heißt, Unterschiede vergessen, heißt verallgemeinern, abstrahieren. In der vollgepfropften Welt von Funes gab es nichts als Einzelheiten, fast unmittelbarer Art.“

Er denkt sich sogar ein eigenes, für niemanden außer ihm selbst brauchbares Zahlensystem aus, in dem jedem Punkt auf dem Zahlenstrahl ein neues Wort zugewiesen wird – ein Wort, das allein und ausschließlich er selbst sich dank seines monströsen Gedächtnisses merken kann. Für uns andere gilt aber, dass unser Denken von der Fähigkeit abhängt, unwesentliche Unterschiede zu vergessen und über Details hinwegzusehen, um Sinneseindrücke wie Erlebnisse klassifizieren zu können. Wie sollten wir sonst Gemeinsamkeiten entdecken und Ordnung schaffen? Wer nicht gelegentlich, sondern sogar sehr oft flüchtig, ja oberflächlich sein kann, der wird seine Eindrücke nicht zusammenfügen können.

Ist nun das monströse Gedächtnis der Grund der Unfähigkeit, sich selbst zu imaginieren und alle Details zu einem Gesamtbild zusammenzufügen, oder steht zu Beginn der Verlust dieser Fähigkeiten, woraufhin die phantastischen Gedächtniskapazitäten eröffnet werden? Möglich ist beides.

Es gibt noch mehr, das wir nicht wissen, noch viel mehr. Muss ein Mensch wirklich sein eigenes Gesicht aus einem Spiegel kennen, um es sich vorstellen zu können? Das Gesicht des Homunkulus ist ja eher undeutlich und zeigt keine Einzelheiten, und so scheint es, als ob eine sehr genaue Kenntnis des eigenen Gesichts nicht unbedingt zu den Voraussetzungen des Homunkulus zählt. Ein selbstbewusster Mensch sollte man auch ohne Spiegel sein können.

Außerdem kann man zu dem Blick in den Spiegel sagen: Wenn wir noch kein Bild unserer selbst mit uns herumtragen, wie sollten wir uns dann selbst erkennen können? Vielleicht rief erst der Spiegel den Homunkulus hervor, vielleicht aber auch gab uns erst der Homunkulus die Chance, uns selbst im Spiegel zu erkennen. Im ersteren Fall hätten kulturelle Innovationen die Evolution des Menschen beeinflusst – eben dies behauptet auch Jaynes in seinem Buch, und dies ist seit langem einer der Haupteinwände gegen sein Werk. Interessant muss das schon deshalb sein, weil dieser Vorgang sich womöglich

auch jetzt vollzieht, da technische Geräte uns sowohl von der Außenwelt wie von uns selbst ablenken. Wird man noch innerlich mit sich selbst disputieren, wenn man auf fast allen seinen Wegen von Lärm und Musik begleitet wird? Es ist banal, aber vielleicht war äußerliche Stille eine Voraussetzung für die Entstehung der inneren Stimme.

Ein wichtiger Aspekt unseres Überlegens ist das Probehandeln, in dem wir uns zum Beispiel vorab zwei verschiedene Wege vor Augen führen, um herauszufinden, welcher der beiden Wege der günstigere ist. Ist bereits diese Fähigkeit ein Talent, das auf den Menschen beschränkt ist? Handelt es sich bei dem visuellen Vorstellungsvermögen, bei dem also unser eigenes Bild noch gar keine Rolle spielt, um eine spezifisch menschliche Fähigkeit? Sind wenigstens höhere Tiere dazu imstande, sich bildlich etwas vorzustellen? Kann der Hund sein abwesendes Herrchen imaginieren, einen Weg oder einen Knochen? Wenn wir bei einem singenden Vogel vermuten, er denke sich gar nichts, stelle sich nämlich nicht die gewünschte Partnerin vor, dann mag das realistisch sein, aber damit sind wir schon fast wieder bei der Vorstellung der Tiere als einer Art Automaten, die allein von ihren Instinkten gesteuert werden. Wie ließe sich herausfinden, ob sich ein solches Tier etwas vor Augen führen kann? Wahrscheinlich ist das unmöglich. Sind vielleicht Experimente denkbar, mit deren Hilfe wir uns wenigstens den Umfang des Vorstellungsvermögens von hochstehenden Tieren anschaulich machen könnten?

Sollen wir das Unvermögen von Menschenaffen, mit Hilfe eines Pinsels etwas anderes zu schaffen als die oft belächelten Farborgien im Stile des abstrakten Expressionismus, als einen Hinweis darauf verstehen, dass diese Tiere kein gegenständliches visuelles Vorstellungsvermögen und damit kein dem Menschen vergleichbares Bewusstsein besitzen, dass sie unfähig sind, etwas abzubilden oder auch nur im Bild wiederzuerkennen? Nicht einmal Menschenaffen wären dann Wesen mit einem visuellen Bewusstsein, von anderen Tieren ganz zu schweigen, und von einem Selbstbewusstsein wären sie unendlich weit entfernt. Zwar würde es sich bei ihnen trotzdem um leidenschaftliche und sogar intelligente Kreaturen handeln, aber nicht um Wesen, deren Bewusstsein eine Kluft zwischen sich selbst und ihrer Umgebung erkennt.

Das Bewusstsein hat ja unter anderem die Folge, dass eine Grenze gezogen wird zwischen uns und allem anderen, was es noch gibt in der Welt – eine Grenze, die bei steigender Seinshöhe immer tiefer und tiefer ausgeprägt wird. Zunächst sollte man darauf abheben, dass Bewusstsein immer eine Aktivität ist, ein Tun, vielleicht auch das Vermögen dieses Tuns, aber keinesfalls eine feststehende, immer und jederzeit bestehende Eigenschaft. Unabhängig davon, wie Bewusstsein entsteht oder einmal entstanden ist, findet man es immer – auch bei ganz primitiven Organismen – zusammen mit Bewegung

auf der einen, mit Wahrnehmung auf der anderen Seite. Allein selbstbewegliche Organismen besitzen Bewusstsein, auch wenn es noch so dunkel ist. Und weil allein selbstbewegliche Organismen zentral organisiert sind, also mindestens einen Nervennotenpunkt besitzen, ist Bewusstsein eine Eigenschaft animalischen Lebens im weitesten Sinne. Selbstbewusstsein dagegen findet man (und wiederum nur als Aktivität) allein beim Menschen; es ist der Rückblick auf sich selbst. Dieser mag bereits in dem abstrakten und eher beiläufigen Bewusstsein bestehen, dass es sich um mein Ich handelt, das im Zentrum meines Lebens steht, es mag aber auch eine intensivere Rückwendung sein, endlich aber die visuelle Phantasie der eigenen Person, das phantasierte Erblicken seiner selbst.

Ist es möglich oder denkbar, dass das visuelle Bewusstsein der Welt überhaupt (*bereits* dieses Bewusstsein, also nicht das Erblicken der eigenen Person) etwas spezifisch Humanes ist und den Menschen von allen höheren Tieren unterscheidet? Denn man muss immer unterscheiden zwischen der visuellen Phantasie und der Fähigkeit, sich selbst vorzustellen. Offensichtlich geht das nicht immer Hand in Hand. Autisten können sich selbst nicht (je nach dem Grad ihrer Beeinträchtigung) in ihrem Inneren imaginieren, und so fehlt ihnen in aller Regel der Homunkulus, aber sie besitzen eine visuelle Phantasie, die in vielen Fällen der Phantasie anderer Menschen überlegen ist und sich sogar bis zu einem eidetischen, also allemal visuellen und extrem getreuen Gedächtnis steigern lässt. Aber wenn Selbstbewusstsein erst in dem Vermögen bestünde, sich selbst als Figur zu sehen, dann wären sie nicht selbstbewusst.

Wie sehen Erinnerungsbilder aus? Hier ist nicht von Gedächtnis-, sondern ausdrücklich von Erinnerungsbildern die Rede, denn die Erinnerung ist im Vergleich zum Gedächtnis eine intellektuelle Leistung, die allein dem Menschen zukommt. Die Erinnerung ist persönlich. Der Mensch hat sie aber allein deshalb, weil er als ein animalisches Wesen über ein Gedächtnis verfügt, das ihm als Fundament der Erinnerung dient. Im täglichen Leben spielen beide Vermögen nicht unbedingt immer, aber wohl sehr oft ineinander.

Zunächst ist die Erinnerung viel ungenauer als das Gedächtnis, das sich oft an präzisen Einzelheiten orientiert, aber dafür nicht immer den Gesamtzusammenhang im Blick hat. Das hat mit der lebenspraktischen Bedeutung des Gedächtnisses zu tun: es ist für einen Wanderer ausreichend, dass er den richtigen Weg an einer Kleinigkeit erkennt; fehlt diese Kleinigkeit einmal, hat er oft die Orientierung verloren. Die Erinnerung dagegen sieht von den Einzelheiten ab und stellt ein Gesamtbild zusammen, bei dem vieles undeutlich und unklar ist, manches auch einfach fehlt, letztendlich aber eine Atmosphäre entsteht, eine Stimmung, in der die einzelnen Elemente buchstäblich zusammenstimmen.

Ein selbstbewusstes Wesen findet sich selbst in seinem Inneren, es sieht sich als kleinen Figuranten durch eine phantasierte Welt gehen und Dinge tun, die ganz und gar unwirklich sind. Der Figurant trägt im wesentlichen die Züge des Wesens, von dem er phantasiert wird, aber fast nie sieht der Tagträumende mit seinen Augen, als säße oder stünde er an Stelle des Homunkulus in diesem Geschehen und erlebt alles so, als wäre er unmittelbar dabei. Fast nie, denn wohl kann er sich zu dieser Perspektive zwingen und sich darauf konzentrieren, tatsächlich mit den Augen des Homunkulus umherzuschauen. Aber wenn er sich nicht damit abmüht, sondern sich ganz unbefangenes etwas vorstellt, dann steht er buchstäblich neben sich und betrachtet das Geschehen um den Homunkulus herum aus der Perspektive eines Fremden. So geschieht es fast immer, wenn wir uns an uns selbst erinnern und wenn wir eine Erwartung in ein Bild kleiden. Deshalb (auch deshalb) erlebt ein jeder von uns sich selbst als einen Fremden; in unserer Erinnerung sind wir uns fremd, vollkommen vertraut sind wir uns allein in unserem unbewussten Gedächtnis.

Eine ganz besonders bizarre Variante dieses Beobachters seiner selbst bieten die oft beschriebenen Nahtod-Erfahrungen, deren „Standardmodell“ Hubert Knoblauch [19] beschreibt. Nachdem der Sterbende sich durch einen Tunnel bewegt hat, „befindet er sich plötzlich außerhalb seines Körpers, jedoch in derselben Umgebung wie zuvor. Als ob er ein Beobachter wäre, blickt er nun aus einiger Entfernung hinunter auf seinen eigenen Körper. In seinen Gefühlen zutiefst aufgewühlt, wohnt er von diesem seltsamen Beobachtungsposten aus den Wiederbelebungsversuchen bei.“

Nicht den über sich selbst schwebenden Beobachter des Sterbenden oder am Rande des Grabes Stehenden, sondern jenen gewöhnlichen des Tagträumers nennt Julian Jaynes im Unterschied zum „analog I“ „the metaphor me“; aber der über seinem eigenen Körper schwebende Geist kann als Variante des Homunkulus verstanden werden. Mit seiner räumlichen Distanz veranschaulicht der Beobachter die Fähigkeit zur Selbstreflexion, die ihrerseits die Voraussetzung für einen kritischen Umgang mit sich selbst, also für Bildung im umfassendsten Sinne ist. Wenn man nicht aus der Entfernung auf sich schauen könnte, könnte man sich nicht selbst nach einem bestimmten Bild formen.

In der Selbstfremdheit wurzeln auch Scham und Stolz, denn in ihr gründet ihre Vorform, die Verlegenheit. Schon deshalb, weil Tiere nicht verlegen werden können, kann man sich ziemlich sicher sein, dass keines von ihnen eine bildliche Vorstellung von sich besitzt.

Das Sich-selbst-Erblicken ist das, was die Erinnerung und mit ihr das Bewusstsein vor dem Gedächtnis und dem unbewussten Verhalten auszeichnet. In der Erinnerung schaue ich auf mich selbst wie auf einen Fremden, aber

diesem Sich-selbst-Erblicken in Erinnerungen, Tagträumen oder Phantasie fehlt ebenso die Nähe wie die Schärfe des Gesehenen; man schaut auf sich selbst aus der Halbdistanz, steht nämlich am Rand und sieht etwa sich selbst, wie man mit seiner Nachbarin am Zaun steht oder wie man einer Kassiererin im Supermarkt das Geld reicht. Eigentlich weiß man mehr, dass man sich selbst sieht, als dass das Gesehene zu einer Identifikation mit sich selbst führt. Denn das Bild ist nur so ungefähr, Einzelheiten lassen sich nicht erkennen, allein unser Bewusstsein ist sich seiner Sache sicher: Das sind wir selbst. Aus diesem Grunde sollte auch ein Mensch, der sich selbst noch niemals in einem Spiegel gesehen hat, über einen Homunkulus verfügen können, auch wenn dieser dann vielleicht nicht allzuviel Ähnlichkeit mit seinem Wirt besitzt.

Dazu fehlt der Erinnerung das Zufällige, denn mögen wir auch als Beobachter am Rand stehen, als der Beobachtete sind wir doch zugleich das eigentlich Wichtige und bewegen uns mitten im Zentrum der Aufmerksamkeit. Endlich fehlen die Willkür, die das Bild von uns selbst verantwortet, und mit ihr die Wehrlosigkeit, mit der wir unserem Bild gegenüberstehen – dieses Bild, das wir in unserem Inneren mit uns herumtragen, ist vielfach retuschiert und bearbeitet, wogegen unser Gedächtnisbild vollkommen ungeschminkt ist. Dessen Genauigkeit und Treue steht der Unschärfe, ja Verlogenheit des Erinnerungsbildes entgegen. Vieles, vielleicht sogar alles, was mit unserem Bewusstsein zu tun hat, zeichnet sich durch Unschärfe aus; Details werden ausgeblendet, und an ihrer Stelle wird der Gesamtzusammenhang ins Auge gefasst.

Wir sind Synoptiker, wenn wir selbstbewusst sind, denn wir sehen uns selbst als Person, also nicht als ein punktuell Wesen, sondern als einen Menschen in seinem Widerspruch, der von unendlich vielen Eigenschaften und Charakterzügen gezeichnet ist, als einen Menschen, der sich mal so, gelegentlich aber auch anders verhält. Wir wissen um unser ganzes Ich, wenn wir uns selbst als Homunkulus imaginieren, und das mag ein Grund dafür sein, dass dieses Bild so verschwommen gerät – eine scharf umrissene Zeichnung kann diesem Wissen unmöglich entsprechen.

Jean Gebser vertritt in seinem einst vielbeachteten Hauptwerk *Ursprung und Gegenwart* die These, dass es wirklich eine Evolution des Bewusstseins gebe und unsere Zeit an der Schwelle zur „aperspektivischen Welt“ stehe. Er spricht von der „Systase“, die er als das Zusammentreten oder als das Zusammenfügen der Teile zu einem Ganzen versteht. Er glaubt sie etwa in manchen Bildern Pablo Picassos zu finden, in denen der Mensch gleichzeitig zu verschiedenen Zeitpunkten oder aus verschiedenen Perspektiven dargestellt ist:

„Wenn wir diese Zeichnung betrachten, so sehen wir mit einem Blick den ganzen Menschen: das heißt, wir sehen nicht nur einen seiner Aspekte oder seiner möglichen Ansichten, sondern wir sehen gleichzeitig seine

Frontal-, Seiten- und Rückenansicht, sehen also alle diese verschiedenen Aspekte auf einmal“ [Gebser, 52].

Die Überwindung des Ich, die Gebser prognostiziert, wird man heute aber wohl nur schwer entdecken, sondern eher im Gegenteil ein schärferes Heraus-treten des Subjekts, eine Atomisierung der Gesellschaft: die angesprochenen Selfies sind nur ein Indiz dafür.

Das Gedächtnis hält uns einen Spiegel vor, in den wir nicht unter allen Umständen hineinschauen wollen, die Erinnerung der meisten Menschen dagegen liebt verklärte Bilder. Das Gedächtnis ist treu, die Erinnerung wenig verlässlich und gelegentlich verlogen. Das Gedächtnis bietet uns Bruchstücke, welche die Erinnerung nimmt und zu einem Mosaik zusammenfügt: oft verkehrt und schief, aber es werden Bilder geschaffen, aus denen ein Sinn zu uns aufsteigt, eine Deutung unseres Lebens.

Das Bewusstsein bietet uns eine Zusammenschau, das Gedächtnis ist fasziniert von den Details. Das Gedächtnis gilt eigentlich der Zukunft, nämlich dem Erfolg unseres Handelns, die Erinnerung dagegen ist der Blick zurück in die Tiefe der Zeit, mitunter in ihre fernsten Tiefen. In ihr versichern wir uns unserer eigenen Vergangenheit und damit unserer selbst. In ihr schaffen wir unser eigenes Bild – unser Ich. Wenn Gebser recht hätte, dann müsste sich auch dieser Blick zurück ändern, er müsste seine Bedeutung verlieren.

Aber noch ist das Vermögen, zurückzublicken, für alles, was wir tun, von enormer Bedeutung, denn es ordnet uns ein in den Zusammenhang der Dinge und des Geschehens und gibt unserem Leben einen gewissen Sinn. Es ist eine Form der Selbstinterpretation, die anfangs, in Kindheit und Jugend, von Nativität und Lebensferne, später, im Alter, von Einsicht und Realismus geprägt ist. Und von Resignation. Zusätzlich ist es die Quelle des Erzählens.

Kleine Kinder – also Wesen ohne ein Bild ihrer selbst in ihrem Innern und damit ohne wirkliche Erinnerung –, kleine Kinder wissen nicht, dass eine Geschichte eine Reihenfolge besitzen muss, und blättern in einem Buch von hinten nach vorne oder überschlagen ganz gern mal eine Seite. Mit dem Wesen in unserem Inneren, das wir selbst sind, ist dagegen der Sinn für den unwiderruflichen Ablauf der Zeit und damit auch das Verständnis für die innere Logik eines Geschehens verbunden. Ohne dieses Verständnis könnten wir keine Geschichten erzählen oder verstehen. Dazu hat das Erblicken seiner selbst schon immer als ein Hinweis nicht allein auf die Sterblichkeit eines Menschen überhaupt, sondern sogar auf seinen unmittelbar bevorstehenden Tod gegolten. Ein Beispiel für diesen Aberglauben findet sich im Dritten Buch des *Wilhelm Meister*, wenn ein harmloser Streich, der dem namenlosen Grafen gespielt wird, diesen an seinen Tod glauben lässt. „Da glaubt der Alte gewiß sich selbst gesehen zu haben!“, kommentiert Jarno gehässig und fährt

fort: „er fürchtet, daß ihm diese Erscheinung Unglück, ja vielleicht gar den Tod bedeute“ [Goethe, 7: 210 f.].

Generell galt, wie man im *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens* nachlesen kann, das Erblicken eines Doppelgängers „als ein warnender Vorspuk“, insbesondere, wenn die „doppelgehende Person selbst die Erscheinung der eigenen Gestalt“ hat [Bächtold-Stäubli, 2: 346-348]. Goethe war dies widerfahren, wie er im 11. Buch von *Dichtung und Wahrheit* berichtet, denn er hatte „nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes“ sich selbst gesehen. Er selbst nennt es „eine der sonderbarsten Ahnungen“, wie er sich selbst („mich mir selbst“) entgegenkommt [Goethe, 10: 547]. Allerdings, ein solcher Doppelgänger (also eine Halluzination) ist kein Homunkulus, denn einerseits weiß der Tagträumer immer um die Irrealität des Homunkulus, andererseits kann er dessen Erscheinung sowohl hervorrufen als auch kontrollieren. Das Erscheinen eines halluzinierten Doppelgängers dagegen ist unwillkürlich – sie überkommt den Phantasierenden, eben darin liegt ja seine Unheimlichkeit. Ob es stimmt, was Otto Weininger [249] schreibt, dass man „das Wort Doppelgänger nur zu nennen [braucht], um in den meisten Männern heftiges Herzklopfen hervorzurufen“? Wenn es das damals wirklich gegeben haben sollte, so war es wahrscheinlich doch nur eine zeitbedingte Idiosynkrasie, von der nichts geblieben ist.

Ein weiterer Aspekt sind Gefühle wie die gegenläufigen Gefühle Scham und Stolz, von denen man nur deshalb erfasst werden kann, weil man sich nicht allein weiß, sondern um eine mögliche Beachtung durch andere. Ja, man weiß es nicht nur, sondern spürt es in jeder Ader, also buchstäblich körperlich und leibhaftig, dass man nicht allein ist – man weiß es nicht allein, sondern erfährt und erlebt es mit allen Fasern seines Herzens, und wenn man sich später an eine schambesetzte Situation erinnert, dann sieht man sich sehr häufig selbst.

Oder das Gewissen, zu dessen Wesen es gehört, spät und gelegentlich zu spät zu erwachen – es gäbe kein Gewissen ohne die Erinnerung und ohne das Vermögen, sich selbst bildhaft wiederzufinden, also das Geschehen des letzten Tages oder der letzten Wochen und Monate zu rekapitulieren und auf sich selbst wie auf einen Fremden zu schauen. Es sind meist Erinnerungs-, nicht etwa Gedächtnisbilder, die unser Gewissen belasten. Wenn es doch Gedächtnisbilder sein sollten, dann sind es solche, welche die Erinnerung erst auslösen. Erst das Wechselspiel von Selbstidentifikation und Selbstfremdheit erlaubt den bitteren Blick auf sein eigenes Fehlverhalten, in dem man sich selbst nicht mehr versteht.

Gedächtnisbilder, die immer wieder ungerufen vor unseren Augen erscheinen (auch „Flashbacks“ genannt), bilden ein Trauma. Einem Trauma sind wir wehrlos ausgeliefert, wogegen wir die Erinnerung und damit auch

unser Gewissen manipulieren können. Der Erinnerung stehen wir aktiv, dem Gedächtnis passiv gegenüber.

Anders als das Gedächtnis ist die Erinnerung mit dem Selbstbewusstsein verknüpft, ja, eigentlich ist die Erinnerung ein Teil des Selbstbewusstseins, nämlich jener in die Vergangenheit gerichtete, und sie ist es auch, deren Bildhaftigkeit das Wesen des Bewusstseins verdeutlichen kann. Das Selbstbewusstsein ist keinesfalls das, wofür viele Philosophen oder Psychologen es heute nehmen, nämlich kein Hintergrundrauschen und kein unbestimmtes Wissen darum, dass wir es sind, die etwas erleben, erleiden oder tun, sondern Selbstbewusstsein ist das mehr oder weniger scharf umrissene Bild von uns selbst, das wir in unserem Inneren mit uns herumtragen.

Am Ende des 18. Jahrhunderts, als die Philosophie mit aller Energie den Begriff des Ich zu formulieren versuchte, zeigte die Literatur, dass dieser Begriff kraft- und bedeutungslos wird, wenn er nicht mit einem Bild verbunden ist. In der Figur des Schoppe veranschaulichte Jean Paul im *Titan* [3: 766], wie das Ich sich in eine Figur verwandelt, mit der Schoppe „jetzt allein vis-à-vis de moi“ ist. Im Grunde halluziniert er sich selbst, und im weiteren Verlauf des Romans wird er ja auch geisteskrank.

Das Selbstbewusstsein in seiner intensivsten Form ist visuell und lässt uns erstarren wie Parzival, wenn er die drei Blutstropfen im Schnee sieht, die in ihm die Erinnerung an seine Frau wachrufen. Deshalb sind wir unserer selbst oft bewusst (blicken nämlich auf uns selbst zurück, sind „jetzt allein vis-à-vis de moi“), wenn wir im Bett liegen oder sonst zur körperlichen Untätigkeit verdammt sind, wogegen das Gedächtnis von der Bewegung aktiviert oder unterstützt wird und uns oft geradezu überfällt; wenn eine gleichmäßige Bewegung mit einer gewissen Entspannung zusammengeht, dann wird das Gedächtnis aktiv, und uns fallen Sachen ein, an die wir uns zuvor vergeblich zu erinnern versucht haben. Plötzlich wissen wir wieder einen Namen, zum Beispiel. Und nicht allein von der Bewegung, sondern auch von Gerüchen wird das Gedächtnis unterstützt – das Gedächtnis ist ein archaisches Vermögen, das tief in den älteren, vielleicht sogar den ältesten Teilen unseres Seelenlebens wurzelt.

Der Zusammenhang von Gedächtnis und Bewegung lässt sich auch umkehren, denn zumeist ist es so, dass wir sich bewegende Menschen uns wesentlich leichter vorstellen können; in vielen Fällen steht uns die Bewegung vor Augen, eine besondere Art des Gehens zum Beispiel oder eine Weise, den Blick zu heben, wogegen wir über die Farbe der Kleidung, den Schnitt der Augen und dergleichen oft keine Auskunft geben können, wenn wir uns nicht besonders dafür interessierten.

Es gibt den Homunkulus in allen oder doch fast allen Köpfen; gibt es ihn nicht, ist der Mensch oft krank oder besser: behindert, leidet nämlich unter

Autismus. Die meisten, wenn nicht gar alle Autisten können sich selbst nicht in ihrem Inneren sehen, aber normale und gesunde Menschen können das in aller Regel schon und tun es immer dann, wenn sie sich erinnern oder wenn sie in die Zukunft schauen; das Selbstbewusstsein ist erstens visuell und zweitens nichts Chronisches.

Die Defizite des Autismus sind deshalb wichtig, weil sie deutlich machen, wozu ein normal entwickeltes Bewusstsein fähig ist. Autisten sind nämlich keineswegs nur bei oder in sich eingeschlossen, wie es gelegentlich heißt, sondern sie haben Probleme, mehrere Dinge gleichzeitig zu tun. Umgekehrt ist deshalb ihre Fähigkeit zur Konzentration oft überragend und der normaler Menschen weit überlegen, aber sie sind nicht dazu fähig, den Ausdruck eines Gesichts zu verstehen, weil man dafür verschiedene Aspekte gleichzeitig ins Auge fassen muss: nicht allein die verschiedenen Teile des Gesichts, die sich auf eine vielleicht sehr subtile und gelegentlich widersprüchliche Weise bewegen. Denn es kommt noch hinzu, dass man die persönliche Geschichte des Menschen, die Situation, in der er sich befindet, berücksichtigen muss. So fühlen sie sich überfordert und vermeiden deshalb den Blick in das Gesicht ihres Gegenübers.

Darf man ihrem eigenen Zeugnis trauen – man kann das den Büchern Temple Grandins entnehmen –, so kennen Autisten keine Erinnerung, wie wir sie besitzen, sondern tragen nach einem Urlaub in ihrem ungeheuer getreuen Gedächtnis einzelne Gedächtnisbilder nach Hause, auf denen sie eine schöne Landschaft sehen, einen Sandstrand oder eine Allee, aber nicht sich selbst. Sie können sich dank ihres getreuen Gedächtnisses an einzelne Aspekte erinnern, aber weder das Gesamtbild ins Auge fassen noch sich selbst sehen: „Meine Vorstellung war wie eine Postkarte, während die meisten anderen Menschen sich selbst in dem Boot sehen würden“ [Grandin, 166].

Weil sie nicht die eigene Gestalt und das eigene Gesicht imaginieren, sind ihre Gedächtnisbilder so viel objektiver, detaillierter und getreuer als die Bilder, die wir aufbewahren. Autisten sind keine Synoptiker wie andere Menschen, sondern detailversessen. Die vielfach bezeugte Tatsache, dass sie über ein wesentlich besseres Gedächtnis als die meisten anderen Menschen verfügen, zeigt, dass wir uns auf Kosten des Gedächtnisses erinnern. Solange wir noch klein waren, war unser Gedächtnis brillant, sobald die Erinnerung erwachte und das Bild unserer selbst in unserem Inneren lebendig wurde, wurde es schlechter und schlechter. Je intensiver wir auf uns selbst zurückblicken, je bewusster wir uns verhalten, desto eher verlässt uns unser Gedächtnis. Das Gedächtnis ist ein vitales Vermögen, ganz anders als die Erinnerung, die einen Luxus auf Kosten der Vitalität darstellt.

Wie stellten sich die Menschen sich selbst vor, als sich nur einige wenige in einem Spiegel selbst anschauen konnten? Taten sie es so wie wir selbst, nur

weniger realistisch? Waren sie in ihrer eigenen Vorstellung nur eine Silhouette, nur ein undeutlicher Schatten? Besaßen Menschen vor der Herrschaft des Spiegels ein anderes Bewusstsein als wir – waren sie tatsächlich nicht so ihres eigenen Bildes bewusst, wie wir das sind? Gab es überhaupt einen Homunkulus in ihnen? Und verändert es das Bewusstsein, wenn die Menschen nicht allein sich selbst im Badezimmerspiegel und gelegentlich auf Fotos erblicken, sondern ihr eigenes Bild immer und immer wieder sehen: auf Videos, so dass sie sogar ihren eigenen Bewegungsablauf bewerten und kontrollieren können, oder auf dem Bildschirm ihres Telefons, nachdem sie ein weiteres von unzähligen Selfies produzierten? Gab es jemals in der Geschichte der Menschheit eine Generation, die ihren eigenen Anblick derart in den Mittelpunkt ihres Denkens und Vorstellens rückte?

Immer wieder wird die Frage diskutiert, ob unsere Zeit tatsächlich schamloser sei als vorherige Jahrhunderte. Diese Frage ist zunächst einmal deshalb so schwer zu beantworten, weil sich ein Gefühl nicht quantifizieren lässt, zusätzlich, weil sich die Gründe für das Schamgefühl so stark verändert haben – heute bietet Nacktheit weniger Gründe, sich zu schämen, als vielleicht falsche Kleidung oder mangelnde Fremdsprachenkenntnis. Dazu kommt noch etwas anderes: Wenn die Scham in unserer Fähigkeit wurzelt, auf uns selbst zurückzuschauen, wenn aber eben dies in derselben Weise für den Stolz gilt – warum denken wir nicht auch darüber nach, ob die Menschen heute stolzer oder eitler sind, als sie es früher waren? Hier müsste sich dann doch dasselbe Bild bieten, sprich, wenn wirklich das Schamgefühl abgenommen haben sollte, weil mir das Urteil meiner Umgebung egal ist, müsste auch der Stolz abgenommen haben. Eigentlich aber müsste man sogar annehmen, dass sowohl Schamgefühl wie Stolz zugenommen haben, wenn wir heute uns selbst stärker als Persönlichkeit wahrnehmen.

Denn etwas ist heute ganz anders: Dank des Spiegels und der vielen Fotos erleben wir uns selbst als viel individueller, zumal es heute in den meisten Berufen viel weniger strenge Bekleidungs Vorschriften gibt als früher. Wir unterscheiden uns nicht nur mehr, wir wissen auch um dieses Anderssein und erfahren es, und so hätten wir tatsächlich viel mehr gute Gründe für die Scham, aber auch für den Stolz. Können diese also wirklich abgenommen haben? Vielleicht richten Stolz und Scham sich heute nur viel mehr auf uns selbst – wir sind nicht mehr stolz oder schämen uns dafür, einer Berufsgruppe anzugehören oder eine Uniform zu tragen, sondern wir erleben uns viel mehr als Person und damit als uns selbst und bewerten unsere Individualität positiv oder negativ. Könnte es sein, dass die Zunahme psychischer Erkrankungen damit zu tun hat? Gab es auch in früheren Zeiten, ja gab es in den fünfziger Jahren eine Krankheit wie die Magersucht, die von einem verzerrten Selbstbild hervorgerufen wird?

Dass wir uns nicht an unsere Säuglings- oder Kleinkindtage erinnern können, dass wir niemals oder doch wenigstens fast niemals von Gedächtnisbildern aus dieser Zeit heimgesucht werden, scheint evident – aber warum ist das so? Ist die Distanz zu sich selbst, die das Bewusstsein ausmacht, auch für das Gedächtnis notwendig? Das wäre paradox, weil in diesem Fall Tiere kein Gedächtnis haben könnten. Also ist es falsch, falsch jedenfalls in dieser Formulierung – Tiere haben ganz unzweifelhaft ein Gedächtnis. Eine gewisse Distanz zu sich selbst muss es trotzdem geben, aber sie muss unbewusst sein (so unbewusst, wie wir selbst oft sind) – und die Frage ist, ob Unbewusstheit und Selbst-Distanz überhaupt vereinbar sind.

Außerdem fallen mir doch die Augenblicke am ehesten ein, in denen mir jede Selbstdistanz fehlte, in denen ich mich einfach verhielt, ohne auf mich selber zu achten. Deshalb denke ich manchmal an eine gleichgültige Straße, welche die schwedische Küste begleitet und die ich, ohne auf den Weg zu achten, entlangfuhr; der wunderbare Küstenort Smögen, von dem ich eben kam und wegen dem ich eine weite Strecke gefahren war, fällt mir aber niemals unwillkürlich ein. Liegt es an der Bewegung? Schließlich erfuhr ich die Straße auf dem Rad, hatte aber glücklich über die Schönheit des Bildes auf den bunten Hafen von Smögen hinabgeblickt – ganz unbeweglich oder doch fast unbeweglich hinter dem Brückengeländer.

Vielleicht muss die Selbstdistanz verschwinden, um unser Gedächtnis zu stärken? Und es ist weniger die Bewegung als vielmehr die Konzentration auf sie, die unser Gedächtnis stärkt? Wir denken weniger an uns selbst, wenn wir uns Bewegungen überlassen – automatischen und eher groben Bewegungen wie beim Radfahren oder konzentrierten und subtilen Bewegungen wie beim Basteln oder Stricken –, und deshalb fällt uns dann so vieles ein. Immerhin ist es ja auch umgekehrt so, dass Bewegung jeder Art das Lernen, insbesondere aber das Auswendiglernen unterstützt. Der Leib lernt mit, auch wenn es nur Vokabeln oder mathematische Formeln sind; es ist keinesfalls allein das Hirn, das sich etwas einprägt.

Unter der Voraussetzung, dass selbst höhere Tiere tatsächlich gar nichts in ihrem Inneren sehen, sondern gänzlich unbewusst reagieren, wäre das automatische Erblicken von Gedächtnisbildern bereits etwas Menschliches, eine erste Etappe auf dem Weg hin zu Erinnerung und Bewusstsein. Umgekehrt wäre das in seinem Ursprung animalische Gedächtnis etwas, das immer hinter dem Vorhang und damit im Bewusstlosen verbliebe, etwas, das uns lenkte, ohne dass wir es jemals zu Gesicht bekämen, ein bilderloses Vermögen. Dann müssen die Bilder, die uns einfallen, weil sie in unser Bewusstsein einfallen (ein Prozess, in dem wir weitestgehend passiv bleiben), einerseits ein erster Meilenstein auf dem Weg zu einem wirklichen Selbstbewusstsein, andererseits ein bereits schwächer werdendes Gedächtnis sein, der Beginn der Erin-

nerung, ihre Keimzelle. Das Gedächtnis ist uns näher als die Erinnerung, in der wir uns bereits von uns selbst, in der wir uns also von unserem Leben entfernen, um über dieses nachzudenken. Darin, dass wir etwas in unserem Inneren sehen, zeigt sich eine erste Distanz zu uns selbst. Für die innere Stimme gilt dasselbe. Wenn sie sich erhebt, sind wir nicht mehr in derselben Weise eins mit uns selbst.

Überhaupt ist das Selbstbewusstsein noch mehr als das Bewusstsein ein Vorgang, der an unserer Vitalität zehrt; je bewusster ein Wesen ist, desto weniger lebensstüchtig ist es.

Man könnte an dieser Stelle auch nach dem Zusammenhang zwischen psychischen Krankheiten wie der Schizophrenie und der Erinnerung fragen. Nicht allein Tiere kennen keine Schizophrenie, sondern auch keine Kleinkinder. Weil sie noch nicht halluzinieren können? Wenn sie tatsächlich nicht halluzinieren: warum nicht? Und wie steht es um Urwaldstämme oder um sogenannte Naturvölker? Von Halluzinationen werden sie ganz gewiss geplagt – darüber hat die Ethnologie sichere Zeugnisse –, aber kennen sie auch einen Homunkulus? Leiden sie manchmal an Schizophrenie, oder ist ihnen diese Krankheit noch unbekannt? Gibt es einen Zusammenhang zwischen dem Gebrauch von Personalpronomina und dem Selbstbewusstsein? Sind gewisse psychische Krankheiten in Ländern, in denen das Ich buchstäblich groß geschrieben wird, verbreiteter als in Ländern, in deren Sprache das Ich allein die Endung des Verbs bestimmt, aber sonst kaum eine Rolle spielt?

Wie sollte man also Bildhaftigkeit und Anschaulichkeit bewerten? Schon Immanuel Kant hat sich daran versucht, eine rein vernunftbestimmte Ethik zu entwickeln, so wie es vor ihm und nach ihm andere große Denker getan haben. Heute bewegt sich die analytische Philosophie als die vorherrschende philosophische Richtung unserer Zeit nicht mehr ausschließlich in diese Richtung, aber dieses Ziel steht doch immer noch im Hintergrund – mindestens. Es gilt nicht allein in der analytischen Philosophie seit langem als ausgemacht, dass der reine Begriff sich in seiner Intellektualität vor der Anschaulichkeit auszeichnet, dass also ein scharfes, anschauungsloses Denken einem bildhaften Denken deshalb vorzuziehen ist, weil es allgemeiner ist, gelöst von allen subjektiven Voraussetzungen, die das Denken nur trüben können. Mir dagegen kommt es so vor, als ob ein anschauliches Denken anspruchsvoller und auf jeden Fall reicher und farbiger ist, so dass der Versuch, das Denken auf das Kalkül zu reduzieren, es ärmer und weniger relevant macht. Nur Anschaulichkeit kann das Leben erfassen, das sich keinesfalls auf Begriffe reduzieren lässt. Denn wir gehen durch das Leben, indem wir erleben. Was aber ist Erleben? Ist das Erleben so etwas wie ein Erlebnis, einmalig und zum Ausgleich für seine Kürze besonders intensiv? Eine Art Event?

Nein, es ist das genaue Gegenteil, insofern es ein unerhört vielschichtiger, die Totalität eines Menschen umfassender Vorgang ist, dessen Elemente prinzipiell nicht auseinanderzuhalten sind, weil sie ineinander fließen und sich vermischen. Immer erlebt der ganze Mensch, nicht ein Teil von ihm; und es lassen sich nicht Dinge erleben, sondern allein Vorgänge oder Geschehen. Bewegung im weitesten Sinne gehört zu jedem Erlebnis. Immer und auf jeden Fall handelt es sich um ein längeres und dazu vielsträhnig-verwobenes Geschehen, nur gelegentlich um einen isolierten Sinneseindruck, um eine aufblitzende Sensation. Deshalb ist es unmöglich, das Erleben schlagwortartig auf den Begriff zu bringen, und selbst ein einzelnes Bild vermag es kaum, ihm in seiner Widersprüchlichkeit und Tiefe gerecht zu werden.

Das Erleben ist wie ein Gewebe – es ist wohl möglich, einen einzelnen Faden zu isolieren, aber auf diese Weise verliert man notwendig das Ganze aus dem Blick. Ähnlich ist es mit der Moral, die nicht eine Wurzel kennt, sondern deren mehrere, so dass es entsprechend verschiedene ethische Ansätze geben muss. Nur sollten diese niemals meinen, das Ganze des moralisch relevanten Verhaltens zu erfassen. Das gilt selbstverständlich auch für das visuelle Moment. Vielleicht gehört es ziemlich weit nach oben, weil es verschiedene Aspekte zusammenfasst, aber andere Ansätze besitzen dennoch ein bleibendes Recht. Es liegt nahe, zwischen Sittlichkeit (einer eher traditionell bestimmten Moral) und Moralität (der individuellen Entscheidung für ein Konzept) zu unterscheiden, und es ist notwendig, eine vernunftbestimmte und nachdenkende Moral durch die Sensibilität für den Ausdruck von Lebewesen zu ergänzen. Wer nicht Trauer oder Freude in dem Gesicht eines Anderen sehen und entsprechend einstimmen kann oder kein Mitleid und keine Mitfreude kennt, der mag sich dennoch weitgehend anständig verhalten können, aber er wird kein besonders liebenswertes Mitglied der Menschheit sein und sich niemals taktvoll verhalten können. Umgekehrt kann bloßes Ausdrucksverstehen für sich allein noch nicht geeignet sein, eine verantwortungsvolle und umfassende Ethik zu begründen. Vernunft, Ausdrucksverstehen und endlich die Fähigkeit zur Imagination von Situationen in Zukunft oder Vergangenheit gehören ganz unbedingt zur Grundausrüstung eines moralischen Menschen, und jeder monistische Ansatz ist in der Ethik ebenso verfehlt wie in der Metaphysik.

Literatur

- Bächtold-Stäubli, Hans (Hrsg. 1929/30), *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*, Berlin · Leipzig
- Borges, Jorge Luis (1981), *Erzählungen 1935 – 1944*. Nach der Übersetzung von Karl August Horst bearbeitet von Gisbert Haefs, München
- Gebser, Jean (1959), *Ursprung und Gegenwart*. Zwei Bände, Stuttgart

- Gehlen, Arnold (2004), *Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt*. Mit einer Einführung von Karl-Siegbert Rehberg, Wiebelsheim
- Goethe, Johann Wolfgang von (1979), *Sämtliche Werke* (Zürcher Ausgabe), Zürich
- Grandin, Temple (1997), *Ich bin die Anthropologin auf dem Mars. Mein Leben als Autistin*. Mit einem Vorwort von Oliver Sacks, München
- Jaynes, Julian (1976), *The Origin of Consciousness in the Breakdown of the Bicameral World*, Boston (Deutsche Ausgabe: *Der Ursprung des Bewußtseins durch den Zusammenbruch der bikameralen Psyche*. Deutsch von Kurt Neff, Reinbek, 1988).
- Jean Paul (1980), Titan, in: *Werke*, 3. Band, Herausgegeben von Norbert Miller. Nachwort von Walter Höllerer, München
- Knoblauch, Hubert (1999), *Berichte aus dem Jenseits. Mythos und Realität der Nah-tod-Erfahrung*, Freiburg u. a.
- Schmitz, Oscar A. H. (1919), *Brevier für Weltleute. Essays über Gesellschaft, Mode, Frauen, Reisen, Lebenskunst, Kunst, Philosophie*, München · Leipzig
- Weininger, Otto (²⁵1923), *Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung*. Wien · Leipzig

Der Tanz der Katze und ihr Blick

Leserbrief von Hans Bangerter zum Thema Darwinismus

Als ich mir gerade den Artikel von Stefan Diebitz in der letzten Nummer dieser Zeitschrift gemütlich auf dem Sofa einverleibe, macht wie so oft unsere Katze Anstalten, dabei sein zu wollen. Sie springt mir auf den Schoß; aber statt sich sofort niederzulassen, veranstaltet sie zunächst ein kompliziertes Probesitzen: Erstmals schwenkt sie den Hintern samt Schwanz nach links und setzt sich kurz hin, dann aber wieder hoch und das Gleiche auf der rechten Seite, und das Ganze etwa ein halbes Dutzend Mal, der Schwanz saust hin und her, bis sie sich schließlich für eine Seite entscheidet und sich richtig entspannt nach rechts zusammenrollt. In Gedanken eigentlich beim Artikel, kommt mir plötzlich folgender Einfall: Dieser (schon oft vorgeführte) Absitztanz mit seiner hin- und herschwänzeln Bewegungen erinnert mich an Filmaufnahmen von Bienen bei ihrem berühmten Schwänzeltanz, mit dem sie einander von gefundenen Futterquellen in Kenntnis setzen. Könnte es womöglich sein, dass... also, wenn dieser Instinkt des Schwänzeltanzes bei Bienen per Zufallsmutation entstanden ist, dann muss (in vor-schwänzeltänzerischer Zeit) mal eine Biene (die also noch gar keine war) damit angefangen haben, Schwänzeltanzsignale auszusenden, solange, bis eine andere, genau gleich mutierte Arbeitskollegin diese Signale verstand, was zu einer kolossalen Effektivierung der Nahrungssuche für das ganze Volk führte, bis es schließlich nur noch aus Exemplaren bestand, die über diesen Instinkt verfügten, womit andere 'Bienen'-Völker keine Chance mehr hatten... Ja, und wenn das so war, dann könnten auch andere Tierarten, die (auch) gar keine Bienen sind, sich durch Entwicklung dieses Instinktes und dann anderer Merkmale so langsam in Bienen verwandeln, und vielleicht hat unsere Katze schon damit angefangen, sich auf diesen langen, langen Weg zu begeben... Eine bienenartige Pelzigkeit hat sie ja immer schon gehabt... Da fehlt nicht mehr viel... Huch, das Heft fällt zu Boden, ich schrecke hoch, die Katze springt weg, sie hat weder durchsichtige Flügel noch Facettenaugen, ich muss eingenickt sein und geträumt haben...

Traum beiseite: Man kann mehrere Ebenen festhalten, auf denen dem Darwinismus zufolge *eine* bestehende Art *diverse Merkmale gleichzeitig* durch Zufallsmutation erwerben muss, wenn es eine neue, überlebensfähigere Art geben soll:

1. Die „*horizontale*“ Ebene: mehrere physiologische Merkmale, die unabhängig voneinander am Körper feststellbar sind, die aber nur alle ge-

meinsam eine gelungenere Anpassung an bestimmte Umweltbedingungen darstellen. Sie müssen also gleichzeitig entstanden sein. Beispiel: das „wüsten-taugliche Dromedar“ [Illig 2014] mit seinen das Wüstenleben ermöglichenden Merkmalen.

2. Die „ontogenetische oder vertikale“ Ebene: Jedes Einzelwesen durchläuft in seinem Leben verschiedene genau aufeinander abgestimmte Stadien oder Phasen. Keine einzelne davon macht Sinn ohne die anderen. Sie müssen also gleichzeitig entstanden sein. Beispiel: Alle Arten, deren Einzelwesen so etwas durchmachen wie die Entwicklung Ei – Larve – Puppe – Imago [dazu Diebitz, 473].

3. Die „teleologische“ Ebene: instinktgesteuerte Verhaltensmuster, die aus mehreren Schritten in immer derselben Reihenfolge bestehen und nur als diese Kombination ablaufen und Sinn machen. Die einzelnen Schritte müssen also gleichzeitig entstanden sein. Beispiel: Die Wespe, die ihre Beute in eine Höhle schleppen will [Diebitz, 469]. Sie kann den Kontrollgang in die Höhle nicht weglassen, auch wenn sie ‘wissen’ müsste, dass alles innen in Ordnung ist.

4. Und nun eben auch noch die „intersubjektive“ Ebene: Merkmale, die mehrere oder alle Mitglieder einer Art oder einer „Lebensgemeinschaft“ von Artmitgliedern (z.B. ein bestimmtes Bienenvolk) haben müssen, damit sich ein Überlebensvorteil einstellt. Beispiel: der instinktiv beherrschte Schwänzeltanz der Bienen.

Jeder einzelne dieser vier Gesichtspunkte reicht m.E. aus, um den Darwinismus endgültig zu verabschieden. Sie gelten aber sogar alle vier, und es gibt sicher noch viel mehr. Denn dieses „gleichzeitige Entstehen“ verschiedener Merkmale per Zufall ist ein Ding der Unmöglichkeit. Selbst wenn wir von übergeordneten Gen-Programmen ausgehen, die zwei grundverschiedene Mutationen gleichzeitig anstoßen, müssten deren Resultate binnen derselben Generation zusammenfinden – woher das übergeordnete Gen diese bis dahin nicht benutzte Fähigkeit hätte, bleibt im Dunkeln.

Zwei Anmerkungen sind mir dazu noch wichtig.

Erstens haben wir es hier mit einem Beispiel dafür zu tun, dass manche wissenschaftlichen Erkenntnisse oder ganze Theoriegebäude auch mit einem reinen Laienverständnis korrekt kritisiert werden können. Man braucht nicht Biologie (oder was die Darwinisten studieren) studiert zu haben, um den Darwinismus zu widerlegen. Das sollte Mut zum Denken machen.

Zweitens bedeutet eine Widerlegung des Darwinismus keineswegs, dass seine traditionellen Feinde recht hätten. Für religiöse o.ä. Vorstellungen von der „Schöpfung“ spricht nach wie vor nichts. Es muss ein DRITTES geben. Hat jemand eine Idee?

Doch zurück zu unserer Katze. Ich sehe sie oft an, aus verschiedenen Gründen, u.a. Zuneigung. Sie ihrerseits sieht mich nicht oft an. Denn alles, was sie von mir (wissen) will, nimmt sie auch ohne Blick wahr. Sogar im Schlaf. Um ihre Art von Zuneigung zu empfinden, braucht sie mich nicht anzusehen. Manchmal sieht sie mich aber doch genauer an, nämlich wenn sie mich gar nicht versteht, aber gerne verstehen möchte, oder wenn sie etwas dringend von mir möchte und partout nicht kriegt. Und wohin schaut sie dann, wenn sie mich genau ansieht? Auf meine Knie, auf meine Hände, auf meinen Bauch? Nein, sie sieht mir in die Augen. So wie wir es mit Tieren auch machen. Aber wir sind denkende Menschen, wir können einen Analogieschluss von unseren Augen auf die Augen von Katzen ziehen. Aber woher weiß die Katze, dass sie dem Menschen in die Augen sehen muss, wenn sie ihn wirklich erkennen will? D.h. wenn sie ergründen will, was gerade mit ihm los ist? Auch diese Fähigkeit der Katzen und anderer Tiere, in der sich ein „Schatten von Bewusstsein“ ausdrückt, ist ein Merkmal, das irgendwie entstanden sein muss, oder das eben mit den Katzen „von Anfang an“ da war.

Literatur

- Diebitz, Stefan (2017): „Oh ihr naiven Theoretiker!“ Der Insektenforscher Jean-Henri Fabre über die Evolution der Instinkte; *Zeitensprünge* 29 (3) 459-477
- Illig, Heribert (2014): Das wüstentaugliche Dromedar. Produkt herkömmlich gesehener Evolution? Mit zwei nichtbiologischen Anhängen; *Zeitensprünge* 26 (1) 216-223

Der Mond und die Erdrotation

Heribert Illig

Wir sehen das Bild plastisch vor Augen: Erde und Mond bilden ein Gespann, dessen gemeinsamer Schwerpunkt (Baryzentrum) nicht exakt im Mittelpunkt der Erde liegt, sondern 4.670 km außerhalb (bei einem Erdradius von 6.370 km noch innerhalb der Erde). Der Mond zieht Luft, Wasser und Festland an, weshalb sich der primäre Flutberg jeweils unterhalb des Mondes bildet. Dabei entsteht stetig Reibung, die die Erdumdrehung verlangsamt, den irdischen Tag verlängert. Dieser Effekt lässt sich berechnen. Bis vor kurzem galt: Die Tageslänge verlängert sich um +1,78 ms (Millisekunden) pro Jahrhundert.

Die drei Wissenschaftler F. Richard Stephenson, Leslie V. Morrison und Catherine Hohenkerk haben den Wert noch einmal benannt, aber gleichzeitig festgestellt, dass er deutlich zu klein sei, denn die vorhergesagte Rate auf Basis der Gezeitenreibung liege bei 2,3 ms und damit um fast 28 % höher. Der Wert wird heute über Bahnänderungen bei erdnahen Satelliten berechnet, die sowohl lunaren wie solaren Gezeiten ausgesetzt sind.

Seltsamerweise wurden dabei zwei andere Werte übergangen, die die beiden ersten der drei AutorInnen errechnet haben: Für das 2. Jtsd. liege die Zunahme der Tageslänge oder die Abnahme der Erdrotation bei 1,4 ms, doch für die Zeit davor auf viel größeren 2,4 ms pro Jahrhundert [Maddox in Newton, 127]. Nunmehr gilt:

„Die Auswertung von gut 300 Daten von frühen Finsternissen und rund einer halben Million von lunaren Okkultationen ergab: Die Tageslänge hat sich im Durchschnitt um nur 1,78 Millisekunden pro Jahrhundert verlängert. »Der auf Basis der Gezeitenkräfte kalkulierte Wert liegt jedoch bei 2,3 Millisekunden pro Jahrhundert«, konstatieren Hohenkerk und ihre Kollegen. »Wir schließen daraus, dass die Bremswirkung des Mondes allein nicht für die beobachtete Verlangsamung der Erdrotation in den letzten 2700 Jahren verantwortlich sein kann.« Stattdessen müsse es einen zusätzlichen, leicht beschleunigenden Prozess geben, der diese Verlangsamung teilweise aufhebt. Die Forscher vermuten, dass zum einen Veränderungen in der Dynamik des Erdinneren dafür verantwortlich sein könnten. Zum anderen könnte indirekt ein Klimateffekt der Rotationsverlangsamung entgegenwirken: Weil die Eiskappen der Pole seit der letzten Eiszeit immer kleiner werden, hat sich auch die Last des Eises auf die Erdkruste verringert. Sie federt dadurch zurück – wenn auch in Zeitlupe. Diese polare Hebung der Kruste wiederum verändert die Form der Erde und damit auch ihre Rotation, wie die Wissenschaftler erklären“ [Podbregar].

Warum sich die Gezeitenreibung derart präzise für Jahrtausende rückrechnen lässt, geht aus dem Artikel nicht hervor. Aber er betont die Frage, dass es Kräfte geben muss, die die Abnahme der Tageslänge verzögern, wie eben den polaren Eisrückgang.

Ein Jahr später kam die obligate Katastrophenbefürchtung; 2018 werde ein verheerendes Erdbebenjahr.

„Grund sei die Verlangsamung der Erdrotation [...] könnte sie womöglich riesige Mengen an unterirdischer Energie freisetzen. Noch ist das nur eine Vermutung, doch die Wissenschaftler können sie mit eigenen Zahlen untermauern“ [Hendrich].

Niemand bezweifelt, dass es auch für die absonderlichsten Thesen geeignetes Zahlenmaterial gibt. Und so haben die Geologen Roger Bilham und Rebecca Bendick eine starke Korrelation zwischen Erdrotation und Erdbebenaktivität festgestellt. Sie stellen allerdings nicht auf die langfristige Veränderung ab, sondern auf minimalste Änderungen der Geschwindigkeit, wie sie beispielsweise das Abschmelzen des Poleises verursache [Hendrich]. Spätestens hier, wo jeweils die Wirkung des Abschmelzens in die Rechnungen eingeht, nähern sich die beiden Thesen beträchtlich an: Die eine versucht das Abschmelzen seit der Eiszeit in Formeln zu bringen, die andere geht von der derzeitigen Eisschmelze an den Polen aus.

Nachdem Stephenson, Morrison und Hohenkerk auf keine Arbeit von Robert R. Newton (1918–1991) zurückgreifen, soll das hier geschehen. Newton hat durch Überprüfung mittelalterlicher Finsternisberichte festgestellt, dass die Mondbeschleunigung respektive die Verlängerung des Erdtages anders verläuft als bis dahin gedacht. Er stellte den Effekt auch grafisch dar [Illig 2015, 602]. Es ist leicht erkennbar, dass der Mond nach der Zeitenwende gleichmäßig beschleunigt, doch dann für drei Jahrhunderte langsamer wird – die maximale Bremswirkung fand zur Kaiserkrönung Karls statt – um dann wieder zu beschleunigen. Dieses Ergebnis würde bedeuten, dass es eine Kraft gegeben hat, die den Mond zeitweilig bremste. Doch eine mögliche Ursache dafür ist unbekannt. (Dass die fingierte Existenz der Karolinger tatsächlich schuld sein könnte, sah und sieht kein Astronom.)

Daraufhin untersuchte F. Richard Stephenson (* 1941) das Phänomen und kam zu einer ganz anderen Grafik [Illig 2015, 603]. Nunmehr löste sich das mysteriöse Geschehen in einem glatten Kurvenzug auf, was natürlich möglich war, da die vergleichsweise wenigen Punkte vielerlei Annäherungen ermöglichten. Laut Legende wurden viele Quellen berücksichtigt, ob babylonische, chinesische oder arabische, die Sonnenfinsternisse der karolingischen *Reichsannalen* jedoch nicht!

Bald werden wohl weitere Gründe dafür genannt werden, warum sich die Erdrotation verlangsamt. Wenn daraus ein neue Rate für die Abnahme der

Erdrotation errechnet wird, mit dem die antiken Eklipsenberichte retrokalkulierbar werden, dann wird es heißen: Die alten Berichte können eins zu eins bestätigt werden – und jeder Gedanke an eine verbesserbare Zeitachse wird obsolet.

Literatur

- Hendrich, Cornelia Karin (2017): Forscher sagen für 2018 große Zahl verheerender Erdbeben voraus; *Welt digital*, 23. 11.
- Illig, Heribert (2015): Archäoastronomische Rekonstruktionen · Eine Erwiderung; *Zeitensprünge* 27 (3) 600-606
- Langenbach, Jürgen (2018): Kam der Mond aus der verdampften Erde? *Die Presse*, Wien, 06. 03.
- Newton, Robert R. (1984): *The Moon's Acceleration and Its Physical Origins · Volume 2 · As Deduced from General Lunar Observations*; Hopkins Uni. Press, Baltimore · London
- (1979): *The Moon's Acceleration and Its Physical Origins · Volume 2 · As Deduced from Solar Eclipses*; Hopkins Uni. Press, Baltimore · London
- (1974): Two uses of ancient astronomy; *Phil. Trans. R. Soc Lond. A*. 276, 99-116
- Podbregar, Nadja (2016): Erde und Weltall - Geowissenschaften · Erdrotation: Verlangsamung geringer als gedacht; *Bild der Wissenschaft*, 07. 12.
- Stephenson, F. Richard / Morrison, Leslie V./ Hohenkerk, Catherine (2016): Proceedings of the Royal Society A: Mathematical, Physical and Engineering Sciences: Measurement of the Earth's rotation: 720 BC to AD 2015; DOI: 10.1098/rspa.2016.0404
- Stephenson, F. Richard / Morrison, Leslie V. (1995): Long-term fluctuations in the Earth's rotation: 700 BC to AD 1990; *Phil. Trans. R. Soc. Lond. A* 351, 165-202

Nach einem Hinweis von Wolfgang Kiecksee

Als **Postskriptum** ein Hinweis von Peter Mikolasch:

Es gibt jetzt vier Entstehungsszenarien für Erde und Mond.

1. Ein marsgroßer Himmelskörper schlägt aus der Erde Material heraus, das sich zum Mond ballt (das heute meistakzeptierte Modell).
2. Der Mond sei von der Erde eingefangen worden (auszuschließen, da sich ihre Elementzusammensetzungen zu stark ähneln).
3. Die sehr rasch rotierende Erde schleuderte Teile ihrer Kruste aus (doch man kennt kein Agens für die rasende, von George Darwin postulierte Rotation). Und ganz neu
4. Ein gigantischer Impakt habe die Erde in eine Wolke aus gasförmigem und flüssigem Gestein zerlegt; aus diesem rotierenden 'Donut' formten sich Mond und dann Erde. Doch einen solchen kosmischen Vorgang hat die Astrophysik noch nicht beobachtet [Langenbach].

Einstürzende Realitäten

Kleines Sammelsurium mitsamt Karlsecke

Mellaart - Zangger - SPIEGEL - SZ – Luftballon

In der letzten Ausgabe der *Zeitensprünge* ist darauf hingewiesen worden, dass gerade durch den SPIEGEL immer wieder die Arbeiten von Eberhard Zangger zu Sensationen aufgeblasen worden sind. Insbesondere seine Luwierthese erschien wertlos, weil sie sich auf den Nachlass von James Mellaart stützte [Illig, 354-358]. Niemand anderes als Zangger persönlich ist jetzt auch darauf gekommen, dass Mellaart gefälscht hat. Nun bekennt Frank Thadeusz, dass sich der SPIEGEL – primär Mathias Schulz, aber auch Thadeusz – peinlicherweise von Zangger wiederholt hat „faszinieren lassen“.

„Nicht jedes Wort mag entwertet sein, das Zangger als Deuter der Historie je geschrieben oder gesprochen hat. Seine mit viel Dampf aufgeblasene Luwier-Theorie allerdings ist nun zusammengeschumpelt auf die Größe eines betagten Luftballons“ [Thadeusz].

Dasselbe gilt längst auch für seine Atlantis=Troia-Gleichung. Wenn nun Zangger bekennt, einem Schwindler aufgesessen zu sein, und Kollegen wie Max Gander oder Annick Payne seine Arbeitsweise kritisieren – „Der Gescholtene selbst sieht derweil wenig Anlass zur Kritik an seiner Arbeitsweise“ [ebd.]. Er wird also so weitermachen. Die *Süddeutsche Zeitung*, hat sich (bis zum 24. 03.) noch nicht von ihrem Luwier-Jubelschrei distanziert, den sie bereits vor Erscheinen des Buches auf zwei ganzen Zeitungsseiten präsentiert hatte: „Zangger, Präsident der Zürcher Stiftung Luwian Studies, zaubert nicht einfach nur ein Kaninchen aus dem Hut“ [Siefer] – nein, kein Kaninchen, sondern eine dicke Ente.

Illig, Heribert (2017): Die ewige Suche nach Atlantis: Santorin, Kreta, Troia und auch Luwier; *Zeitensprünge* 29 (3) 347-359

Siefer, Werner (2016): Volk der Luwier · Die unbekannte Weltmacht; *SZ*, 26. 11.

Thadeusz, Frank (2018): Schrumpliger Luftballon; *Der SPIEGEL*, 11/2018, 10. 03.

Zangger, Eberhard (2017): *Die Luwier und der Trojanische Krieg · Eine Entdeckungsgeschichte*; Orell Füssli, Zürich

*

23 Millionen Stellen - Bismarck größte Primzahl entdeckt

Von Zeit zu Zeit stellt uns die „Great Internet Mersenne Prime Search (GIMPS)“ eine neue Mersenne-Primzahl vor. Jetzt ist die 50. ihrer Art gefunden worden. Die ersten sechs lauten: 3, 7, 31, 127, 8.191, 131.071. Bei der 50. bräuchte es etwas mehr Platz, hat sie doch ca. 23,25 Millionen Stellen und

würde deshalb mehr als 9.000 Buchseiten füllen. Statt sie hier abzudrucken, wird ihre Definition gebracht. Eine Mersenne-Zahl hat die Form $2^n - 1$, doch nicht jede dieser Zahlen ist eine Primzahl. Weil Marin Mersenne 1644 glaubte, die ersten 11 dieser Zahlen zu kennen, werden sie nach ihm benannt (obwohl er sich bei zwei seiner Zahlen verrechnet, drei andere nicht gefunden hat). Der Jubiläumsumfund ist zugleich die größte bislang bekannte Primzahl.

dpa (2018): Größte Primzahl der Welt berechnet; *zdf.de*, 05. 01.

*

Die Fast-Kollisionen rücken näher

Der Asteroid 2012 TC₄ mit ca. 20 km Durchmesser passierte am 12. 10. 2017 die Erde in nur 44.000 km Entfernung, das sind etwa 3,5 Erddurchmesser; der Abstand Erde – Mond beträgt dagegen im Mittel 384.400 km. Die Vorausberechnungen bestätigten sich fast auf den Kilometer. Doch das ändert nichts daran, dass bei der ESA

„in den kommenden vier Jahren 26 Millionen Euro für die Asteroidenentdeckung und -abwehr zur Verfügung [stehen]. Dabei konzentrierte man sich vor allem auf die Entdeckung. Die Programme bei den Vereinten Nationen liefen «momentan auf Sparflamme»“ [asteroid].

Die angepeilte neue Mondlandung wird dagegen auf 100 Mrd. \$ taxiert, die Marsexpedition auf 400 Mrd. \$. Andererseits sind im Januar/Februar dieses Jahres bereits 20 Asteroiden beobachtet worden, die der Erde näher als der Mond gekommen sind. Da beruhigt es ungemein, wenn Protzunternehmen gegenüber Gefahrenabwehr priorisiert werden.

asteroid = <https://web.de/magazine/wissen/asteroid-2012-tc4-knapp-erde-gelegenheitsverfolgung-erdnahe-objekte-testen-32564780>

Wikipedia: *List of asteroid close approaches to Earth in 2018*

*

Mondfinsternis – virtuell und real

Am Tag *vor* dem Ereignis:

„Blutmond-Finsternis: Zusätzlich stellt sich in der besagten Nacht noch eine Mondfinsternis ein. Die Erde schiebt sich zwischen die Sonne und ihren Trabanten, wobei ihr Schatten über dessen Oberfläche wandert. Das Ereignis beginnt am späten Vormittag des 31. Januar. Gegen 14:30 Uhr mitteleuropäischer Zeit ist die maximale Verdunkelung erreicht – es herrscht totale Mondfinsternis. Sie dauert 77 Minuten.“ [Focus]

Respekt: „Am Nachthimmel“ – so im Titel des Artikels – könnten wir Ende Januar von ungefähr 13:50 bis 15:10 eine totale Mondfinsternis beobachtet, obwohl wir wissen, dass ein Vollmond erst deutlich später aufgeht. Bei unserer Sensationsgier wird es uns nicht stören, dass wir sie nicht sehen können,

obwohl ein „blue moon“ dabei blutrot wird. (Der Begriff „blue moon“ wird verwendet, wenn es in einem Monat zwei Vollmonde gibt; insofern ist der Begriff romantisch, aber bedeutungslos.) Interessanter war der Umstand, dass der Mond auf seiner elliptischen Umlaufbahn der Erde bis auf 359.000 km nahe kam, während er im Mittel bei 384.400 km Entfernung zu sehen ist. Das erhöhte seine Helligkeit um ein Drittel. Und am Tag **nach** dem Ereignis:

„Dazu **kam** noch eine totale Mondfinsternis. »Es ist eine kleine Kuriosität, dass wir das alles auf einmal haben«, sagt Astronomin Carolin Liefke von der Vereinigung der Sternfreunde.“ [AZ; Hvhg. HI]

Respekt: Eine Astronomin sieht eine für sie unsichtbare Mondfinsternis!

AZ = (2018): Extrem seltenes Phänomen Supermond, „Blue Moon“, Mondfinsternis: So magisch war die letzte Nacht; *AZ, dpa*, 01.02.

Focus = (2018): Seltenes Ereignis · Was morgen am Nachthimmel passiert, hat es seit 150 Jahren nicht gegeben; *Focus Online*, 29. 01.

*

Graf Yoster gibt sich die Ehre oder *Computer Ballade*

Ein Film aus dem Jahr 1970: Verbrecher benutzen für ihre weltumspannenden Missetaten den modernsten Computer; er läuft allerdings noch mit Fernschreibern, Lochkarten und speichernden Magnetbändern. So gezeigt in der Episode *Computer Ballade* aus der Reihe: *Graf Yoster gibt sich die Ehre*. In diesen Geräten waren Transistoren eingebaut, damals allgemein bekannt von den Transistorradios. (Ich selbst lernte 1971 das Programmieren an einem riesigen Röhrengerät der TH München, der sog. PERM, weil die Universität nur das Leibniz-Rechenzentrum hatte, das Studenten nicht zur Verfügung stand.)

Erst 1964 wurden Integrierte Schaltkreise, erst Anfang der 1970er Jahre Mikroprozessoren entwickelt. Doch 1969 fand bereits der erste Mondflug statt, bei dem ein ziemlich großer Computer mitzuschleppen war. Da trifft es sich gut, dass die NASA wieder zum Mond fliegen soll, wieder auf einen Präsidialbefehl hin, diesmal spätestens bis 2021. So will sie u.a. beweisen, dass sie es vor dann 52 Jahren auch gekonnt hat. Nicht jeder glaubt daran:

„Der Nasa-Astronaut Scott Kelly nimmt die Pläne des US-Präsidenten Donald Trump für bemannte Mondmissionen nicht ernst. Kelly sagte bei der Vorstellung seines Buches »Endurance« (Ausdauer): »Das ist nur Werbung, ich nehme das nicht ernst.« Trotz der Ankündigung sei der Etat der Nasa gekürzt worden, einen Chef gebe es bei der US-Weltraumbehörde noch immer nicht., kritisierte der 53-Jährige. Seit Trumps Amtsantritt im Januar 2017 leitete Robert Lightfoot als Interimsdirektor die Behörde.“

Dambeck, Holger (2017): Neue Superrakete der Nasa · Trump will schnellstmöglich zum Mond; *Spiegel Online*; 27. 02.

N.N. (2018): Weltraum-Veteran zweifelt an Trumps Mond-Plan; *BILD.de*, 22. 01.

*

„Die Spanische Grippe wird hundert Jahre alt“

Eine Krankheit feiert Geburtstag – das gibt es nicht alle Tage.

„Vor hundert Jahren tötete die spanische Grippe mehr Menschen als der Erste Weltkrieg. Viele Theorien ranken sich um die Pandemie, die ihren Namen von einem spanischen König hat. Auch die Wissenschaft hat die berüchtigte Krankheit noch nicht ad acta gelegt.“ [N.N.]

So der Untertitel eines anonymen Artikels. Zur Zahl der Opfer weltweit gibt es nur Schätzungen, die bei 27 Millionen beginnen und dann fast beliebig große Zahlen liefern. Die verursachenden Viren könnten in den USA entstanden sein und mit Truppentransporten über die Erde verteilt worden sein. Sterbeursache war dann meist ein akutes Lungenversagen. Zu den prominenten Opfer zählen Egon Schiele, und seine Frau Edith, Max Weber, Sophie Freud (Tochter von Sigmund), Guillaume Apollinaire oder Frederick Trump (Großvater von Donald).

Seitdem werden Grippeepidemien nicht nur bekämpft, sondern auch prognostiziert. Fast in regelmäßigen Abständen wird dringlich erwartet, dass ein Virus, der sich in Schweinen, Vögeln oder sonst einem Wirtstier vermehrt, mutiert und ab da zahllose Menschen gefährdet. Jedes Mal erstaunt dabei, dass sich Mutationen, die doch rein zufällig entstehen sollten, scheinbar genau prognostizieren lassen, noch dazu mit zeitlichen Vorgaben. In der Realität hat sich noch keine dieser Prognosen bestätigt.

N.N. (2018): Die Spanische Grippe wird hundert Jahre alt; *t-online.de*, 05. 01.

*

„Millionen Tote möglich · WHO warnt vor »Krankheit X«.

„Seit 2015 formuliert die Weltgesundheitsorganisation (WHO) jährlich eine Liste mit Erregern, die das Potenzial haben könnten, eine Epidemie auszulösen. In diesem Jahr ist »Krankheit X« erstmals aufgelistet. Mit »Krankheit X« bezeichnet die WHO eine Erkrankung, über deren Herkunft, Ansteckungsmuster, Verlauf und Folgen noch nichts bekannt, die aber gefährliche Auswirkungen für den Menschen haben könnte. Sie wurde jetzt zusammen mit acht schon bekannten Erregern gelistet.

Was mysteriös klingt, ist es in der Tat auch: Offen ist, ob sich hinter Krankheit X ein mutierter Erreger verbergen könnte, wie etwa bei der Spanischen Grippe, oder ob ein bekannter Erreger ein bisher unbekanntes Merkmal zeigen könnte. Auch möglich ist, dass ein bisher völlig unbekannter Auslöser in Erscheinung treten könnte, so die WHO.“ [https]

Wir danken der WHO für diese überaus präzise Prognose, wissen allerdings nicht, wem sie nützen soll. Vermutlich dient sie unserer Einstimmung darauf, dass bald gegen irgendeinen Erreger ein milliardenschweres Hilfsprogramm finanziert werden muss – von uns für die WHO.

*

Köln: Et hätt noch immer jot jejange!

Da stürzt das bedeutendste Stadtarchiv nördlich der Alpen in eine U-Bahn-Baustelle, 30 laufende Kilometer Regalinhalt geraten ins Grundwasser, zwei Generationen von Archivaren erhalten zur Wiederherstellung eine Lebensaufgabe. Wie stellt sich heute die Schadenshöhe dar?

650 Mio. Schaden für die Stadt

163 Mio. bislang aufgelaufene Strafzinsen

130 Mio. für die verzögerte Inbetriebnahme der U-Bahn-Linie

80 Mio. für den Neubau des Stadtarchivs

35 Mio. für die Bergung der Archivalien

166 Mio. für 'Sonstiges' wie Beweisverfahren oder Opferentschädigung.

Unterm Strich ist das deutlich mehr als 1 Milliarde €. Wer will dafür schon die Schuld tragen? Also wird sich wohl nie klären lassen, wie ca. 5.000 Kubikmeter Sand und Kies abrupt in die Baugrube geraten konnten, wie das Stadtarchiv in den so gebildeten Hohlraum stürzen konnte. Man stelle sich die Schadenshöhe vor, wenn eine Karlsurkunde in Schutt und Wasser geraten wäre! Zum Glück stammt die älteste Urkunde des Archivs aus dem Jahr 922...

Isringhaus, Jörg / Plücker, Maximilian (2017): Einsturz des Stadtarchivs in Köln · Staatsanwalt bestätigt Anklage gegen sieben Personen; *RP Online*, 17. 10.

*

Salman Rushdie zur Realität

„SPIEGEL: Dabei haben Forschung und Wissenschaft bei der Rechten einen schwereren Stand denn je.

RUSHDIE: Etwas zu wissen, Experte zu sein, das gilt heute als elitär. Vor Kurzem gab es eine Umfrage unter Wählern der Republikaner, in der eine Mehrheit erklärte, sie glaubte, dass Universitäten schlecht für Amerika seien. Sie schaden dem Land. Lernen ist schlecht für Amerika! Wir leben in einer Zeit, in der Sprache von den Füßen auf den Kopf gestellt wird. Leute, die Fake News verbreiten, nennen echte Nachrichten Fake News.

SPIEGEL: Das sind die neuen Großmeister der Fiktion, nicht mehr Sie, Herr Rushdie.

RUSHDIE: Natürlich hat das zum großen Teil mit dem Internet zu tun. Die Zerstörung der Wahrheit. [...] Das Bewusstsein der Menschen für das, was real und was unreal ist, erodiert.“ [SPIEGEL].

Faktum = das Gemachte; Fiktion = das Erfundene. Aber ist das Gemachte, ist

die „Tatsache“, also etwas von uns – mit unserem Gehirn – Getanes (facere), identisch mit der Realität? Darüber grübeln die Philosophen seit langem. Für Konstruktivisten wird ein erkannter Gegenstand vom Betrachter selbst durch den Vorgang des Erkennens konstruiert. In diesem Falle kommen sich Faktum (das von mir Gemachte) und Fiktion (das von mir Erfundene) sehr, sehr nahe.

SPIEGEL-Gespräch von Volker Weidermann mit Salman Rushdie: „»Amerika zerfällt« New Yorker Milliardäre, ein Comic-Bösewicht als Präsident - woran liegt es nur, dass Salman Rushdies neuer Roman »Golden House« wirkt, als wäre die Realität zur Fiktion geworden und die Fiktion zur Realität?“ *DER SPIEGEL* 36/2017, 02. 09., 110-115

*

Trump steht zu sich

Den Vorwurf, er interessiere sich für Erziehung, Wissenschaft oder gar Kultur, ließ der US-Präsident nicht auf sich sitzen. Deshalb hat er den Austritt der USA aus der UNESCO zum 31. 12. dekretiert. „UNESCO (englisch United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization“ [wiki ↪ UNESCO].

*

Methusalema mit 117

Nur ein einziger lebender Mensch verbindet uns noch mit dem 19. Jh. eines Goethe, Novalis oder eines Napoleon: Die Japanerin Nabi Tajima ist am 04. 08. des Jahres 1900 geboren worden, also noch im 19. Jh. Die nächstjüngere Lebende hat am 29. 10. 1901 das Licht der Welt erblickt.

https://de.wikipedia.org/wiki/Liste_der_%C3%A4ltesten_Menschen

*

Aus der Karlsecke

Prioritätsgerangele

Es gab seit 1998 immer wieder Versuche, meine Priorität in Sachen „Dunkles Mittelalter“ anzufechten oder meinen Namen bei der Chronologiekritik auszublenzen. Seit 2013 versucht Hans-Erdmann Korth, meine Idee auf Isaac Newton zu übertragen. Er stützt sich auf ein zu knappes Zitat: „they have made the Antiquities of Greece three or four hundred years elder than the truth [p. 3]“ [Korth 2013, 80]. Doch Newton hatte etwas anderes gemeint:

„So then a little after the death of *Alexander* the great, they began to set down the Generations, Reigns and Successions, in numbers of years, and by putting Reigns and Successions equipollent to Generations, and three Generations to an hundred or an hundred and twenty years (as appears by their Chronology) they have made the Antiquities of *Greece* three or four

hundred years older than the truth“ [Newton, 3; hier Newtons Originalwortlaut mit older statt elder und seinen Hervorhebungen].

(Bald nach dem Tod von Alexander dem Großen begannen sie [die Historiker] damit, die Generationen, Regierungszeiten und Abfolgen in Anzahlen von Jahren anzusetzen, und indem sie Regierungszeiten und Abfolgen mit Generationen gleichsetzen und drei Generationen mit einhundert oder einhundertzwanzig Jahren (wie es aus ihrer Chronologie hervorgeht), machten sie die Altertümer Griechenlands drei- oder vierhundert Jahre älter als in Wahrheit.)

Mit verkürzter Generationendauer und anderen Überlegungen kam Newton zu teils ganz anderen Datierungen: Rom kriecht nicht mehr -753 aus dem Ei, sondern -627; -776 stellt Iphitus die Olympiaden wieder her (unverändertes Datum), -904 fällt Troia, also ~300 Jahre später, als bis Newton angenommen wurde und bis heute vom Mainstream angenommen wird [Newton, 38, 34, 29].

Ich habe das im selben Jahr klargestellt [Illig 2013]. Mittlerweile beteiligt sich Korth an dem E-Mail-Kreis, den Gunnar Heinsohn ins Leben gerufen hat, um mit seiner 700-Jahres-Lücke zu Rande zu kommen. Dort kursiert jetzt ein pdf-Artikel von Korth: „*Die Chronoklasten*“. Er endet mit sechs Folgerungen, deren erste lautet: „Wie Isaak Newton erkannte¹², liegen historische Zeitstellungen um 3–4 Jhe zu früh“, ergänzt um die Fußnote 12: „Dies wurde seither von H. Illig und Anderen an Aberhunderten von Beispielen verifiziert.“ Demnach hätten andere und ich lediglich eine alte Erkenntnis von Newton bestätigt. Ich stelle deshalb erneut klar: Newton hat sich keine Gedanken über die Chronologie nach ca. -150 gemacht (s. sein Buchtitel), hatte also auch keine einschlägige Erkenntnis. Deshalb konnte ich sie nicht verifizieren, sondern hatte selbst eine Erkenntnis. Übrigens: Wer sich selbst zu den Chronoklasten zählt, reiht sich bei üblen Wissenschaftsfeinden ein, wie ein treffender Kommentar von Gottfried Schatz in der *Neuen Zürcher Zeitung* bereits vor zehn Jahren, zum 1. April 2008 beschrieben hat.

Illig : Vielleicht ein Versuchsballon? Eine Korth-Rezension; *Zeitensprünge* 25 (3) 677-681

Korth, Hans-Erdmann (2018): *Die Chronoklasten · Erwiesene Irrtümer & Manipulationen*; März (pdf: erhalten am 15. 03.)

- (2013): *Der größte Irrtum der Weltgeschichte · Von Isaac Newton 1689 entdeckt - bis heute unvorstellbar -*; Engelsdorfer, Leipzig

Newton, Isaac (1728): *The Chronology of ancient Kingdoms amended*; London

Schatz, Gottfried (2008): Die letzten Tage der Wissenschaft; *NZZ*, 01. 04.

*

Von einem mindestens neunzehnfachen Vater:

„Dem Bohnenkraut wird ebenfalls eine libidosteigernde Wirkung zugeschrieben. Bereits im alten Rom wurde das Sommerbohnenkraut den

venerischen Liebeskräutern zugeordnet. Die alten Griechen nannten die scharf schmeckende Pflanze »Glückspflanze«. Karl der Große war von der Wirkung so sehr überzeugt, dass er den Mönchen verbot, Bohnenkraut im Klostergarten anzubauen.“ [Ilch]

Ilch, Rebecca (2018): *Aphrodisierende Pflanzen: Natürliches Viagra*; 15. 02.
<https://www.mein-schoener-garten.de/lifestyle/gruenes-leben/aphrodisierende-pflanzen-natuerliches-viagra-33796>

*

Paderborns Visionen:

„Karl der Große wusste schon
das kühnste Bauwerk ist der Dom,
Drei Hasen schönsten Ornament,
die Historie ein Geschenk.“

Früher ist das spätgotische Hasenfenster auf den Beginn des 16. Jh. datiert worden. Nun stellt sich die Frage: Ist das Fenster so alt oder Karl so jung?

„Die Geschichte neu erklärt,
in guten Händen sich bewährt“

https://www.focus.de/regional/paderborn/poesie-aus-paderborn-kulturstadt-laedt-sowohl-neubuerger-als-auch-internationale-gaeste-ein_id_8487606.html

*

Vöhringen an der Iller: Karl der Große und Heribertus

„Alle Mühe und Drohgebärden waren vergeblich – die Wasamolle haben für die kommenden Tage das Rathaus übernommen. Die »glorreichen Drei« Karl der Große, Heribertus und Ludovico waren zwar bis an die Zähne bewaffnet und machten grimmige Mienen, aber letztlich mussten sie sich geschlagen geben. Sie wanderten sogar für eine Weile hinter Gitter, aber die Sieger im närrischen Kampf ums Rathaus blieben die Narren oben vom Berg...“ [Balken].

Seltsam: Da stehen Karl der Große, Heribertus und ein Ludovico als Bürgermeister des schwäbisch-bayerischen Vöhringens auf verlorenem Posten gegen die Faschingsnarren. Es geht hier um die Brauchtumsgruppe Wasamolle Illerberg/Thal. Sie ist so alt nicht, wie es sich bei uraltem Brauchtum gehören würde: nur 18 Jahre, also Gründungsjahr 1999. Wem da nichts schwant...

Balken, Ursula Katharina (2018): Rathaussturm in Vöhringen: Bürgermeister hinter Gittern. Die „Wasamolle“ erobern in Vöhringen das Rathaus; *Augsburger Allgemeine*, 09. 02.

Katharina, Ursula (2010): Die Wasamolle zählen anders; *Augsburger Allgemeine*, 06. 01.

*

Von der Bildung über den Vatikan zu Karl

Die einstige Bildungsministerin wird Vorsitzende des Kuratoriums der *Europäischen Stiftung Aachener Dom*.

„Annette Schavan (62) übernimmt am Dienstag offiziell den Vorsitz von Eckhard Uhlenberg (70), wie das Aachener Domkapitel am Freitag mitteilte. Der CDU-Politiker und frühere NRW-Landtagspräsident Uhlenberg, der dem Gremium von 2013 bis 2017 vorstand, bleibe weiterhin Kuratoriumsmitglied. Die frühere Landes- und Bundesministerin Schavan (CDU) ist seit Juli 2014 Deutsche Botschafterin beim Heiligen Stuhl. Ihre Amtszeit endet im Sommer“ [KNA].

Also Schavan und Karl: der bildungsbeflissene Kaiser, der keine Bibliotheken hatte, und die einstige Bildungsministerin, die einen Doktorhut hatte. Eigentlich wollte sie nach vier Jahren als Botschafterin am Heiligen Stuhl der Konrad-Adenauer-Stiftung vorsitzen, doch Angela Merkels Unterstützung war zu schwach. Wird jetzt durch Aachen ein frischer Wind wehen? Wenn man bedenkt, dass die Website dieser Europäischen Stiftung unter „Presse“ Artikel von zuletzt 2007 und 2008 bereithält, ihr Nachrichtenarchiv nur bis 2008 reicht, und unter „Aktuell“ für ein Domkonzert im Oktober 2015 geworben wird, dann scheint nicht sicher, dass der Wechsel an der Spitze dort überhaupt bemerkt werden wird [von HI abgefragt am 19. 02. 2018].

Aachen = <http://stiftung.aachendom.de/die-europaeische-stiftung-fuer-den-aachener-dom.html>

Illig, Heribert (2014): Schavan und die Wissenschaft. 'Scientific dissonances'; *Zeiten-sprünge* 26 (3) 746-749

KNA (2018): Annette Schavan neue Vorsitzende im Aachener Dom-Kuratorium · Von Rom nach Aachen; *domradio.de*, 16.02.

*

Wir stammen alle von Karl ab

Karine Jacquet machte eine simple Rechnung auf, warum wir alle, Franzosen und Deutsche, von Karl d. Gr. abstammen. Jeder hat 2 Eltern, 4 Großeltern usw. Das ergibt bei angenommenen 45 Generationen zurück bis ins Jahr 800 eine damalige Generation von vielen Trillionen Menschen. Bei heute 145 Mio. Franzosen und Deutsche müsste aus beiden Zahlen auch noch das Produkt gebildet werden. Dem stehen die geschätzt 8,8 Mio. Franken dieser Zeit gegenüber. Da zeigt sich, dass sich rechnerisch jeder Heutige auf Karl zurückführen lässt, ebenso natürlich auf jeden seiner Leibeigenen. Eine beeindruckende Milchmädchenrechnung, deshalb durchgeführt, weil sehr viele Franzosen gerne adelige Ahnen hätten.

Jacquet, Karine (2018): Charlemagne est-il l'ancêtre de tous les Français? *Science et vie*, 25. 02.

Mantis Verlag (Preise für Abonnenten inklusive Inlandsporto)

- 2017 Illig, Heribert: **Des Kaisers leeres Bücherbrett** · Wer bewahrte das antike Erbe? Ca. 290 S., ca. 70 Abb., Pb., 19,90 €, für Abonnenten 18,90 €
- 2015 Mayer, Joseph M.: **Die Himmelspferde von Nebra und Stonehenge** · Astronomie und Mythos; 97 S. DIN A4, Pb., Farbabb., 22,90 €, für Abo. 21 €
- *2014 Illig, Heribert: **Aachen ohne Karl den Großen**. Technik stürzt sein Reich ins Nichts. 215 S., 58 Abb., Pb., 14,90 €, für Abo. 13,90 €
- 2013 Illig, Heribert: **Gräufeling & Pasing 1250 Jahre?** Ein kritischer Streifzug durch Bayerns frühe Geschichte. 109 S., 16 Abb., Pb., 9,90 €
- 2013 Illig, Heribert: **Meister Anton, gen. Pilgram, oder Abschied vom Manierismus**. 360 S., 167 Abb., Pb., 27,90 €, für Abo. 14,90 €
- *2012 Heinsohn, Gunnar: **Die Erschaffung der Götter**. Das Opfer als Ursprung der Religion. 228 S., 30 Abb., 15,90 €, für Abo. 13,90 €
- *2010 Illig, Heribert: **Geschichte, Mythen, Katastrophen**. Über Velikovsky hinaus. 360 S., 62 Abb., Pb., 22,90 €, für Abo. 21,- €
- °2010 Heinsohn, Gunnar · Illig, Heribert: **Wann lebten die Pharaonen?** 503 S., 192 Abb., Pb., 27,61 €, für Abo. 24,- €
- °2009 Heinsohn, Gunnar: **Wie alt ist das Menschengeschlecht?** 158 S., 42 Abb., Pb., 13,90 €, für Abo. 12,- €
- 2008 Illig, Heribert: **Die Chiemseelöcher**. Neue Sicht auf alte Kunst 150 S., 49 Abb., Pb., 14,90 €, für Abo. 7,90 €
- 2008 Franz, Dietmar: **Rätsel um Potsdams Ersterwähnung**. Urkundenfälschungen auf Otto III. 135 S., 11 Abb., Pb., 12,90 €, für Abo. 5,90 €
- 2007 Kerner, Martin: **Vom Steinbeil zum Pantheon**. Kulturgeschichte der Kalenderik. 197 S., 47 Abb., gebunden, 18,90 €, für Abo. 11,90 €
- 2005 Thiel, Werner : **Schwert aus Pergament**, Roman, 200 S., Pb., 7,90 €
- 2004 Heidrich, Specht K.: **Mykenische Geschichten**. Von Phoroneus bis Odysseus, von Atlantis bis Troia. 416 S., 15 Abb., Pb., 24,50 €, für Abo. 12,90 €
- 2003 Weissgerber, Klaus: **Ungarns wirkliche Frühgeschichte**. Árpád eroberte schon 600 das Karpatenbecken. 325 S., 42 Abb., Pb., 19,80 €, für A. 9,80 €
- 2002 Illig, Heribert · Anwander, Gerhard: **Bayern in der Phantomzeit** Zwei Bände, 958 S., 346 Abb., 2 Pb., 19,80 €
- 2002 Menting, Georg: **Die kurze Geschichte des Waldes**. Plädoyer für eine Kürzung der Waldgeschichte. 170 S., 34 Abb., Pb., 14,90 €, für Abo. 7,90 €
- 2002 Siepe, Franz: **Fragen der Marienverehrung**. Anfänge, Frühmittelalter, Schwarze Madonnen. 240 S., 16 Abb., 17,90 €, für Abo. 8,90 €
- 1999 Tamerl, Alfred: **Hrotsvith von Gandersheim**. Eine Entmystifizierung 327 S., 17 Abb., Pb., 20,40 €, für Abo. 9,90 €
- 1994 Sonnenschmidt, Reinhard: **Mythos, Trauma und Gewalt** in archaischen Gesellschaften; 131 S., 25 Abb. 11,- €, für Abo. 5,- €

Zeitsprünge, Interdisziplinäres Bulletin, 2018 im 30. Jahrgang, im Inland 35,- €, im Ausland 40,- €, drei Hefte mit zusammen mindestens 400 DIN A5-Seiten

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jahrgang 30, Heft 1, April 2018

- 3 Editorial
- 4 Im Gedenken an Robert Zuberbühler, 1920– 2017
- 6 Illig, Heribert: Flugsaurier auf allen Vieren · Neue Funde zeigen Gigantisches
- 9 Otte, Andreas: Prä-portugiesische Besiedlung der Azoren · Eine unvollständige Zusammenstellung
- 29 HI: Statuenmenhire, Dolmen und Roca Vecchia · Eine Bestandsaufnahme in Italien
- 43 HI: Auch Apulien bezeugt zeitliche Verwerfungen · Zwischen Steinzeit und Hochmittelalter
- 53 HI: Schattenmesser auf dem römischen Marsfeld · Fleddereien unter Geiern
- 79 HI: Chronologische Friktionen bei Lorschs Torhalle · Heute wie vor 100 Jahren
- 92 HI: Fossa carolina – das permanente Scheitern von Karl dem Großen
- 94 HI: Die Heilige Lanze – ohne Okkultismus · Herrschersymbol der Langobarden
- 109 HI: Die Heilige Lanze – der Imaginärteil aus dem 20. Jahrhundert
- 111 HI: Franken und Byzanz – oft eine Mesalliance · Mediävisten üben sich im Verbergen
- 122 Heinitz, Volker: Die „Provincia Gera“ – ihre Entwicklung bis zur Stadt Gera im Spiegel der wenigen existierenden Urkunden von 995 bis etwa 1237
- 138 HI: Der Sündenfall · Eine Glosse
- 143 Diebitz, Stefan: Der Homunkulus und seine Folgen · Moral, Selbstbewusstsein und Erinnerung
- 164 Bangerter, Hans: Der Tanz der Katze und ihr Blick · Leserbrief zum Thema Darwinismus
- 167 HI: Der Mond und die Erdrotation
- 170 HI: Einstürzende Realitäten · Kleines Sammelsurium mit Karlsecke
- 179 Verlagsmitteilungen

ISSN : 0947-7233